

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/2007



Jahrg. 19, Heft 2, August 2007



ISSN 0947-7233

Titelbild: Spiralgalaxie M51 im Sternbild Jagdhunde [Beckwith 22]; Abb. 2 des Aufsatzes von Werner Benecken, zu S. 494

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Home-page (läuft aus)

www.mantis-verlag.de

Stichwortverzeichnis und mehr:

www.chrono-rekonstruktion.de

eingerichtet von Andreas Otte. Anmeldung über
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Neu, im steten Ausbau

www.fantomzeit.de

dort auch das **Aufsatzregister** der *Zeitensprünge*

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 38,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2007 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 12,-). **Jahrgänge:** 1989 = 17,50 €; 1990-1991 je 20,- 1992-1994 je 22,50,- ; 1995 = 27,50; 1996 = 30,- ; 1997-1998 je 32,50; 1999-2000 je 35,- ; 2001-2002 je 37,50 ; 2003-2006 je 35,- . Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 19, Heft 2
August 2007

Editorial

Planung ist bekanntlich alles, sofern die Realität bereit ist, sich daran zu halten. Der Herausgeber hatte denn auch keine Vorstellung eines außergewöhnlichen Heft, sondern war einfach gespannt, welche Beiträge diesmal einlaufen würden. Als seine Arbeit vorangeschritt, stellte er erstaunt fest, dass die Seitenzahl sogar die von der Post vorgegebene Obergrenze von 264 Seiten sprengen könnte. Da gab er Herz und Geldbörse einen Stoß, auf dass zum runden Wiegenfeste – steirischer Arnold und roter Ferrari werden nur einmal 60 – das umfangreichste Heft mitsamt farbigem Cover erscheine, das je als *Zeitensprünge* erschienen ist und erscheinen wird, weil damit ein Einzelner unter obligatem Termindruck im Grunde überfordert ist.

Diese Ausgabe wird in der Druckerei zugleich mit zwei Büchern bearbeitet, die zusammen ein mehr als erfreuliches *Triumvirat* bilden. Nach zweijährigen Vorarbeiten und noch viel längerem Warten liegt endlich wieder *Gunnar Heinsohns* Geniestreich – *Die Sumerer gab es nicht* – vor, noch dazu in deutlich gesteigertem Umfang. Hierbei ist speziell Gerhard Anwander zu danken, weil er den alten Buchtext gescannt und die meisten der unendlich scheinenden Scanner-Fehler bereinigt hat. Jetzt kann ein zweiter Versuch gestartet werden, die schier hoffnungslos erscheinende Verkrustung vorderasiatischer Geschichte aufzubrechen, indem die in den letzten 150 Jahren willkürlich kreierte Doppel- und Dreifachgänger eliminiert werden. Über seine Erfahrungen mit den Lordsiegelbewahrern kompliziertester, abwegiger Geschichtskonstruktionen unterrichtet der Autor in seinem neuen Einleitungstext.

Martin Kerner hat eine Kulturgeschichte der frühen Kalendarik – *vom Steinbeil zum Pantheon* – verfasst, die einen weit gezirkelten Bogen schlägt: von ornamentierten Steinbeilen über Nebra-Scheibe, Schweizer Bronzeplanetarien und -visureinrichtungen bis hin zu dem höchst antizipatorischen Räderwerk von Antikythera und dem Pantheon als Sonnenuhr und -observatorium. Während M. Kerner die Chronologie nimmt, wie sie ist, glaubt sein Verleger natürlich, dass es hier nicht um Wissen geht, das immer wieder viele Jahrhunderte lang in keiner Weise erweitert wurde und scheinbar brach lag, sondern um eine zügige Evolutionslinie innerhalb des -1. Jtsd. Zeitenspringer werden

besonders davon angetan sein, dass die Venus von den alten Astronomen durchweg ins Visier genommen worden ist. Dadurch fällt auch Licht auf die stets virulente Konstanz des Himmels.

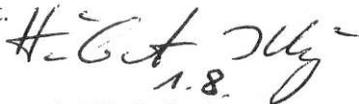
So werden bis Ende August rund 800 Seiten geschichtskritisches Material einer Öffentlichkeit vorgestellt, die es allerdings nur in homöopathischen Dosen höchster Potenzierung zu sich nehmen wird. Doch wir wollen darauf vertrauen, dass auch auf diese hahnemannsche Weise große und nachhaltige Wirkung erzielt werden kann.

Das Heft selbst ist nicht nur wegen seines Umfangs rekordverdächtig, sondern bietet auch inhaltlich Gewichtiges. Dazu sechs von 25 möglichen Beispielen. **Klaus Weissgerber** legt als erster eine detaillierte, pharaonenbezogene Chronologie vor, die Ägyptens 18. bis 20. Dynastie in Einklang bringt mit den vorderasiatischen Mächten! Mitherausgeber **Gunnar Heinsohn** präsentiert 'dazu' die immer länger werdende Liste von Gleichsetzungen in Vorderasien und auch in Ägypten.

Für die mittelalterliche Phantomzeit findet **Jan Beaufort** ein neues Motiv: die bewusst gestaltete Rechnung nach Christi Geburt. Mir blieb es vorbehalten, einen überaus dreisten Angriff auf die Kunstgeschichte – mit dem obendrein die fiktive Zeit als reale gefestigt werden soll – anzuprangern: Schüttes sensationsgieriger Versuch, ottonische und karolingische Kunst drastisch zu veralten und damit Kölsch' dramatisch aufzuwerten. **Gerhard Anwander** sammelt und fokussiert die Argumente gegen einen Tacitus des 1. Jh. und für einen Fälscher des 12. Jh. **Günter Lüling** hat am eigenen Leib erfahren müssen, wie grundstürzende Thesen, die Platzhirschen zuwiderlaufen, mitsamt ihrem Urheber von der herrschenden Lehre, sekundiert von bundesdeutschen Gerichtern, niedergemacht werden – ein schreckliches Kapitel aus dem Alltag der Universitäten, die ganz und gar nicht wie eine segenspendende große Mutter (Alma Mater), sondern wie ein rächender, eifernder Vater Besitzstände wahrt und nur den nährt, der ihm frommt.

18 AutorInnen haben insgesamt 25 Texten beigesteuert. Selbstverständlich haben sie ihre Arbeiten für alle verfasst. Aber indem ich sie zusammenfüge und als aktuelle Ausgabe verschicke, darf ich sie zugleich als Festschrift und Geschenk zu meinem anstehenden runden Geburtstag („ante diem VII Idus Septembres“) betrachten, nachdem das außerplanmäßige Jahrestreffen in Istrien nur in Aufsatzform stattfindet.

In diesem Sinne Ihr



P.S. *Das erfundene Mittelalter* ist nun als Blindenbuch erschienen. So wird diese Problematik auch behinderten Menschen zugänglich. Nach 4 kleinen Auflagen beim *Mantis Verlag* und 20 Auflagen bei *Econ/Ullstein* ist das die 25. Auflage dieses Titels; die Gesamtauflage hat die 100.000 überschritten.

‘Geburtstagsapothese’

Sehr geehrter Herr Illig,

im Buch *Eine kurze Geschichte von fast allem* von Bill Bryson [Darmstadt, 2004] habe ich einen interessanten Abschnitt [231 f.] zur Theorie der Plattentektonik gefunden – interessant deshalb, weil man den auch sehr gut auf Sie ummünzen könnte:

„Die Zeit war eindeutig reif für eine neue Theorie. Aber leider war Alfred Wegener (*Heribert Illig*) nicht der Mann, von dem die Geologen (*Historiker*) sie sich gewünscht hätten.

Zunächst einmal stellten seine radikalen Gedanken die Grundlagen des ganzen Fachgebietes in Frage, und das ist selten der richtige Weg, wenn man beim Publikum freundlich aufgenommen werden möchte. Eine solche Herausforderung wäre selbst dann schmerzlich genug gewesen, wenn sie von einem Geologen (*Historiker*) gekommen wäre, aber Wegener verfügte nicht über eine Ausbildung in Geologie (*Diplomatik*). Um Himmels willen, er war Meteorologe (*Germanist/Systemanalytiker*). Ein Wetterfrosch (*Hobbyhistoriker*) – und dann auch noch aus Deutschland (Bayern). Das waren unverzeihliche Mängel.

Also unternahmen die Geologen (*Historiker*) alle nur denkbaren Anstrengungen, um seine Belege unglaublich zu machen und seine Gedanken zu schmähen. Um das Problem der Fossilverteilung (*Fundverteilung*) zu umgehen, postulierten sie immer da, wo es ihnen notwendig erschien, frühere „Landbrücken“ („*Wikinger-/Ungarnüberfälle*“). Stellte sich heraus, dass ein Urfeld namens Hipparion zur gleichen Zeit in Frankreich und Florida gelebt hatte, zeichneten sie schnell eine Landbrücke über den Atlantik (*Wurde eine Entdeckung scheinbar zweimal im Abstand von Jahrhunderten gemacht, musste sie schnell in Vergessenheit geraten, um erneut entdeckt werden zu können*). Als man erkannte, dass prähistorische Tapire zur gleichen Zeit in Südamerika und Südostasien zu Hause waren, unterstellte man auch dort eine Landbrücke. Es dauerte nicht lange, dann waren die Landkarten (*Geschichtsbücher*) der prähistorischen Meere (*über das frühmittelalterliche Europa*) voller hypothetischer Landbrücken (*Verdopplungen und Überfälle*) – von Nordamerika nach Europa, von Brasilien nach Afrika, von Südostasien nach Australien, von Australien in die Antarktis. Diese Verbindungswege (*doppelte Entdeckungen/Gründungen/Überfälle*) sollten nicht nur nach Belieben überall da aufgetaucht sein, wo eine Art der Lebewesen von einer Landmasse zur anderen wandern musste (*wo die Urkunden Bauten postulierten, jedoch keine Funde auftauchten*), sondern sie waren angeblich auch stets wieder ver-

schwunden, ohne die geringsten Spuren zu hinterlassen. Natürlich wurde nichts davon auch nur durch den Hauch tatsächlicher Befunde gestützt – das ist bei derart falschen Vorstellungen nicht möglich -, und doch sollte es während der nächsten 50 (?) Jahren zur Lehrmeinung der Geologie (*Geschichtswissenschaft*) werden.“

Mit besten Grüßen

Fabian Fritzsche

Der mittlerweile emeritierter Professor für Humanbiologie an der Universität Kaiserslautern, Heinrich Zankl, hat in *Der große Irrtum. Wo die Wissenschaft sich täuschte* [Darmstadt, S. 180] eine weitere Parallele gezeigt: Als Wegener

„im Januar 1912 seine Hypothese auf der Jahresversammlung der Geologischen Gesellschaft in Frankfurt erstmals vorstellte, stieß er auf allgemeine Ablehnung. Die Kommentare in der Fachliteratur der folgenden Jahre waren auch alles andere als schmeichelhaft. Die Wegener'sche These wurde beispielsweise als ‚Phantasiegebilde, welches wie eine Seifenblase zergehen mußte‘ bezeichnet. Der Wiener Klimaforscher *Kerner-Merilaun* reagierte noch heftiger und beschrieb die Verschiebungstheorie als ‚Fieberphantasien eines von Krustendrehkrankheit und Polschubseuche schwer Befallenen‘. Max Semper, ein damals recht bekannter Geologe, meinte, Wegener solle doch ‚künftig die Geologie nicht weiter beehren, sondern Fachgebiete aufsuchen, die bisher noch vergaßen, über ihr Tor zu schreiben: O heiliger Sankt Florian, verschon dies Haus, zünd andre an!‘.

Einige dieser wahrlich nicht sehr qualifizierten Äußerungen lassen sich vielleicht noch als erste Spontanreaktionen auf eine neue und gewöhnungsbedürftige Theorie erklären. Aber auch nach Jahrzehnten, als der Sturm der Enttäuschung abgeklungen war, blieben die Stellungnahmen äußerst negativ. Beispielsweise schrieb Harold Jeffreys 1952 in seinem Buch ›Die Erde‹, dass ‚die Parteigänger der Kontinentaldrift in 30 Jahren keine Erklärung zustande gebracht haben, die einer Nachprüfung standhält‘. Der russische Geophysiker Vladimir Belussow äußerte sich 1954 noch kritischer: ‚Viele Hypothesen der Geotektonik haben der geotektonischen Wissenschaft erheblichen Schaden zugefügt ... Das anschaulichste Beispiel dafür hat Wegeners Hypothese von der Kontinentalverschiebung geliefert. Sie ist phantastisch und hat nichts mit Wissenschaft zu tun.‘ Und auch Fred Hoyle, ein englischer Astrophysiker, reihte sich noch 1955 in die Ablehnungsfront ein, indem er in seinem Buch ›Grenzen der Astronomie‹ schrieb: ‚Wie es ein Kontinent, der aus 35 Kilometer starkem Felsgestein besteht, anstellen soll, sich fortzubewegen, ist nie wirklich erklärt worden.‘“

Istrianisches als Jahrestreffenssurrogat

Heribert Illig

Dieser Artikel erwächst aus dem Kreis der Freunde der istrianischen Lande innerhalb der Zeitenspringer. Begründer sind Peter Mikolasch und Lee Reichel (†), Mitglieder sind Berislava Jan-Illig und Heribert Illig, als assoziiert gelten Gerhard Anwander, Ewald Ernst, Gunnar Heinsohn, Franz und Ursula Siepe. Freilich kann dieses Impromptu kein Jahrestreffen ersetzen.

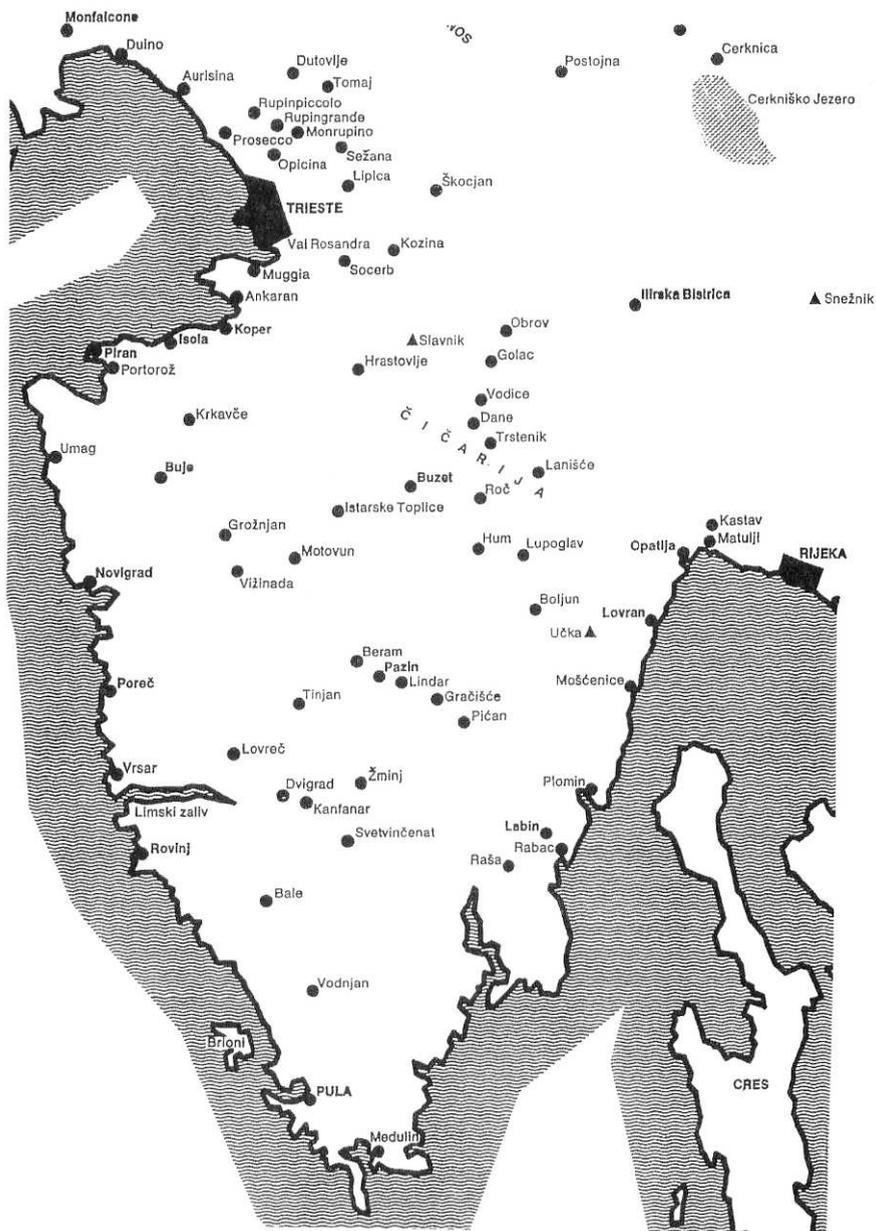
Der Vielsprachigkeit der Region – einstmals Deutsch, heute Friulanisch (Furlanisch), Istrioto, Italienisch, Kroatisch, Slowenisch – wird dadurch Rechnung getragen, dass im Regelfall Namen kroatisch/italienisch genannt werden.

„Das Land Istria oder Histereich. Istria oder Histreich/ so nach deß Plinii Zeugnuß vor zeiten lapydia geheissen. Ist an der Form einer Peninsel gleich/ ligt mehrer theils zwischen zweyen Meerschossen/ als dem in Triest und dem in Carnario, mit Venedischem Meer umbgeben. Stößt gegen Mitternacht an das Krainerische und Bayerische Gebürg“ [Begleittext zu einer Istrienkarte des Joannis Ianssonius, 1659 in Amsterdam gedruckt; aus Sotrifer 57].

Die größte Halbinsel der Adria bildet ein kleines Dreieck von 3.476 km² mit Kanten von ungefähr 80 km Länge. Das Gebiet ist – bis auf ein paar Kohlengruben – ohne montane Bodenschätze. Ausgeführt werden konnten durch die Jahrhunderte Eichenstämme und reinweißer Kalkstein, der vor allem die Wiener Ringstraße auszeichnet, aber auch in der Spätantike schon verschifft worden ist – wie der Monolith für Theoderichs Grabmal in Ravenna. Fremdenverkehr kam – mit einer Ausnahme (s.u.) – erst nach dem Zweiten Weltkrieg an den felsigen Küsten auf, war also niemals Annexionsgrund. Bei seit dem Krieg unverändert anhaltender Landflucht – betroffen ist natürlich das rurale Binnenland – leben hier keine 300.000 Einwohner, weniger als in Triest (ca. 200.000) und Rijeka (145.000) zusammen. Während an den Küsten der Tourismus boomt, behielt das bevölkerungsarme Hinterland bislang seinen stillen Charme – vielleicht mit toskanischen Gebieten vergleichbar.

Etymologische Quisquilien

Der Name der Halbinsel birgt Rätsel, obwohl oder weil er seit Alters unverändert ist. Wurde er von dem illyrischen Stamm der *Histri* aufs Land übertragen? Zu Römerzeiten wurde nicht nur dieses Stück Adriaküste *Histria*, sondern auch der Unterlauf der Donau *Ister* genannt. Nun munkeln andere



Übersichtskarte von Istrien [Sotrifer 29]

Quellen, dass auch der einzig nennenswerte Fluss Istriens, die Mirna/Quieto, früher *Ister* genannt worden sei [Sotrifer 26]. Eine Verbindung wird dadurch geschaffen, dass Jason und Medea von Kolchern entlang der Donau verfolgt worden seien, um dann in Istrien Zuflucht zu finden [ebd.].

Exakt das Gegenteil fordern andere Etymologen. Für sie liegt der Ursprung beim keltischen *ys-ura* für schnelles Wasser [wikipedia → Ister]. Andere entsprechende Flussnamen sind Isère in Frankreich, Ister in Tschechien und bayerische Isar. Bei ihr haben die Römer die keltische Bezeichnung übernommen und mit einem Adjektiv gewissermaßen verdoppelt: *Isara rapidus* (was Lateinschüler dem Wahnsinn näher bringt). Doch die *reißende Isar* ist das genaue Gegenteil von Mirna/Quieto, also der *Ruhigen*.

Andere Lexika bieten *Ister* als gleichbedeutend wie „Ost“ und rücken es damit nahe an Österreich. Schließlich ist mir der Hinweis begegnet, das Wort stehe für „spitz laufend“ und charakterisiere die Halbinsel, die allerdings heute viel lieber mit einer Weintraube verglichen wird. Einmal mehr gewinne ich den Eindruck, dass etymologische ‘Beweise’ nicht zu den stärksten ihrer Art gehören.

Geographisch-Politisches

Istrien (Istra/Istria) müsste aus Gründen der geographischen Position wie der Rohstoffgewinnung nicht gesucht werden. Es ist obendrein kein Durchgangsland; wer von Nord nach Süd zieht, wird sich für die italienische oder die kroatische Küste entscheiden, doch Istrien liegen lassen, wo es ist, zumal es ohne moderne Straßen gar nicht leicht zu erreichen war. An den beiden Dreieckspunkten im Norden liegen zwei Städte, denen Hinterland fehlt, steigen doch gleich hinter Trst/Trieste wie hinter Rijeka/Fiume steile Felswände auf. Es braucht nicht zu verwundern, dass diese beiden Hafenstädte – ähnlich Genua – immer wieder zur Form des ‘Stadtstaats’ tendierten.

Doch weder Triest noch Rijeka gehören zu Istrien. Wer von Norden oder Nordwesten her Istrien betreten will, muss erst die steile Karststufe von ca. 300 m hinabfinden, um dann über ebenso hohe Pässe Istrien zu erreichen. Von Rijeka quälte sich der vom österreichischen Kaiserreich gebaute Südbahnabteiler erst weit nach Norden, dann auf der anderen Seite des Čičarija/Ciceria, früher auch Tschitschenboden genannten Gebirges noch weiter nach Süden, um schließlich (seit 1876) als istrianische Staatseisenbahn nach Pula/Pola zu gelangen. Es brauchte einen 5 km langen Autotunnel, um schnell von Rijeka/Fiume nach Istrien fahren zu können. Er durchsticht den Sperrwall, den die Čičarija/Ciceria zusammen mit dem Učka/Monte Maggiore bildet und bei ihm eine Höhe von 1.400 m erreicht. Hinter diesen Bergen liegt auch Opatija/Abbazia, seit dem Bau der Eisenbahn die österreichische

Sommerfrische, mit fast subtropischem Klima – obwohl auf der Halbinsel liegend, gehört es im Grunde nicht zu Istrien, sondern zur Meeresbucht Kvarner/Quarnero mit ihren Küsten und Inseln.

Gleichwohl zogen immer wieder Völker durch, ob Hunnen, Langobarden, Awaren, Slawen, Ungarn oder Türken – die namenlosen Besiedler ab der Altsteinzeit gar nicht gerechnet. Vor allem im 17. Jh. wurden verschiedene Volksgruppen ins verödete Istrien verpflanzt. So konnten im 19. Jh. hier Italiener, Romanen, Albanesen, Slowenen, Kroaten, Serben, Tschitschen (eingewanderte Rumänen), dazu Walachen, Albaner, Griechen, Zyprioten, Montenegriener und Morlakken (Slawen aus türkischen Grenzgebieten) angetroffen werden [Sotirer 55, 61, 81]. Lange bildete die Halbinsel die südlichste Überlappungsregion für romanische, germanische *und* slawische Bevölkerungsteile. Allerdings ist der deutschsprachige Anteil gründlich verblasst.

Wer erinnert sich, dass Teile Istriens schon im 10. Jh. baierisch und gleich darauf österreichische Grenzmark wurden und dies fast 1.000 Jahre, bis 1918 geblieben sind? Seit der Duce-Zeit sind österreichische Reminiszenzen und deutschen Sprachkenntnisse dahingeschwunden. Ohnehin war die Westküste über viele Jahrhunderte hinweg venezianisch gewesen. Heute sind weite Teile Istriens zweisprachig; die Schulkinder können sich für Italienisch, Kroatisch oder Slowenisch als Unterrichtssprache entscheiden. Wir trafen noch einen alten Mann, der unter Kaiser Franz Joseph geboren worden war, in der italienischen Armee gedient hat, um dann Jugoslawe zu werden, doch heute einen kroatischen Pass besitzt – und seit Geburt immer im selben Haus wohnt. Eini-germaßen an ihm vorüber gegangen sind das „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“ (SHS, ab 1920), das „Königreich Jugoslawien“ (ab 1929), der faschistische Ustaša-Staat in Kroatien (ab 10. 4. 41) sowie die Widerstandsbewegungen der serbisch-königstreuen Tschetniks (ab 10. 5.) und der Kommunisten unter Josip Broz-Tito (ab 4. 7. 41) [Ploetz 108 f.].

Im Lauf der letzten 1.100 Jahre war die Halbinsel meist geteilt, ohne dass die Grenzen umkämpft gewesen wären. Nach dem baierischen Auftakt von 952 bis 976 fielen große Teile an Karantanien/Kärnten, dann an den Grafen von Görz (slow. Gorica/ furlan. Gurize/ it. Gorizia) und sein Isterreich, später wirklich an Österreich, dem der Ostteil bis 1918 angehörte (Hauptort Mitterburg/Pazin/Pisino). Neben Venedig gab es noch einen dritten Mitspieler, das Patriarchat Aquileia, das zeitweilig ausschließlich deutschsprachige Oberhirten hatte (dieser Staatsteil der Erzdiözese bestand von 1077 bis 1420) und schließlich von Venedig erobert worden ist; sein Anteil an Mission, Häresien und sonstigen Spezialitäten ist einen eigenen Aufsatz wert.

Wer erinnert sich noch daran, dass Triest von 1382–1919 eine österreichische Hafenstadt mit einem autonomen Status war, gegenüber Italien durch die

häufig unpassierbaren, weiten Kiesbetten nach der Schneeschmelze mächtiger Alpenflüsse (Isonzo, Tagliamento, Torre, Piave) abgeschrmt?

(Ich habe hier das napoleonische Intermezzo mitsamt den *Illyrischen Provinzen* unterschlagen, das drei Etappen – von 1797 über 1805/06 und 1809/14 – umfasste. Damals erhielt das politische Europa sein modernes Gesicht, indem z.B. die uralte „Serenissima“ in der Lagune den Todesstoß versetzt bekam und von Habsburg beerbt wurde. Napoleon bezog sich bei der Namensgebung auf die einigermaßen sagenhaften Illyrer, die das Land mit ihren Wallburgen schützen konnten, bis sich die Römer als überlegen erwiesen. Der gegenwärtige Präsident der Region *Friaul-Julisch Venetien*, Riccardo Illy, ist übrigens kein später Illyrer, sondern stammt aus der Triestiner Kaffeedynastie Illy ungarisch-jüdischer Herkunft.)

Nach korsischem Intermezzo und Wiener Kongress wurde Istrien von Österreich aus endlich entwickelt, nachdem es Venedig eher als Kolonialgebiet, keineswegs wie seine „Terra ferma“ auf dem oberitalienischen Festland behandelt hatte. Nun wurde Triest (Trst/Trieste) zum österreichischen Zivilhafen, St. Veit am Flaum (noch früher „am Pflaumb“, also Rijeka/Fiume) zum ungarischen Handelshafen, Pula hingegen zum Kriegshafen der Doppelmonarchie ausgebaut, ab 1876 mit einer Eisenbahnlinie über Ljubljana/Laibach mit Wien verbunden, zu einer Zeit, als es noch kaum eine durchgehende Straße in Istrien gab.

20. Jahrhundert

Im Ersten Weltkrieg wurde Italien 1915 mit einem Geheimvertrag auf die Seite der Alliierten gelockt: Es würde als Siegesprämie u.a. Istrien und Dalmatien erhalten. So sollte es eigentlich geschehen, doch weil Rijeka/Fiume im Geheimvertrag 'außen vor' geblieben war, ergab sich über Jahre hinweg eine fast surreale Situation.

Vorweg: Das Kriegsende brachte im Schlepptau der sowjetischen Oktoberrevolution kommunistische Führer wie Bela Kun in Ungarn oder Kurt Eisner in Bayern, die jedoch schnell von rechtskonservativen Mächten beseitigt und bald durch Diktatoren wie Reichsverweser Michlós Horthy (1920) oder Duce Benito Mussolini (1922) beseitigt wurden. So ging es weiter: 1923 Spanien, Bulgarien und die Türkei (Hitler scheitert in Deutschland), 1925 Albanien, 1926 Polen, Litauen und Portugal, 1929 die Umwandlung des Königreiches der SHS zum „Königreich Jugoslawien“ [vgl. Kinder 417].

Als Exponent beider Richtungen darf der ursprünglich nur dem Namen nach adelige Dichter Gabriele D'Annunzio (1863–1938) gesehen werden [im Weiteren: Gumbrecht u. a. 11-23]. Der ästhetische Symbolist und Verfasser schwülder Literatur sitzt seit 1897 im Parlament ganz links, kämpft für Italiens

Kriegseintritt und nach Kriegsende für die „unerlösten Städte“, die von „einem Haufen geschichtsloser Slawen“ okkupiert seien [lt. Weithmann 349]. Zu ihnen gehört das im Geheimvertrag übergangene Rijeka/Fiume. Gleichwohl besetzen es die Italiener gleich zu Kriegsende, am 17. 11. 18. Doch die Amerikaner, die den Vorgang mit Truppen unterstützt haben, erkennen den Geheimvertrag nicht an, schlagen andere Grenzen vor und wollen die italienische Besetzung durch einen inter-alliierten Rat ersetzen. Am 27. 8. 19 müssen die italienischen Regimenter abmarschieren, bedrängen aber D'Annunzio, das Kommando zu übernehmen, worauf am 12. 9. 19 der Comandante mit seinen „feurigen“ Legionären („Arditi“) und desertierten Soldaten die Annexion vollzieht.

In **Rijeka/Fiume** beginnt ein tolles Jahr mit vielfältigem Possenspiel. Eine neue Ordnung wird für den Freistaat entworfen, die auch Ädilen und einen Vernunftthof vorsieht, Mussolini besucht Fiume (und wird vieles für seine Schwarzhemden übernehmen), ein „Büro für Handstreich“ wird gegründet, ein amerikanischer Vorschlag für einen vom Völkerbund kontrollierten Freistaat abgelehnt, worauf D'Annunzio auch noch Zadar/Zara attackiert; ein Wohlfahrtsausschuss wird gegründet, ein Referendum gegen den Comandante annulliert, D'Annunzio heiliggesprochen (am 20.1. 20), Fiumaner Kinder in einer Art Kinderkreuzzug nach Italien geschickt, die Produktion von Süßigkeiten in Fiume verboten, doch Waffen aus der Stadt an Ägypten geliefert, am St. Veit-Fest die Bilder des Heiligen durch die des Comandante ersetzt. Marconi bringt einen Radiosender, Toscanini konzertiert; im Vertrag von Rapallo wird zwischen Italien und dem neu entstandenen Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (SHS) festgelegt, dass Fiume Freie Stadt wird, worauf Fiume in Gestalt des Comandante dem nachgiebigen Italien den Krieg erklärt, um nach dem ersten Schuss der *Andrea Doria* schnellstens zu kapitulieren. Beim Weihnachtsfest 1920 erklärt D'Annunzio seinen Rücktritt, zieht sich in die Villa di Cargnacco am Gardasee zurück, um sie zum *Il Vittoriale degli Italiani* umzubauen. Er wird doch noch geadelt, 1924 zum Principe di Montenevoso, und verbringt in seiner Selbstbeweihräucherungsanlage den Rest seines Lebens, darüber rechtend, warum der Duce den Poeta verraten und 1922 selbst die Macht an sich gerissen hat. Der Dichter ist tot, als die Nazis 1943 Mussolini 'gleich nebenan' festsetzen und ihm die Gegenregierung der *Republik von Salò* ermöglichen. *Il Vittoriale* wird heute trotz horrender Eintrittspreise gerne von Italienern bestaunt, enthält sie doch – in traumhafter Lage – einen der größten Kleiderschränke Europas, Geschenke des Duces und Erinnerungen an die Schauspielerin Eleonore Duse, die mit dem Poeta von 1897 bis 1902 liiert war.

Zum Jahresende 1920 sind Istrien, Zadar/Zara und die Kvarner/Quarnero-Inseln italienisch geworden. Rijeka/Fiume blieb nur bis 1924 Freie Stadt. Im

Januar dieses Jahres verzichtet das SHS-Königreich im Vertrag von Rom 'amtlicherweise' auf Rijeka/Fiume [Ploetz 84], das nun zu Italien gehört. (Damalige Handstreich Mussolinis à la D'Annunzio gegen Fiume [z.B. Weithmann 349] sind verdoppelnde Erfindung.)

Eine andere Episode war nüchterner. 1921 erhob sich die Kohlestadt **Labin/Albona** an Istriens Ostküste gegen die Ausbeutung durch Italien und gründete die *freie Labiner Republik*. Sie konnte sich nur 34 Tage gegen das italienische Militär behaupten.

1945 wurde **Trst/Trieste** erst von Titos Truppen, Tage später dann von den Alliierten besetzt. Tito zog sich zurück, worauf vor 60 Jahren das *Freie Territorium Triest* als neutraler Staat unter UN-Hoheit erklärt wurde. Der Vertrag von London, 1947, brachte Istrien an Jugoslawien, ausgenommen das Gebiet von Triest. Hier wählten die Diplomaten gegenüber Danzig (Freie Stadt) eine zweistufige 'Lösung': **Zone A** des Freistaats besetzten Briten und Amerikaner, **Zone B** die jugoslawische Militärverwaltung. 1954 wurde die unsinnige Lösung beendet: Zone A ging an Italien, Zone B an Jugoslawien. In der Zeit nach 1947 flüchteten viele Istriener nach Italien – ihre Zahl ist stark umstritten, so dass nur ihre Sechsstelligkeit feststeht. Sie werden je nach Blickwinkel als freiwillig Flüchtende, als von Italien Zurückbeordnete ('Wer bleibt, ist ein Vaterlandsverräter'), als Vertriebene und Beraubte gesehen – auch abhängig davon, ob sie aus Zone B oder dem übrigen Istrien stammten. Deshalb gibt es mindestens eine Organisation für Exil-Istriener. Es gibt hier also ein weiteres Flüchtlingsproblem seit dem zweiten Weltkrieg, doch hier vielleicht weniger dramatisch, weil Istrien nicht lange (1919–1947) zu Italien gehört hat (zu slawischen Staaten jedoch nie). Erst 1975 wurde die Zugehörigkeit Triests zu Italien im Vertrag von Osimo definitiv bestätigt.

Istrien respektive das Gebiet südlich des Karstes (slow. Kras, kroat. Krš, it. carso) ist also für so manche Spezialitäten gut. Ich greife einige heraus, die im Zusammenhang mit unseren Themen von Interesse sind.

Warum kehrte Rom nicht vor der eigenen Haustür ?

Vor geraumer Zeit habe ich in hellenistischer Zeit gerade innerhalb der römischen Geschichte eine Kürzung um 200 bis 220 Jahren vorgeschlagen. Unter anderem war mir aufgefallen, dass Rom praktisch alle seine Eroberungen im -1. Jh. noch einmal macht, ungeachtet aller früheren Kriege, Erbschaften und sonstiger Wege zur Macht. Dieses -1. Jh. ist sein Eroberungsjahrhundert par excellence, in dem gleichermaßen 'im Haus' wie weit entfernt in Armenien oder Portugal gekämpft worden ist [Illig 1995, 271 ff.]. Istrien liegt gewissermaßen noch unter dem Vordach Roms. Stellt sich hier die Frage anders?

Italiker (Latiner, Aequer, Herniker, Sabiner, Volsker):		
	496 486 340-338	83-82 49-30
Samniten	343-341 327-304 298-290 272	91-87 82
Gallier	387 295 225-222 191	
Etrusker (allg.):	358-351 311-308 295 292---205	87 83-77 40
Veji	485-474 445-435 408-396	
Tarquinia	387 351	
Falerii	352 241	
Volterra		79
Perugia	309	41-40
Mittel-/Unter-It.	282-266	79
Griechenland	272 167 146	86
Karthago	264-41 218-01 185 149-46 129	46
Sizilien, Sardinien, Korsika	254-241 238/7	
Illyrien	229 219	33 12 6-9 +12
Seeräuber	229 101	67
Norditalien	222-176	77
Spanien	218-201 154-133	77-72 61 45 25
Africa	204	88 79
Ätolien	200-197 192-188	86
Makedonien	200-197 171-168 146	86
Pergamon	200 133-129	
Seleukidenreich	189	64
Galater	187	
Sklaven, unterit.	185 132 101	73-71 36
Syrien, Pontus	133	66
Asia	129	88
Gallien	121	57 52-50
Numidien	111-105	46
Germanen	105-101	57 12-9 4-6 9-12
Parther		88 53 36 20
Kreta / Zypern (Erbschaften)		67 58
Palästina		66 +6
Armenien		63 34 +1
"Welteroberung"		61
Dann: Ägypten, Nordafrika, Alpen- und Donauländer, Mösien, Britannien, Dacien, Thrakien, Ostkleinasien, Mesopotamien, Arabien, Mauretanien.		

Illyrische Stämme wie Histrer, Japyden, Liburner, Dalmater, auch Noriker siedeln in Alpentälern, im östlichen Oberitalien und an der östlichen Adriaküste, als keltische Gruppierungen um das -4. Jh. eindringen und zum Teil eine illyrisch-keltische Mischbevölkerung kreieren, ähnlich den Keltiberern in Spanien. Kelten siedeln damals auch in der Po-Ebene bis hin zum keltischen Ager Gallicus, dessen Hauptstadt Ariminum (Rimini) war und am südlich dieser Stadt mündenden Rubicon ans römische Kernland grenzte.

-282 unterwirft Rom die Senonen, den Ager Gallicus und Rimini, denkt aber noch keineswegs daran, die fruchtbare Po-Ebene als Kornkammer zu erobern. Das dauert noch bis zu dem Feldzug gegen die Kelten, 225–222. (Gallia Cisalpina, also Norditalien gilt erst ab -191 als gesichertes römisches Gebiet.) Im Jahr -221 richtet sich der erste Feldzug gegen Istrien, ohne viel zu bewirken. Im Gegenteil: -181 attackieren die Histrier den Hafen Aquileia, und erst jetzt, im Gegenzug, wird die Kolonie Aquileia gegründet und Istrien ins Visier genommen: Bis -178 wird die Hauptstadt Nesactium (nahe dem heutigen Pula) belagert und dann ganz Istrien erobert (die beiden anderen namentlich bekannten Illyrer-Städte Mutilla und Faveria werden dem Erdboden gleichgemacht).

Unmittelbar darauf beginnen die Römer damit, viele befestigte Stützpunkte anzulegen, was auf weitere Kämpfe hindeutet. Nun tritt die Historie gewissermaßen auf der Stelle, denn Istrien wird keine wirkliche Provinz. Erst muss Caesar um -50 Pietas Iulia (Pula/Pola) gründen, damit unter Augustus bzw. Tiberius freie Istrien zu römischen Bürgern werden können. 1995 habe ich darauf hingewiesen (vgl. Tableau), dass auch in Illyrien/Istrien und gegen die dort ansässigen Seeräuber im -1./+1. Jh. noch gekämpft wird.

Kriegsgeschehen ist unberechenbar und von vielen Imponderabilien gekennzeichnet. Es ist jedoch auffällig, dass Rom wenig Interesse an 'seinem Stiefel' hat. Erst -266 herrscht Rom wenigstens über ganz Mittel- und Unteritalien, um sich als Landmacht jedoch nicht nach Norden zu wenden, sondern sofort (264–146) drei Kriege gegen die nordafrikanischen Karthager und in diesem Zusammenhang gegen Spanien zu beginnen. So suchte Rom per Schiff seine Kornkammern auf Sizilien und in Nordafrika, nicht aber in der Po-Ebene, nur 220 km von Rom entfernt (die Entfernung bezieht sich auf Rimini). Ich bleibe dabei, dass für Istrien die Geschichte zwischen -282 und Augustus erstaunlich zäh verläuft, dass die lange Geschichte Roms viel kompakter gesehen werden muss und erst ab ca. -100 Vertrauen genießt.

Eine Lokalnachricht

Das Jahrestreffen sollte in einem Ortsteil von Zrenj/Stridone stattfinden. Es gilt als Geburtsort des *hl. Hieronymus*. Dieser Kirchenvater lebte ca. 345–420 und wirkte in Rom, Antiochia und Bethlehem. Seine Übersetzung

der hebräischen Bibel wurde als *Vulgata* die offizielle Bibel der römisch-katholischen Kirche. Hieronymus hat auch errechnet, dass die Geburt Jesu Christi 5198 nach Schöpfung erfolgt sei. So geht auf ihn die Verschiebung der heiligen Geburt von 5500 auf 5200 n.Sch. zurück, wodurch das sechste Weltjahrtausend am ersten Tag des Jahres 801 n. Chr. einsetzen hätte können. An diesem Tag kam aber nicht der Sturz Roms und das Weltgericht, sondern Karl der Große und seine Übernahme der Macht der römischen Kaiser [Illig 1999, 134-139]. Nur deshalb leben wir heute noch

Neben der Euphrasius-Basilika in Poreč

An der Westküste liegt auf einer schmalen Landzunge die ursprünglich römische Stadt Parentium (Poreč/Parenzo). Hier entstand ab ca. 300 ein kirchliches Ensemble, das in seiner erhaltenen Ausbaustufe die Mosaikkunst des 6. Jh. demonstriert wie sonst nur Ravenna. Die Gebäudegruppe ist bereits 1935–37 ergraben worden [im Weiteren: Prelog 8 f.].

1) Um 320: In den antiken Straßenraster wird ein erstes sakrales Gebäude eingefügt, ein schlichtes Oratorium. Hier hat man auch schon das Haus des hl. Maurus gesehen, der vor 260 den Märtyrertod erlitten hat und in einem dann vorher gebauten Haus erste Kulthandlungen durchgeführt hätte [Braun 189; Cossár 37 f.]. In römische Bodenmosaik mit verschiedenen Flechtmustern sind zwei Fische, Symbole für Jesus Christus, nachträglich eingefügt worden [Cossár 38 f.]. Somit hätte St. Pantaleon aus dem ruhmstüchtigen Köln (vgl. S. 345) auch hier einen starken Konkurrenten, wäre doch frühchristlicher Kult bereits ausgeübt worden, als in Köln erst das später christlich genutzte Haus errichtet wurde. Das ursprüngliche Gebäude ist in beiden Fällen zerstört, in beiden Fällen bleiben wir auf späterem Kirchengelände. (Zu Köln sagte Andreas Gryphius: „Es ist alles eitel“.)

2) Nach 365 wird ein neues Gebäude in einfacher Rechteckform errichtet und von Archäologen über Münzen datiert (Valens 364–378). Zugleich wird parallel eine Zwillingskirche angefügt. Doch die rätselhafte Gruppierung hat nur einige Jahrzehnte Bestand.

3) In der ersten Hälfte des 5. Jh. wird eine große dreischiffige Basilika ohne Apsis gebaut, zum Teil auf dem Platz der südlichen Doppelkirchenhälfte.

4) Unter Bischof Euphrasius (543–554) entsteht ein neues, erhaltenes Kirchenensemble. Zunächst die dreischiffige Hauptkirche mit drei Apsiden, die mittlere deutlich größer. Vor der Westfront schafft ein Atrium die Verbindung mit dem auf Achse liegenden, achteckigen Baptisterium. Nördlich der Kirche wird eine kleine Gedächtniskapelle platziert, die zunächst separat von der Kirche steht und erst im 15. Jh. durch eine Sakristei aus dem linken Kir-

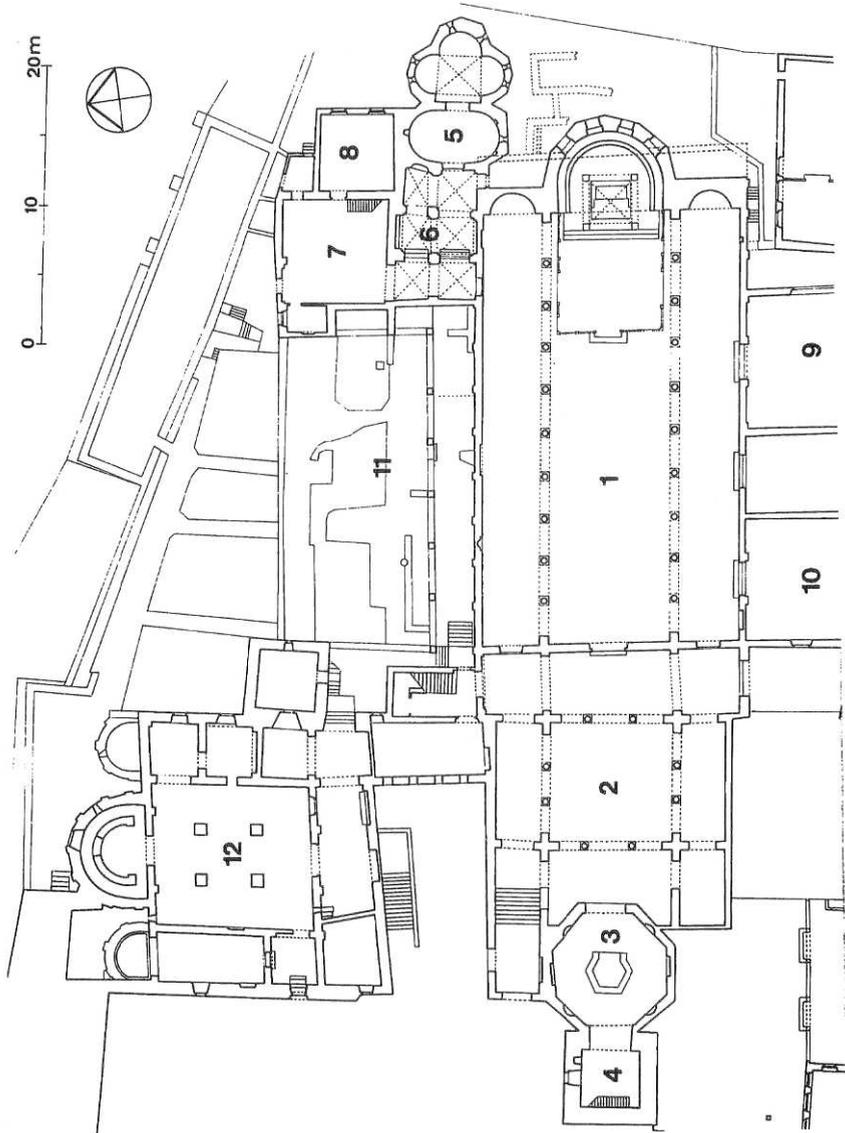
chenschiff zugänglich wird. Nördlich des Atriums erhält der Bischof seinen Palast, der allerdings vom Grundriss her anfangs ebenfalls eine dreischiffige Kirche gewesen sein muss. Heute liegen nördlich der Kirche zwischen Bischofspalast und Kapelle noch Mosaik, unter anderem die des Oratoriums, in mehreren Schichten unter freiem Himmel; der Bischofspalast ist Mosaikmuseum.

Die Kirche ist wegen ihrer Front-, vor allem aber wegen ihrer Apsismosaik berühmt, die jedem Vergleich mit San Vitale in Ravenna standhalten. Überhaupt gibt es starke Ähnlichkeiten zwischen den Bischofssitzen Grado, Ravenna und Parenzo, hervorgerufen durch den byzantinischen Einfluss unter Justinian I. (527–565), der noch einmal das Reich über Italien und Nordafrika bis Spanien ausdehnen und über Theoderich nominell bis an die bayerische Donau Einfluss ausüben kann.

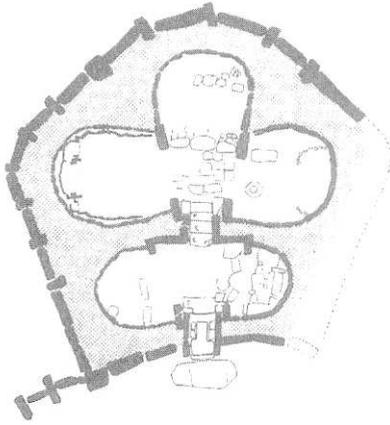
Ich lenke gegen jede Gepflogenheit die Aufmerksamkeit weg von der bewegendsten Kirche und hin auf die kleine Kapelle S. Andrea, die fast immer verschlossen ist. In ihr steht heute der Sarkophag des hl. Maurus, im 13. Jh. für den vor 260 getöteten Märtyrer gefertigt [Alberi 1294]. Auffällig erscheint mir ihr Innengrundriss: die eigentliche Kapelle in Kleeblattform, davor ein querovaler Vorraum [Prelog 29], also ein Durchgangsraum mit zwei seitlichen Apsiden. Der äußere Eindruck ist ein anderer: unter Steindächern unverputzte Bruchsteinmauern in eckigen Formen; Vor- und Hauptraum bilden aneinander gerückte, unregelmäßige Achtecke, letzteres noch um das Polygon für die Stirnapsis erweitert.

Mir ist keine andere Kapelle oder Kirche bekannt, die vor der Renaissance aus derartigen fünf Apsiden gebildet wird – Leser werden mir da weiter helfen können. Es gibt aber gut 1.000 km entfernt, doch ebenfalls in italienischem Einzugsgebiet und an der Küste des Mittelmeers eine Vielzahl ebensolcher Anlagen: Auf Malta stehen noch die Überreste von mehr als drei Dutzend megalithischer Tempel, die aus querovalen Räumen mit abschließender Apsis gebildet werden. Es gibt Bauten mit nur einem querovalen Raum (z.B. Corradino), mit zwei hintereinander liegenden Querovalen (Nord- wie Südtempel der Gigantija auf Gozo oder der jüngere Tempel der Mnajdra) und sogar solche mit drei Querovalen hintereinander (so der mittlere Tempel von Tarxien), um Beispiele aus den bekannteren Arealen zu nennen.

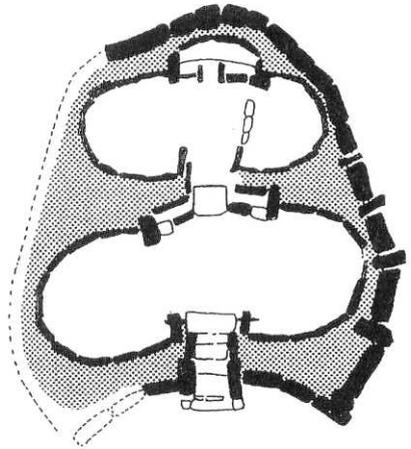
Malta hat in Tas Silg den Ort, an dem Megalithbauten in direkter Folge unter katholischer wie byzantinischer Marienkirche, unter römischem Juno- und phönizischem Astarte-Tempel liegen [Illig 2005, 216 f.]. Ich habe wiederholt davor gewarnt, die Megalithtempel wegen irgendeines C14-Unfugs ins -3. bis -5. Jtsd. abzudrängen, sondern sie ziemlich direkt vor der griechisch-römischen Antike anzusiedeln [ebd., 174], denn die vielen Jahrhunderte ohne Siedlungsspuren entstammen nur falschen Chronologien.



Porec/Parenzio: 1 Basilika des Euphrasius (6. Jh.), 2 Atrium (6. Jh.), 3 Baptisterium (6. Jh.), 4 Campanile (16. Jh.), 5 Kapelle S. Andrea (6. Jh.), 6 Sakristei (15. Jh.), 7/8 Sakristeien, 9/10 Kapellen (6. Jh.), 11 Mosaikböden von der Domus ecclesiae (3/4. Jh.), von der Doppelkirche aus dem 5. Jh. und der voreuphrasianischen Kirche (5./6. Jh.), 12 Bischofspalast (6. Jh.) [Alberi 1295]



Südtempel der Gigantija



Nordtempel der Gigantija



Bauten mit zwei oder drei Doppelquerabsiden: Süd- und Nordtempel der Gigantija, darunter Tempelanlagen von Hal Tarxien [v. Reden 81, 106]

So lässt sich eine gewagte Spekulation anschließen, meinem beginnenden Spätwerk angemessen: In Parenzo/Poreč ist noch einmal der Muttergöttin, nun der Mutter Gottes ein Haus mit den typisch 'weich-runden' Innenräumen gebaut worden, ganz in Kontrast zu den zeitgleichen, durchaus kantigen Gebäuden dieses Ensembles aus dem 6. Jh. Ein Bindeglied über die trotz Kürzungen enorme Zeitspanne könnte eine Statue der Magna Mater Deorum aus dem +2. Jh. darstellen, die in Istrien gefunden worden ist und im archäologischen Museum von Pula aufbewahrt wird [Wikipedia → Histrier].

Wieder die frühmittelalterliche Lücke

Bei Poreč/Parenzo bleibt die Frage unvermeidlich: Wann ist weitergebaut worden? Der kirchliche Komplex scheint groß genug für Jahrhunderte und sehr solide gebaut worden zu sein, denn es geht erst im 13. Jh. weiter mit dem Ziborium vor dem Apsismosaik. An Gebäuden entstand dann ein Kanoniker-Haus (13. Jh.) und der Verbindungstrakt zwischen Gedächtniskapelle und Kirche (13. Jh. oder 15. Jh. [Prelog 13, 29]). Die beträchtliche Lücke wird mit einer seltsamen Nachricht überbrückt:

„Der große Komplex benötigte stets fortwährende Pflege; in Zeiten, zu denen das Leben der Stadt mehr oder weniger normal verlief, wurde die Basilika repariert und verschönert. So erwähnt ein Bericht aus dem 14. Jahrhundert Dachreparaturen; im 15. Jahrhundert, in der letzten Phase städtischen Wohlergehens, wurde der durch ein Erdbeben hervorgerufene Schaden – er konnte die Basilika dem Untergang weihen – schnell behoben“ [Prelog 29; Übersetz. H.1.].

So erbringen weder Berichte noch Bauuntersuchungen Hinweise auf die Jahrhunderte nach Justinian. Ruhte auch in anderen Teilen Istriens der Baubetrieb so vollständig? Die Antwort wird uns nicht überraschen.

In **Poreč/Parenzo** gibt es nur in dem Museum des Bischofspalastes und im Munizipialmuseum einige Flechtwerksteine, die dem 8. Jh. zugerechnet werden. Sie können ohne 'Verrenkungen' der Zeit davor wie danach zugeschlagen werden [vgl. Illig/Anwander 256-259].

Auf den einst für Tito reservierten **Inseln von Brijuni/Brioni**, südwestlich vor Istrien,

„in der Gospa-Bucht sind noch Ruinen eine frühchristlichen dreischiffigen Basilika aus dem 6. Jh. erhalten. Die Benediktiner errichteten neben dem Gotteshaus später eine Abtei, die sie im 14. Jh. nach einer Epidemie auf der Insel verließen“ [Braun 75].

In **Pula/Pola** mit seinen zahlreichen, spektakulären Römerfunden hat sich von der Kirche Sv. Maria Formosa mit der südlichen Grabkapelle noch ein Überrest aus dem 6. Jh. erhalten [Braun 197]. Noch ältere Mosaik gibt es von einem

Bau des 4./5. Jh. unter der Kathedrale Sv. Marija [Braun 198]. Nahebei soll die orthodoxe Nikolauskirche aus dem 7. Jh. stammen, auch wenn spätere Umbauten das verdecken [Braun 198].

Im Ausgrabungsgelände des nahe gelegenen **Nesactium**, Hauptstadt der vorrömischen Illyrer, lässt sich die Geschichte ab der Bronzezeit bis zum 7. Jh. verfolgen, doch nicht weiter [Braun 199].

Das Kastell von **Pazin/Pisino/Mitterburg**, direkt über der tiefen Fojba-Schlucht, soll ab dem 9. Jh. gebaut worden sein, doch gibt es keine Bauteile vor dem 13. Jh. [Braun 171 f.].

Nahe Pazin birgt der Ort **Kanfanar/Canfanaro** die Kirche S. Agato aus dem 10. Jh. [Alberi 1411], mit Fresken aus dem 11. und 12. Jh. [Braun 173].

An der istriatischen Ostküste liegt **Lovran/Laurana** mit einer romanischen Kapelle [Braun 164]. Von ihr ist es nicht weit zur Insel **Rab/Arbe** und zu ihrem gleichnamigen Hauptort, dessen Domkirche Sv. Marija Velika im 11. Jh. errichtet wurde, ebenso wie der Campanile von Sv. Ivan [Braun 202 f.].

Am 'westlichsten Punkt des Balkans', im kroatischen **Savudrija/Salvore**, hat sich die Johanneskirche (Sv. Ivan Apostol) aus dem 11. Jh. erhalten [Braun 248].

Ich breche hier ab, weil auch die 2.000 Seiten über Istrien von Dario Alberi keine Änderungen in der Einschätzung bringen: Auch auf dieser Halbinsel sind, trotz lebhaftem römischen und byzantinischen Lebens bis 600, die nachfolgenden Jahrhunderte extrem schlecht belegt, wiewohl Karl d. Gr. selbst hier in Urkunden und Chroniken genannt wird. Zudem wird deutlich, dass die vor 600 eindringenden Slawen vor dem 10. Jh. nichts von Bedeutung hinterlassen haben.

Die viel flüchtigeren Langobarden haben besser an spätere Archäologen gedacht. Auf ihrem Weg von Pannonien nach Italien legten sie nördlich von **Buzet/Pinguente** ab 567 ein Gräberfeld an, außerdem ein Vorratslager langobardisch-awarisch-slawischer Zeit [Alberi 734; Braun 75]. Von einer späteren Ansiedlung im 7. Jh. ist nichts mehr bekannt.

Auf andere Weise spiegelt sich das Vakuum in einer alten Literaturstelle, die Gunnar Heinsohn mit sicherem Griff in Peter Mikolaschs istriatischer Bibliothek fand:

„Im Jahre 489 n. Chr. fand abermals an der Ausmündung des Wippachthals an der Brücke des Sontius (ad pontem Sontii) eine Schlacht statt, in welcher Theodorich, König der Gothen, den Herulerfürsten Odoaker besiegte. Die in Fluß gerathene Völkerwanderung erreichte ihren Höhepunkt, als die Schwärme der Hunnen unter Attila sich heranwälzten, ihre Spuren durch Mord, Zerstörung und Verwüstung jeglicher Art bezeichneten und nach ihrem Abzug das Land als fast menschenleere Öde zurückließen. So fand Alboin, als er mit seinen Longobarden über den Birmbau-

mer Wald heranzog, keinen Widerstand und konnte seinen Weg (568 n. Chr.) nach Italien zur dortigen bleibenden Niederlassung fortsetzen. Bald darauf, im Beginn des VII. Jahrhunderts, schlossen die Slovenen auf ihrem Zuge nach dem Westen die Völkerwanderung auf dem Görzer Gebiete ab, setzten sich in dem entvölkerten Lande bis an dessen Südrand fest und verblieben daselbst bis auf den heutigen Tag.

Nachdem Kaiser Otto I. den König Berengar besiegt und Oberitalien erobert hatte, trennte er die Mark Verona (mit Treviso, Aquileja und dem Görzer Gebiet) von Italien und verlieh sie – zur Sicherung der Alpenübergänge – seinem Bruder Heinrich, dem Herzog von Baiern und Kärnten (952).“ [Czvernig sen. 95 f.]

Die gesamte Geschichte von gut 300 Jahren zusammengefasst in einem einzigen Zeilenvorschub...

Venedig im Trüben

Venedigs Anfänge sind trüb wie seine Lagune. ‘Natürlich’ wird es 452 gegründet, als Attila Furcht und Schrecken verbreitet. ‘Natürlich’ wird der erste Doge 607 gewählt und von einer endlosen Reihe Amtsinhaber bis 1797 gefolgt. Doch nach 607 gibt es bis 1000 keine weiteren Einträge im *Kulturfahrplan*. Hier folgt [Stein, für Jahr 1000]

„≈ Venedig erlangt Herrschaft über die dalmatinische Küste und beherrscht das adriatische Meer“.

So sieht es auch Langewiesche [41]. Die kulturgeschichtliche Zeittafel von 950 bis 1050 aus dem *Zeitenwende*-Buch von Franco Cardini [227] kennt hingegen nur zwei einschlägige Einträge:

992 Friedensschluss zwischen Doge Pietro II. Orseolo und Otto III.;

998 Derselbe Doge vernichtet die dalmatinischen Piraten; die Feier dieses Sieges liegt wohl der symbolischen „Hochzeit mit dem Meer“ zugrunde.

Hier ist also keine Rede von Küstengewinn, sondern nur vom Gewinn der Seemacht. Ebenso spricht Braun [27] nur von einem ersten Versuch, sich der Küstenstädte Istriens zu bemächtigen. Für Umag/Umago hält er fest:

„Die venezianische Epoche begann hier bereits um die Mitte des 13. Jh.s und damit früher als anderswo auf Istrien.“

Etwa eine Verschreibung von 10. Jh.? Keineswegs, denn weitere Daten für den Beginn venezianischer Daten lauten [Alle Seitenangaben aus Braun]:

1267 Poreč/Parenzo an der Westküste [187],

1278 Motovun/Montona, binnenländisch hinter Umag/Umago [153],

1279 Koper/Capodistria, Westküste [118],

1280 das benachbarte Izola/Isola [116],

- 1283 Piran/Pirano, ebenfalls benachbart [178],
- 1331 Brijuni-/Brionische Inseln vor der Südwestküste [73],
- 1331 Pula/Pola nahe der Südspitze [193],
- 1409 Cres/Cherso, Kvarner-Insel [81],
- 1420 Labin/Albona, an der Ostküste [137],
- 1421 Buzet/Pinguente, im Landesinnern [75].

Einen 'Ausreißer' bildet die Kvarner-/Quarner-Insel Krk/Veglia: Sie wird erstmal im Jahr 1001, zum zweiten Mal 1118 erobert [Braun 130]. Davon abgesehen attackieren die Venezianer vorzugsweise dominante Hafenstädte wie Zadar/Zara und vor allem Dubrovnik/Ragusa, die 1204/05 beim 4. Kreuzzug (von Venedig gegen Konstantinopel mit vielen europäischen Truppen geführt) en passant erobert werden [ebd., 90, 254]. Zadar fällt aber erst 1409 definitiv an Venedig.

So muss der Schluss erlaubt sein, dass Venedig erst nach seinem Erstarken fähig und willens war, die istrianische Küste zu erobern. Das Geld dazu stammte u.a. aus der Unterstützung von Byzanz gegen die Normannen, die sich der Doge dank eines Vertrages von 1082 teuer bezahlen ließ [Ostrogorsky 300], durch die Eroberung von Konstantinopel (1204) und durch einen Seesieg gegen Genua (1263) und den nachfolgenden günstigen Vertrag über sehr weitgehende Privilegien durch Byzanz (1265) [ebd., 393].

Da die Eroberungen des 13. bis 15. Jh. nicht notwendig gewesen wären, so sie schon um 1000 erfolgt und dann behauptet worden wären, ist hier ein Rückblick nötig. Wie Gerd Althoff [156] mitteilt, erfährt Kaiser Otto III. im Jahr 1000 durch einen venezianischen Gesandten, dass ein Flottenunternehmen gegen die Städte der dalmatinischen Küste mit großem Erfolg zu Ende gebracht sei. Je nach Interpretation werden alle Städte Istriens und/oder ganz Dalmatiens oder nur die Seeräuberflotte besiegt. Im Jahr darauf soll es übrigens einen absolut geheimen Besuch Ottos beim Dogen, auf fremdem Hoheitsgebiet gegeben haben, in dem es wohl um die byzantinische Oberhoheit über Venedig ging – die Glaubwürdigkeit der Berichte wird von der Forschung mit viel Verwunderung diskutiert [Althoff, 157-160].

So es nicht ohnehin nur um einen Seesieg gehandelt hat, war der Landgewinn kein dauernder. Aber wir müssen noch weitere 200 Jahre zurückgehen. Schon damals suchte Venedig den Kontakt zum Kaiser. Die beiden Dogen „entsandten gegen das unter byzantinischer Hoheit stehende Küstenland von Dalmatien eine Flotte, die sich desselben [anno 805] bemächtigte“, um sich anschließend dem großen Karl in Diedenhofen zu unterwerfen [Mühlbacher 298 f.]. Nun werden in rascher Folge neue Bündnisse geschlossen und gebrochen. Schließlich greift Karls Sohn Pippin als König in Italien die Lagenstadt zu Wasser und zu Lande an und erzwingt Unterwerfung samt Huldigung durch die beiden Dogen. Anschließend wird eine Friedensurkunde

gefertigt und in Aachens Kirche von Großkarl an den byzantinischen Bevollmächtigten übergeben,

„welche für die Anerkennung seiner Kaiserwürde auf Venedig und die dalmatinischen Seestädte Verzicht leistete [...]

Venedig [...] gewann Raum für freie Entfaltung, die es unter fränkischer Herrschaft nie erlangt haben würde, unter der klugen Leitung seiner Staatsmänner konnte es die gewaltige, den Osten und Westen verbindende Handelsmacht werden. Der neue Doge Agnello verlegte seinen Sitz nach dem Rialto und baute hier den Dogenpalast“ [Mühlbacher 301].

Das hat Engelbert Mühlbacher freilich schon 1896 publiziert und könnte spezieller, längst überwundener Karlseuphorie entsprungen sein. Aber es wird heute genau so gesehen, für den Osten durch Georg Ostrogorsky, für den Westen durch Rudolf Schieffer persönlich, der zuvor vom Tod Kaisers Nikephoros berichtet hat:

„So war es erst sein Nachfolger Michael I. (811–813), der seine Gesandten bevollmächtigte, im Sommer 812 in Aachen den fränkischen Verzicht auf Venetien mit der Akklamation Karls als *basileus/imperator* zu honorieren“ [Schieffer 1992, 105].

„Nachdem er schon zu Irenes Zeiten Istrien und mehrere dalmatinische Städte unterworfen hatte, brachte der junge König Pippin auch Venedig unter sein Zepter (810). Karl besaß nun ein Druckmittel, das seine Wirkung auf das inzwischen geschwächte Byzanz nicht verfehlen konnte. Gegen Rückerstattung der besetzten Gebiete fand sich die Regierung Michaels I. bereit, die Anerkennung der Kaiserwürde Karls des Großen auszusprechen: im Jahre 812 wurde Karl in Aachen von den byzantinischen Gesandten als Basileus begrüßt“ [Ostrogorsky 161].

Abgesehen von dem Schurkenstück eines ach so friedfertigen Kaisers, der etwas raubt, um es unter höchstmöglichen Auflagen zurückzugeben, kennen wir den anfänglichen Tatbestand bereits: Wieder läuft eine venezianische Flotte aus, wieder werden Küstenstädte Istriens und/oder Dalmatiens erobert, wobei sich letztendlich nichts am Eigentümer ändert. Selten plastisch tritt hervor, wie karolingische Geschichte nach vorgegebenem Muster erzeugt worden ist.

Und wie immer spricht der Baubefund eine andere Sprache. Die wachsende Handelsmacht (s.o.) der späten Karolingerzeit hat an Gebäuden nichts Relevantes hervorgebracht, denn erst ab dem ausgehenden 12. Jh. entstehen nicht nur erste romanische Palazzi,

„sondern auch die über das ganze Stadtgebiet verteilten, herkömmlichen Holzbauten wurden durch Gebäude aus Back- oder Haustein ersetzt“ [Pedrocco 21].

Zwar soll der Dogenpalast ab 812 gebaut (s.o.) und mehrmals umgebaut und erweitert worden sein. Aber das uns heute bekannte Gebäude ist erst im 14. Jh. errichtet worden [ebd., 24]. Die Anfänge der Markuskirche liegen 'selbstverständlich' ebenfalls im 9. Jh. Doch als 1063 mit dem Neubau begonnen worden ist, wählte man als ikonographisches Vorbild das von Justinian im 6. Jh. begonnene Apostoleion in Konstantinopel und setzte wohl auch byzantinische Baumeister ein [ebd., 12; vgl. Illig 1996, 282]. Also war das neu gewählte Vorbild deutlich älter als der Bau, den man eben abgerissen hatte... Die nächstälteren Bauten sind die Basilika San Donato auf Murano (1125) und der Kreuzgang von Sant'Apollonia (1109).

Älter eingeschätzt wird nur der Dom von Torcello mit seiner Gründung 639 und seiner Erweiterung von 824. Er dürfte aus dem 6. Jh. stammen, zumindest nimmt er „sowohl Architektur- als auch Dekorationsformen auf, die unübersehbar auf Vorlagen aus Ravenna beruhen“ [Pedrocco 9] und die alleamt vor 600 errichtet worden sind. Ihre endgültige romanische Gestalt erhielt die Basilika im 11. Jh., als daneben auch der Campanile und der Achteckbau von Santa Fosca gebaut werden [Peterich 155]. Zur Bauevolution Venedigs können sich später andernorts Überlegungen anschließen.

Einigkeit besteht darüber, dass sich Venedig eine Genese nach eigenem Gusto erfunden hat. Darauf machten mich freundlicherweise Peter Mikolasch wie Franz Siepe aufmerksam:

„Die Anfänge liegen im Dunkeln und es sind keine Dokumente vorhanden, doch Venedig hat sich ein eigenes Geburtsdatum ausgedacht, den 25. März 421. Reine Erfindung war auch die Ankunft des Heiligen Markus [828 ...] Legende sind sowohl der Gründungstag als auch die Predigt des Heiligen, von der Echtheit der Reliquien ganz zu schweigen. Freilich werden immer nur solche Geschichten zur Legende, die die Menschen gern hören möchten. Wahr ist, was für wahr gehalten wird. [...] Im Fall von Venedig ist es unmöglich, zwischen Fakten und Fabeln eine saubere Trennung vorzunehmen“ [Romanelli 12].

Glagoliza

Ein Wort zur glagolitischen Schrift. Sie war vor allem in Dalmatien und Istrien in Gebrauch, kirchlich benutzt bis ins 18. Jh., nach anderen Stimmen sogar bis zum 20. Jh. Als kleinste Stadt der Welt gilt **Hum/Colmo** – keine 20 Einwohner, aber alte Stadtrechte. Entlang seiner Zufahrtsstraße hat man als „glagolitische Allee“ Steindenkmäler gesetzt; die Kopien der bekanntesten und ältesten Dokumente finden sich im Lapidarium neben der Kirche von Brnobići/Bernobici. Seit einiger Zeit dürfen die Missionare Kyrill und Method (9. Jh.) die kyrillische Schrift nicht mehr erfunden und verbreitet

haben. Vielmehr sind sie jetzt die Erfinder der Glagoliza. Doch wie alt ist diese? Zwei Tafeln werden als die ältesten Belegstücke gesehen:

Auf der nördlichsten dalmatinischen Insel, auf **Krk/Veglia** (lat. Curicta) liegt Rijekas Flugplatz. Nicht von ihm, aber doch von Krk stammt die Tafel von Bašca (Bašćanska ploča). Sie ist in Kroatisch mit Glagoliza geschrieben und wird auf 1100 datiert [Braun 46, 134, 208]. (Die dortige Kathedrale steht auf römischen Thermenresten und dreischiffigen Kirchenfundamenten des 5. und 6. Jh. und ist mit der Quirinus-Kirche aus dem 10. oder 11. Jh. verbunden [Braun 131 f.])

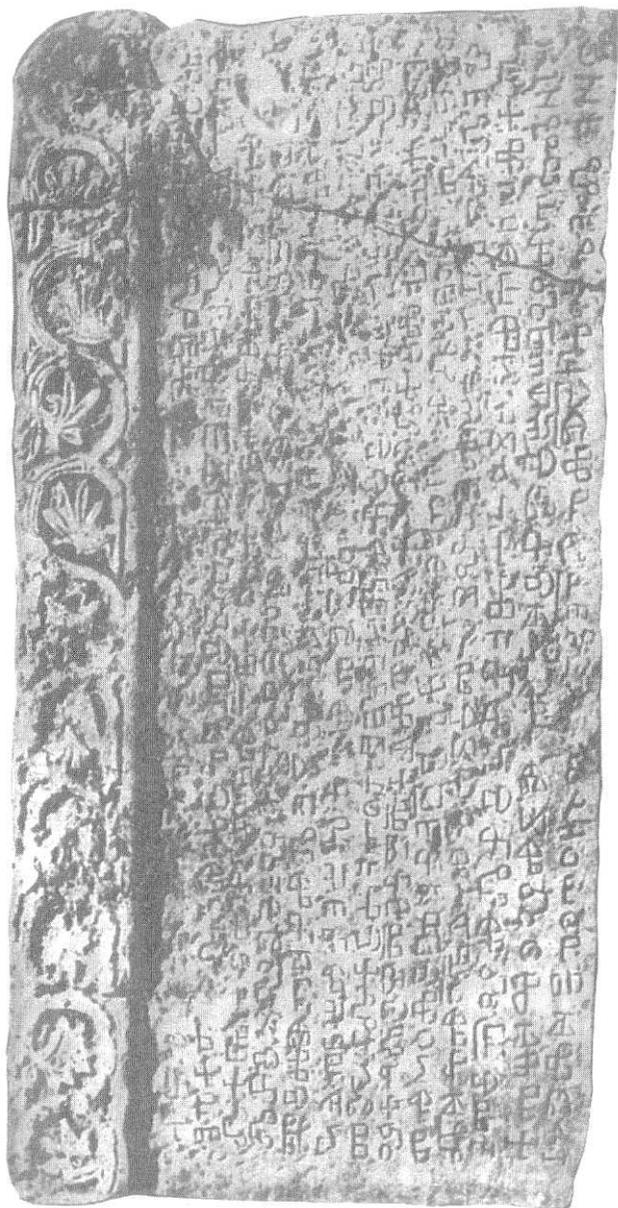
Auf der zwischen Istrien und Krk liegenden Insel **Cres/Cherso** wurde beim Ort Valun eine mindestens ebenso alte Grabtafel entdeckt: die *Valunska ploča*. Sie wurde für drei Generationen einer Familie auf Kroatisch in glagolitischer und lateinischer Schrift geschrieben und dann viel später dem 11. Jh. zugeschrieben [Braun 83].

Mein italienischer Gewährsmann Alberi will keine so alte Glagoliza kennen. Für ihn ist die Schrift, obwohl sie der kyrillischen vorausgehen soll, im 14. Jh. von Minuskeln des griechischen Alphabets abgeleitet und vor allem im 15. bis 17. Jh. verwendet worden. Dementsprechend datiert er die älteste in Istrien gefundene Inschrift auf 1492 [Alberi 722]. Mag sein, dass es hier um alte Rivalitäten geht, denn der italienische, korrekt gesagt venezianische Einfluss auf Istrien setzt erst 1250 mit der Inbesitznahme von Umag/Umag ein, – da stört vielleicht eine ältere slawische Schrift.

Als Patriot gliedert Alberi sein Buch entsprechend den unterschiedlichen Böden in drei große Kapitel: weißes [ab 117], grünes [ab 311] und rotes Istrien [1009-1959]. Gemeinhin wird nach den tatsächlichen Farben unterschieden: weiß für Kalkstein, grau oder gelb für Sandstein und rot für die intensivrote Krume. Alberi [113] weiß das selbst; aber das ergäbe nicht die italienischen „tre colori“...

Man muss dazu wissen, dass das kleine, entvölkerte Istrien eines der begehrtesten Gebiete Europas ist: Die Slowenen fordern die ganze Westküste, die Serben erachten wegen ihrer Blut-und-Boden-Ideologie (Ein serbisches Grab begründet serbischen Boden) Istrien und selbst Triest [Milossevich/Fiorin] als Teile ihres Großserbien, für die italienischen Neo-Faschisten handelt es sich ohnehin um enteignetes Staatsgebiet, was wiederum die separatistische, für ein unabhängiges Istrien kämpfende Partei IDS zu Vorteilen bringt, erhält sie doch von dort wie von Zagreb Zuwendungen, ihr Vorsitzender I. Jakovčić sogar einen Posten als kroatischer Europaminister. Die diplomatischen Verrenkungen nach Ende des zweiten Weltkriegs haben ihre Spuren hinterlassen. Zurück zur Schrift.

Slawischen Quellen zufolge stammt der älteste istrianische Inschriftenfund aus **Plomin/Fianona**: Das Fragment ist in der Kirche St. Georg eingemauert



Tafel von Baška: auf Altkroatisch/Altkirchenslawisch in Glagoliza [Kipčić 32]

und wird ins 11. Jh. datiert. (Konsequenterweise 'vergisst' Alberi [274] hier die Datierung: „eines der ältesten glagolitischen Monumente Istriens“). Darüber hinaus gibt es natürlich Codizes, Handschriften: Als älteste gilt der wiederum auf Krk/Veglia gefundene *Glagolita Clozianus*, der zwischen 950 und 1050 datiert wird. Seit 1483 wurde Glagolitisch auch gedruckt, im 16. Jh. u.a. in Venedig, Urach und Tübingen [Sotrifer 78].

Auf jeden Fall sind wir weit entfernt vom fiktiven 9. Jh. eines Kyrill, so dass seine Missionstätigkeit (oder die eines Alter Ego) problemlos im 10. Jh. gesehen werden kann.

Doppelapsiden

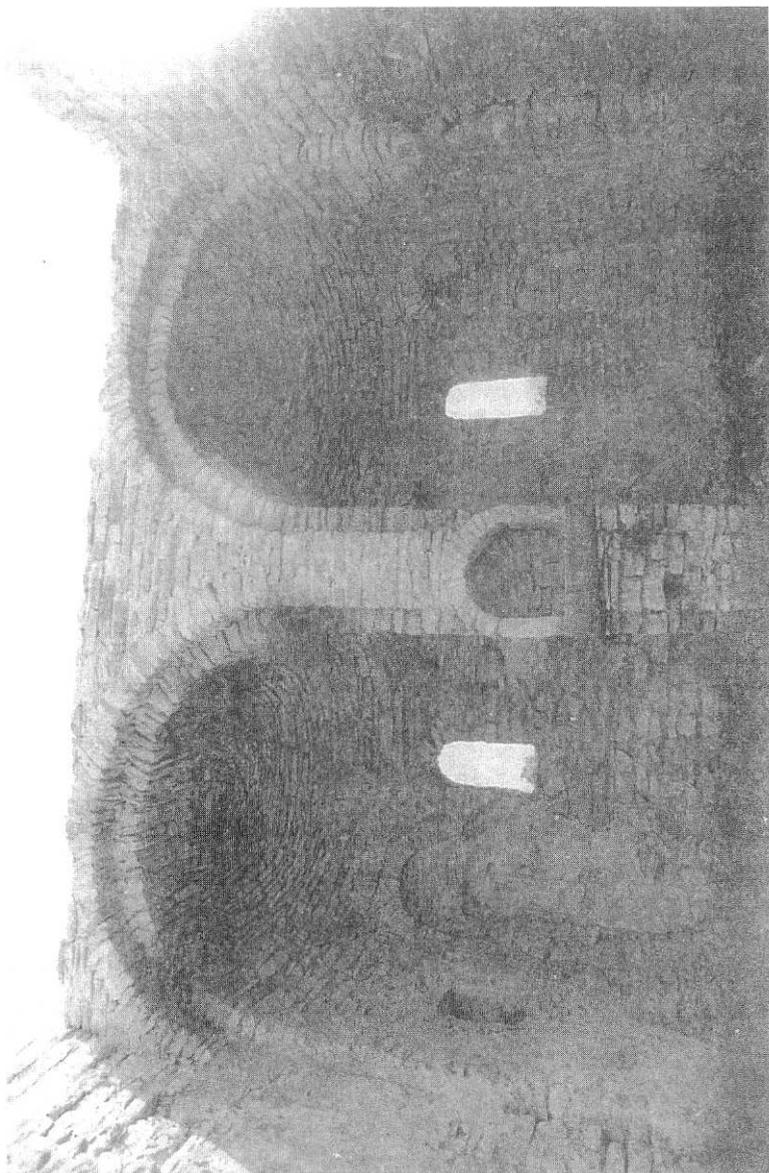
Nahe von Bale/Valle, wo lange ein lokaler vulgärlateinischer Dialekt gesprochen worden ist, liegt in der Macchie ein altes Kirchlein mit eingestürztem Dach: Madonna Piccola oder Marija Piće, gerade mal 10 x 6 m messend. Latković weist auf die Doppelapsiden an der Stirnseite hin. Weil zwei Absiden gotteslästerlich wirken könnten, wurde zwischen beiden ein kleiner Tabernakel als dritte Apsis 'rekonstruiert' [Latković/Dokmanović 163-168; mit 3 Fotos]. Abgesehen von diesem nicht nachvollziehbaren Detail: Autor wie Fotograf sind der Meinung, dass es außerhalb der orientalischen Kirchen nur neun derartige Bauten mit Doppelapsiden gäbe, alle in Istrien gelegen (leider ohne die übrigen zu nennen).

Wir sind sehr wohl Kirchen mit dieser seltsamen Form begegnet: in Solnhofen, auf der Reichenau und in Weingarten, die wiederum von den Kennern mit Kirchen in Graubünden, auf der Isola Comacina im Comer See und in Istrien verglichen worden sind [Illig/Anwander 364-374]. So schließt sich der Kreis. Dies gilt auch für die Datierungen:

Solnhofens Sola-Basilika wird konvent. auf 600 bis 650 datiert, das Reichenauer Münster um 820, Weingarten ab 940. Nicht nur, weil es sehr verwunderlich wäre, so Reichenauer Mönche eine 'altfränkische' Form aufgegriffen hätten, ergaben sich im neuen Zeitraster folgende Datierungen: Weingarten ab 940, Reichenau ab 950, Solnhofen bald danach. Für die 'Kleine Madonna' bei Bale nennt Alberi 10. Jh. [Alberi 1578], Latković [164] die Zeit um 1020. Wir bleiben also im selben Zeitrahmen – q.e.d.

Venezianisches Waldsterben

Nördlich von Triest verläuft das slowenische Karstgebirge, das allen einschlägigen Formationen seinen Namen gegeben hat. Trotz der verderblichen Karsterosion ist vor allem das nördliche Istrien ein grünes Land mit auch im August üppiger Vegetation. Ein altgedientes und nie geprüftes Gerücht will wissen, dass Venedig mit seinem immensen Stammholzbedarf Istrien entwal-



Marija Pice/Madonna Piccola: Doppelapsiden [Latković/Dokmanović 165]

det habe. Der Bedarf war tatsächlich riesig. Marianne Langewiesche [14] hat Zahlen genannt:

„Die Salute [Kirche Santa Maria Salute] brauchte 176 627 Stämme, der Campanile über 100 000, die Rialto-Brücke 12 000, der Fischmarkt über 18 000. Diese schmalen, schlanken Baumstämme trugen ein Jahrtausend die Last der Stadt“.

Doch so lange die Stubben im Boden verbleiben und Samen fliegt, so lange wird die Bewaldung sich stetig erneuern, ja die landwirtschaftlichen Nutzflächen binnen weniger Jahre überwuchern – und kein Venezianer wäre auf die Idee gekommen, neben den Stämmen für die Palastfundierung auch noch die Wurzelstöcke auszugraben und mitzunehmen.

Nahe unserem verhinderten Tagungsort beobachten wir ein großes, seit fünf Jahren nicht mehr gemähtes Wiesenstück. Seit kein Heu mehr gemacht wird, wachsen munter Kiefern und Eichen. Mittlerweile sind erste Bäume mannshoch und können nicht mehr einfach gemulcht werden. Die Verwaltung Istriens – auf Karstböden – kann heute beobachtet werden. So wird der subventionierte Beruf des Landschaftspflegers auch in Istrien Einzug halten.

Es gäbe noch weitere Spezialitäten, so vor allem Trüffel und Malvasier, Grappa mit Honig (Medenica) und köstlicher luftgetrockneter Schinken (pršut/prosciutto), doch die lassen sich besser bei Tisch, nicht schriftlich kennen lernen. Dort werden dann die letzten Fragen diskutiert: Wohin entschwandten die Illyrer? Sind die Slawen eigentlich zugewandert? Wie steht es um den Flesch, der wie vom Himmel gefallen aussieht? Ist das Eisen, das den Ackerboden so intensiv rot färbt, ebenfalls vom Himmel gefallen? Wie schnell hebt sich Istrien? Warum siedeln auf den von Ringwällen geschützten Siedlungsplätzen der vorgeschichtlichen Kastellieri-Kultur so oft die Römer? Warum wurden gerade hier so viele Totentänze im 15. Jh. gemalt? Wie steht es tatsächlich mit der Karstbildung? Wie schützt man die istrianischen Trockenmauern bei der anrollenden Zersiedlung des Landes? Weiß man überhaupt, warum sie damals allüberall errichtet werden konnten, während heutzutage ohne Mörtel nichts entsteht, was irgendwie halten würde? Was treibt den nagenden Siebenschläfer (puch) bis in die hinterste Schublade? Besonders aktuell sind die Fragen nach Grundbesitz und -eigentum in einem Land, in dem Goldgräberstimmung herrscht und manch' Besitzwechsel eindeutig illegal ist. Warum findet man trotz hoher Arbeitslosigkeit kaum Handwerker? Und seit wann ändert sich das Klima? (Unser im Jahr 2000 verstorbener Bauer Lino sagte schon 1998, dass er am Morgen nicht mehr in der Lage sei, das Wetter für den ganzen Tag einzuschätzen – der Verlust aller Bauernregeln samt gesteigerter Unsicherheit für die Landwirtschaft.) – Letzte Antworten werden bei solchen Séancen zu später Stunde allerdings vermieden.

Literatur

- Alberi, Dario (1997): *Istria. Storia, Arte, Cultura*; Triest
- Althoff, Gerd (1996): *Otto III.*; Darmstadt
- Braun, Andreas (1997): *Istrien. Dalmatinische Künte* (Baedeker); Ostfildern
- Cardini, Franco (1995): *Zeitenwende. Europa und die Welt vor tausend Jahren*; Darmstadt
- Cossar, Ranieri Mario (1926): *Parentium. Kunsthistorischer Führer durch Parenzo mit Ansichten und Stadtplan*; Parenzo/Poreč
- Czernig senior, Karl Freiherr v. (1891): Vorgeschichte, Geschichte und Culturentwicklung von Görz und Gradiska; in *Kronprinzenwerk*, 93-109
- Gumbrecht, Hans Ulrich / Kittler, Friedrich / Siegert, Bernhard (1996): *Der Dichter als Kommandant. D'Annunzio erobert Fiume*; München
- Illig, Heribert (1995): Rom bis Athen – was bleibt bestehen? Zeitkürzungen vor der Zeitenwende. Eine Skizze; in *Zeitensprünge* 7 (3) 269-287
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
- (2005): *Die veraltete Vorzeit*; Gräfelting
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*; Gräfelting
- Kinder = Kinder, Hermann / Hilgemann, Werner / Hergt, Manfred (2006): *dtv-Atlas Weltgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Sonderausgabe; München
- Kipčić, Viktor (Hg., 1976): *Altkroatisches Erbe*; Zagreb
- Kronprinzenwerk (1891): *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Das Küstenland. (Görz, Gradiska, Triest und Istrien)*. [Band 10 der 24-bändigen Ausgabe, angeregt von Erzherzog Kronprinz Rudolf von Österreich, ausgeführt von 432 Autoren, darunter der Kronprinz selbst, 1886–1902, deutsche Ausgabe]; Wien
- Langewiesche, Marianne (1962): *Venedig. Geschichte und Kunst*; Reinbek
- Latković, Roman / Dokmanović, Ranko (1994): *Bewitching Istria. A never-ending story*; Rijeka
- Milosevich, Giorgio / Fiorin, Marisa Bianco (1978): *I Serbi a Trieste. Storia, Religione, Arte*; Udine
- Mühlbacher, Engelbert (1999): *Deutsche Geschichte unter den Karolingern*. I. Band; Essen (1896)
- Ostrogorsky, Georg (1996): *Byzantinische Geschichte 324 – 1453*; München (1965)
- Pedrocco, Filippo (2002): *Kunst in Venedig*; Florenz
- Peterich, Eckart (1958): *Italien. Ein Führer*. Bd. I; München
- Ploetz = Ploetz. *Geschichte der Weltkriege. Mächte, Ereignisse, Entwicklungen 1900–1945* (Hg. Hillgruber, Andreas / Dülffer, Jost, 1981); Freiburg · Würzburg
- Prelog, Milan (1986): *The Basilica of Euphrasius in Poreč*; Zagreb
- Reden, Sybille v. (1989): *Die Megalith-Kulturen. Zeugnisse einer verschollenen Urreligion*; Köln
- Romanelli, Giandomenico (Hg., 1997): *Venedig. Kunst und Architektur*. I+II; Köln
- Schieffer, Rudolf (1992): *Die Karolinger*; Stuttgart
- Sotrifer, Kristian (1972): *Istrien und der Karst. Geschichte, Kultur, Landschaft*; Linz
- Stein, Werner (1987): *Der große Kulturfahrplan*; München · Berlin
- Weithmann, Michael W. (1995): *Balkan-Chronik. 2000 Jahre zwischen Orient und Okzident*; Graz u. a.

Gleichsetzungen aus der stratigraphischen Wiederherstellung der Alten Geschichte

Gunnar Heinsohn

Die Neuausgabe von *Die Sumerer gab es nicht* [Gräffeling: Mantis 2007] ist durch eine ausführliche Vorrede mit dem Titel „Die Wiederherstellung der Alten Geschichte“ auf den aktuellen Forschungsstand gebracht worden. Nachstehende Auflistung dokumentiert, wie die Länder und Personen aus griechischen, armenischen und hebräischen Überlieferungen, die heute weitgehend als unauffindbar gelten (rechte Spalte), mit den Befunden aus Ägyptologie und Altorientalistik (linke Spalte) ihre Substanz zurückgewinnen. Es versteht sich, dass die erhaltene griechische Überlieferung nur einen Bruchteil der altorientalischen Herrscherpersönlichkeiten enthält und nur für diese Minderheit nach Alter Ego gesucht werden kann.

Wer nun mit Verweis auf die mengenmäßig viel zahlreicheren Namen aus ägyptischen und keilschriftlichen Quellen die griechisch überlieferten als irrelevant abtun will, wird am Ende doch einräumen müssen, dass die hier vorgelegten Gleichsetzungen zwar quantitativ kaum beeindruckend mögen, aber doch in beiden Kulturkreisen qualitativ gewichtige Persönlichkeiten betreffen. Überdies erhebt die Liste keineswegs den Anspruch, schon sämtliche Alter Ego der griechisch überlieferten Persönlichkeiten in den altorientalischen Sprachen erkannt zu haben.

1. Länder- und Völkerliste

Subartu („Altbabylonier“-Zeit)	Sparda der Achämeniden bzw. Sparta-Bündnis bis einschließlich Lydien
Chanäer der seleukidenzeitlichen Keilschrift	Makedonen bzw. Alexander Griechen <i>pars pro toto</i> als Ionier
Chana („Altbabylonier“-Zeit)	Yauna der Achämeniden bzw. Ionien
Achijawa (auch Ahhijawa) der Großreichshethiter	Achaia für westanatisches Griechenland (Achämeniden-Zeit)
Bo-Ghazköy (Hethiter-Hauptstadt)	Gaziura (Hauptstadt d. Achämeniden-Satrapie Katpatuka/Kappadokien)
„Großreichs“-Hethiter	Kappadokien (Katpatuka) der Achämenidenzeit
Alt- und Spätbabylonien	Babylonien unter der Herrschaft des Achämenidenreiches
Urartu und Armie der Neo- und Spätassyrischerzeit	Alarodien und Armenien der Achämenidenzeit
Taidu (2 x von Adad-Nirari I. erobert)	Hyde/Sardes 2 x von Kyrus erobert

Mohenjo Daro („Altbabylonier“-Zeit)	Muschikah, Hauptstadt der indischen Achämenidensatrapie
Mittel- bis spätassyrisches Assyrien	Assyrien unter der Herrschaft des Achaemenidenreiches
	-6. bis -4. Jh.
Martu/Amoriter	Marder/Amarder, führender Stamm Irans von Mederzeit bis Alexander
Ägypten der Mitannizeit	4. ab Cheops; 6.; mittlere 12.; späte 18.; frühe 19.; 21.; frühe 25.; späte 26. Dynastie
Amarna-Kassiten-Babylonier	Babylonier der Mederzeit
Ur III-„Sumer“ (Kalam)	Chaldäa der Mederzeit
Habiru der Mitanni-Amarnazeit	Hebräer Davids gehören in die Mederzeit
Mitannisches Nordassyrien und „altassyrisches“ Südassyrien	Assyrien unter der Herrschaft des Mederreiches
	-7./6. Jh.
Guti (Quthen, Guten) gegen Altakkader	Skythen als Partner und Konkurrenten der Meder und Gegner Assyriens
Elamer der Altakkader-Zeit	Iran der Mederzeit direkt vor dem Mederreich
Ägypten der Altakkader-Zeit	Narmer (0.-1.); 2.; 3.; Snofru; 11.; frühe 12.; 15. (Hyksos); 16.; 17. und frühe 18. Dynastie
„Altreichs“-Hethiter	Kappadokier des -8./7. Jh. direkt vor dem Mederreich
Altakkader/Hyksos	Assyrisches Weltreich von Ägypten bis Mittelasien direkt vor dem Mederreich
	-8./7. Jh.
Frühdynastisches „Sumer“ (Kalam in eigener Sprache) bis zu den Altakkadern	Chaldäa als Kulturwiege vor dem assyrischen Weltreich
	-9. Jh.

2. Personenliste

Gulkischar (Seelanddynastie am Ende der „Altbabylonier“)	Alexander der Große
Sin-schar-ischkun mit Bindung an Arbela	Darius III. Kodomannos in Assyrien mit Kronschatz in Arbela
Sin-Schumu-Lischir, Eunuch und Königsmacher	Bagoas, Eunuch und Königsmacher der Spätachämeniden

Assur-etil-ilani	Artaxerxes IV. Arses in Assyrien
Ammisaduqa („altbabylonischer“ Astronomenkönig)	Artaxerxes III. Ochos in Babylonien (Astronomenkönig)
Assurbanipal	Artaxerxes III. Ochos in Assyrien
Sarduri von Urartu	Hydarnes von Alarodien/Armenien
Erimena von Urartu	Erwand von Alarodien/Armenien
Eresusar, Esarhaddon-Vasall in Zypern	Euagoras, Asarkes-Vasall in Zypern
Escharra-Chamat, Esarhaddons Lieblingsfrau	Chydamestochter Statira, Arsakes' Lieblingsfrau
Tantamani, Gegner Esarhaddons	Tadanmu, Gegner des Asarkes
Necho, von Esarhaddon mit Sais belehnt	Nektanebos, ägyptischer Retter des Arsakes
Pharao Tacharka, Sieger über Esarhaddon	Pharao Achoris, Sieger über Asarkes
Aschur-Nadin-Schumi, Erstgebo- rener Sakutus	Kyrus der Jüngere, Lieblingssohn der Parysatis
Sakutu, herrische Mutter Esar- haddons	Parysatis, herrische Mutter des Asarkes
Esarhaddon	Artaxerxes II. Asarkes (-4. Jh.)
Sanherib	Darius II. Ochos in Assyrien
Schalmaneser III. + Sargon "III."	Artaxerxes I. in Assyrien
Aram von Urartu, treu und rebel- lisch gegen Assunasirpal II.	Armog von Armenien, treu und rebel- lisch gegen Xerxes I.
Assurnasirpal II.	Xerxes I.
Hammurabi (=Onkel mütterlicherseits; „altbabylonischer“ Gesetzgeber des Reiches)	Darius I. in Babylonien geleitet, womöglich von seinem Onkel Hystaspes,
Tukulti Ninurta I. (Gesetzgeber des Reiches)	Darius I. in Assyrien (Gesetzgeber des Reiches) (-6./5. Jh.)
Schalmaneser I. (Eroberer Ägyptens)	Kambyses in Assyrien (Eroberer Ägyptens)
Adad-Nirari I. (Gründer des nach- mitannischen Reiches der amoritischen „Mittel-Assyrer“)	Kyrus der Große (Gründer des nach- medischen Reiches der amardi- schen Achämeniden mit Zentrum in Assyrien)
	Ende der Amarna-Zeit
Assuruballit	Assur-Regent abhängig von Gobu- riasch

Eriba-Adad (I.) gegen Mitanni	Aribaeus, Kappadokier als Helfer Assyriens gegen Medien
Burra-Buriasch von Babylon	Goburiasch (als Assyrer Kyros' Unterkönig in Babylon)
Aziru, Amoriter der Amarnabriefe	Junger Amarder Kyros
Azirus Zeitgenosse Karannis (Hayasa)	Kyros' Partner Tigranes (Armenien, Haik auf armenisch)
Azirus Vater Asratu	Kyros' Vater A(s)tradates
Aiab, Habiru der Amarnabriefe	Joab, Hebräer
Dadua, Habiru der Amarnabriefe	David, Hebräer
Jishua, Habiru der Amarnabriefe	Yischai, Hebräer
Sannansa (Sohn des Frieden- stifters Schuppiluliuma)	Syennesis, der Friedensstifter aus Kilikien
Tudhalijas („Hethiter“)	Alyattes als lydischer Herr überChatti/ Kappadokien
Schattiwaza (Mattiwaza), Rivale Tuschrattas	Saddyattes von Ionien-Lydien
Artatama, Rivale von Tuschratta	Ardys von Ionien-Lydien
Tuschratta, der Mitanni in Nord- assyrien = Ischme Dagan aus Ekallatum in Südassyrien	Astyages, der Meder aus Ekbatana
Schaushatra, der Mitanni in Nordassyrien = Schamschi Adad, der Martu in Südassyrien = Kutik-Inschuschinak aus Susa	Kyaxares, der Meder (-7./6 Jh.)

Beginn der Amarna-Zeit

Nach letzter Globalkatastrophe Altakkader = Hyksos-Vertreibung = Exodus

Madga (Guten-General)	Madyes (Skythenherrscher)
Paratarna von Mitanni	Phraortes von Medien (-7. Jh.)
Schar-kalli-scharri, letzter Altakkader	Scharakos, letzter Assyrer vor Medien
Naramsin von Akkad (großer Jäger) = Narmer in Ägypten	Vormedischer Ninus von Assyrien (Biblischer Nimrod, großer Jäger)
Sargon „I.“ von Akkad [vielleicht nur Titel für Herrscher und dann anderer Name für Naramsin]	Sharek = Salitis (Hyksos) (-8. Jh.)

Prof. Dr. Dr. G. Heinsohn, Adresse s. Impressum

Das Steinbeil von Günserode

Martin Kerner

Archäologische Artefakte, die vorzugsweise als Unikate ausgegraben wurden und deren Zweckbestimmung unbekannt ist, können durch unendlich viele Hypothesen erschlossen werden, wenn diese nachträglich begründbar sind. Keine der statistischen Begründungen kann jedoch mit einer 100-prozentigen Wahrscheinlichkeit erfolgen. Somit sind für einen Artefakt auch mehrere Hypothesen gleichzeitig möglich und in Betracht zu ziehen, solange nicht die eine die andere ausschließt. In einer solchen Situation befindet sich das nachfolgend beschriebene Steinbeil von Günserode, Landkreis Artern, dem thüringischen Kyffhäuser-Kreis, das vorgängig von H. FILLING [2007] beschrieben worden ist.

Als Salzmünder Gruppe bezeichnet man gemäß *Wikipedia* eine Untergruppe der neolithischen Trichterbecherkultur im Mittelelbe-Saale-Gebiet. Sie existierte zwischen -3400 und -3000, doch schwanken die Angaben in der Literatur. Der namengebende Fundort, Salzmünde-Schiepzig (Saalkreis), wurde 1921 von N. NIKLASSON ergraben. 1938 fasste der Anthropologe P. GRIMM die von NIKLASSON so genannte „nordische Kultur“ mit den Oppenschöner Kannen zur Salzmünder Kultur zusammen. Ihre abwechselnde Einordnung in der mittleren oder jüngeren Jungsteinzeit ist für unsere Betrachtung ohne Bedeutung.

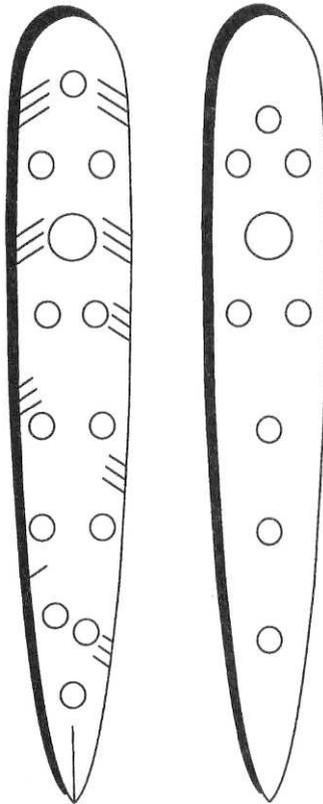
Für die fünf bekannten Steinbeile aus der Salzmünder Kultur gibt es keine vergleichbaren Objekte, so dass sie nur untereinander differenziert betrachtet werden können. Aus meiner Sicht offenbaren sie eine Stufung der astronomischen Entwicklung. Die vier bereits beschriebenen Beile lassen die Erforschung des Planeten Venus erkennen, wobei in der Ausgangssituation Morgen- und Abendstern als zwei getrennte Gestirne betrachtet wurden [vgl. Kerner 2007, 129-135]. Danach wurde die Rückläufigkeit in der oberen Konjunktion erkannt und mit 22 Tagen gemessen, von denen etwa 16 sichtbar sind. Bezeichnet man dies als Forschungsthema der Salzmünder Kultur, wird diese Hypothese als Grundlage betrachtet. So ergibt sich aus dem zu schildernden Befund die nachfolgende Decodierung.

Das Museum für Völkerkunde, Berlin, besitzt dieses völlig erhaltene Exemplar unter der Inventar Nr. Ig 3421. Der Einzelfund stammt von Günserode; Gesteinsart: Grauwacke-grünlicher Tonschiefer; Maximalmaße: Länge: 16,5 cm; Breite: 4,2 cm; Höhe 3,1 cm. Das Steinbeil ist beidseitig ornamentiert mit Kreisen und Strichen.

Auf dem Goldhut von Schifferstadt ist die Dauer der Venus-Synode durch Kreispunkte bezeichnet, die jeweils für eine Lunation stehen; die Sichtbarkeit wird durch das Symbol eines Auges dargestellt, das die Dimension einer Dekade besitzt. Nachdem diese Interpretation zunehmend Anhänger findet, bewegen wir uns bei den Steinbeilen nicht mehr im Bereich der Spekulation.

Demgemäß haben die Kreise die zeitliche Dimension eines synodischen Mondumlaufes von 29,5 Tagen, der als Lunation bezeichnet wird. Die Striche können je einen Tag oder eine Dekade symbolisieren, wenn es die Ermittlung der Sichtbarkeitsperiode betrifft, die möglicherweise an den Fingern abgezählt wurde.

Die eine Seite des Beiles ist mit 12 Kreisen und 2 Einzelstrichen sowie 8 Gruppen zu je 3 Strichen versehen. Die andere Seite zeigt 8 Kreise. FILLING hat sich auf die 12 Kreise der Vorderseite konzentriert und daraus die 12



Steinbeil von Günserode [Zeichnung Suzanne Kerner]

siderischen Mondumläufe des Mondjahres herausgelesen. So ergibt sich ihm der Folgeschluss [Filling 11]:

„Ein direkter Zusammenhang mit dem synodischen Umlauf der Venus lässt sich auf dem Steinbeil von Günserode jedoch nicht nachweisen.“

Doch bei Berücksichtigung beider Beilseiten wird der Venus-Bezug triftig. Zählt man die Kreise beider Seiten zusammen, so ergeben sich 20 Kreise und damit 20 Lunationen, was 590 Tagen entspricht. Das ist die Umlaufzeit der Venus-Synode von 584 ± 8 Tagen. Die 8 Lunationen der einen Seite entsprechen der Sichtbarkeitsperiode des Morgen- oder Abendsternes. Demzufolge müssen die 12 Kreise der gegenüber liegenden Seite die Sichtbarkeitsperiode des «anderen» Sternes und die Unsichtbarkeit des Planeten während der oberen und unteren Konjunktion darstellen. Das sind $8 + 4$ Lunationen. Zwischen den Kreisen, die die Lunationen bezeichnen, gibt es 8 Gruppen zu je 3 Strichen und 2 einzelne. Zählt man eine Strichgruppe zu 3 Dekaden, so entsprechen die 30 Tage etwa 1 Lunation.

Das bedeutet, dass die Strichgruppen durch die 8 Kreise der gegenüberliegenden Seite ersetzt werden können. Die beiden einzelnen Striche können dann als Merker für den Beginn und das Ende der einbezogenen Zählung betrachtet werden. Bedenkt man, dass die Ziffer Null für den Beginn einer Zählung damals noch unbekannt war, so können die beiden Einzelstriche, wenn sie mitgezählt werden, das Ergebnis negativ beeinflussen, d. h. dass die Synodendauer dann 588 Tage betragen würde. Die separierte Anordnung der Sichtbarkeitsperioden für den Abend- und Morgenstern auf zwei gegenüberliegenden Seiten des Beiles lässt den Schluss zu, dass es wohl als das älteste der fünf zu betrachten ist, tragen die anderen doch die Codierung für Rückläufigkeit, Elongationen und Konjunktionen [etwa Kerner 2007b, 43-46].

Literatur

- Filling, (2007): Das Steinbeil von Günserode – ein lunarer Kalender; in *Zeitensprünge* 19 (1) 9-11
- Kerner, Martin (2001): *Keltische Münzen mit astronomischen Motiven*: CH-Kirchdorf
- (2006): Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra; Gräfelring
 - (2007a): Das goldene Venus-Zepter von Bernstorff; in *Zeitensprünge* 19 (1) 12-20
 - (2007b): Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendarik; Gräfelring
- Lechler, Jörg (1922): Die reichverzierten Steinäxte des sächsischen Typus; in: G. Kossing (Hg.): *25 Jahre Siedlungsarchäologie. Arbeiten aus dem Kreis der Berliner Schule*. Mannus-Bibliothek 22; Leipzig, S. 1-10
- Wikipedia → Salzmünder Gruppe; → Trichterbecherkultur

Martin Kerner, CH-3116 Kirchdorf

Zwischen Echnaton und Kambyses (III)

(Aegyptiaca VII/3)

Klaus Weissgerber

Abstract: In diesem weiteren Teilbeitrag zur Geschichte und Chronologie Ägyptens wird die Zeit vom Tod des Ramses II. (= Necho II.) bis zu persischen Eroberung Ägyptens analysiert. Ich begründe vor allem meine These, dass der Usurpator Ramses III. mit dem Usurpator Amasis und dass die „Seevölkerschlacht“ des Ramses III. mit der Siegeschlacht des Amasis identisch waren und baue meine These weiter aus, dass der reale Ramses III. 66 Jahre regiert hat.

Herrscher zwischen Ramses II. und III.

In seinem Totentempel in Medinet Habu ließ Ramses III. ein Fest des Gottes Min abbilden, wobei die unmittelbaren Vorgänger des Herrschers mit ihren Thronnamen in chronologischer Reihenfolge auftraten. Es handelt sich um die einzige zeitgenössische Herrscherliste der Zeit zwischen Ramses I. und III.; die hier angegebene Herrscherabfolge wurde durch Inschriften, in denen auch die Eigennamen genannt wurden, bestätigt:

Thronname	Eigename
Bi-en-re (Bainre)	Merenptah
User-chepru-re	Setoy = Sethos (II.)
User-cha'u-re	Sethnacht [Beckerath 1997, 28].

Trotzdem wurde behauptet, dass Ramses III. einige Herrscher, so wie die der Amarna-Zeit, ignoriert habe:

„Die damit zusammenhängenden Probleme gehören zu denen, die den Ägyptologen Freude und Qual zugleich bereiten. Schwierigkeiten bieten hier wieder die übereinanderstehenden Kartuschen in den Fällen, wo für einen ausgehauenen Königsnamen ein anderer eingesetzt wurde. Schlußfolgerungen aus diesem Verfahren sind, wie bereits betont, äußerst fragwürdig“ [Gardiner 307].

Die angebliche Geschichte Ägyptens dieser Zeit wurde über viele Jahrzehnte mühsam aus den Manetho-Exzerpten und wenigen Zeugnissen der Grabstätten von Theben-West rekonstruiert. Eduard Meyer [III. 313 f.] ging noch von der Herrscherfolge Ramses II. – Merenptah – „Amenmeses“ – Merenptah Siptah (mit Gemahlin „Tausret“) – Sethos II. – „Ramses Siptah“ – Sethnacht – Ramses III. aus, die in der Folgezeit wesentlich verkürzt wurde, wie die derzeit angenommene Herrscherfolge zeigt [siehe *Aeg.* VII/1, 5]. Meyer [III:316] hat

Chronologisches Fazit (mit Synchronismen)

- 566–540 Schuppiluliuma I. (Herrscher von Chattuscha)
564–547 Amenophis IV. (Echnaton)
547–543 Tutanchamun
543–539 Eje (Herrscher in Theben)
543–535 Haremhab (Assyr. Vasall in Memphis, ab -539 auch in Theben)
540–519 Murschili II./Nabopolassar; (Herrscher von Chattuscha, seit -530 auch v. Babylon)
535 Tod von Haremhab
535–533 Anysis/Ramses I./Necho I. (Sethos I./Psammetich I. Regent)
533 Aithiopen vertreiben Ramses I. und Sethos aus Theben
533–524 Sethos I./Psammetich I.
529 Feldzug des Sethos I. gegen Assyrer in Vorderasien
528–524 Mitregentschaft des Ramses II./Necho II.
527 Neubabylonier und Meder erobern Ninive (konventionell -612)
527 Sethos I. vertreibt Aithiopen aus Theben
524–518 Ramses II./Necho II. als Alleinherrscher
519 Beginn der Mit-Regentschaft von Muwatalli II. und Chattuschili III./Nebukadnezar (in Chattuscha und Babylon)
519 Schlacht von Kadesch/Karkemisch (konvent. -1275)
518 Tod des Ramses II./Necho II. (Ramses III. datiert ab diesem Jahr)
518–512 Merenptah/Psammetich II. (Regent: Sethos II./Apriës II.)
514 Feldzug des Apriës nach Syrien
512–510 Sethos II./Apriës (als umstrittener Herrscher)
512 Aufstände des Amenmesse und des Amasis/Sethnacht.
512–510 Gegenkönigtum des Sethnacht (u. U. Alleinherrscher bis -508)
510 Sieg des Amasis/Ramses III. über Apriës („Seevölkerschlacht“; konv. -1180)
510–452 Ramses II./Amasis (als Alleinherrscher, u. U. erst ab -508)
510–502 Gegenkönigtum von Tausret und Si-ptah
501 Nebukadnezar zerstört Jerusalem
500 Beginn der Friedensverhandlungen
497 Friedensvertrag zwischen Ägyptern und Hethitern/Neubabyloniern (konventionell -1259).
487 Papyrus Harris I (Bericht des Ramses III. über seine Taten)
484 „Hochzeitsstele“ (Ramses III. heiratet eine hethitische Prinzessin)
476 Tod des Chattuschili III. /Nebukadnezar
470 Lyder, dann Perser erobern Chattuscha
Perser unter Kyros erobern Babylon
452 Tod des Ramses III. (66. Regierungsjahr)
452/451 Ramses IV. (Psammetich III., 6 Monate)
451 Kambyses erobert Ägypten (konv. -525)
445 Hinrichtung des Ramses IV./Psammetich III.
-

aber wenigstens die Schwäche aller dieser Überlegungen erkannt: „Synchronismen fehlen völlig.“

Wie dargelegt, geht meine Konzeption dagegen von der Identität sowohl der „Hethiter“ mit den „Neubabyloniern“ wie auch der 19. mit der 26. Dynastie aus. Nur so ist es nach meiner Überzeugung möglich, die Herrscherabfolge Ägyptens in Übereinstimmung mit den realen Synchronismen dieser Zeit zu rekonstruieren. Allerdings muss man sich von einigen Fehlurteilen Velikovskys trennen.

Herodot nannte als Nachfolger Nechos II. nacheinander Psammis und Apriës, ehe Amasis Herrscher wurde. Velikovsky [1983a, 210-224] vertrat die Auffassung, dass Merenptah mit Apriës, dem Hophra der Bibel, identisch war. Er ignorierte hierbei die von Herodot gegebene Herrscherfolge; „Psammis“ wurde von ihm nur in einer Anmerkung erwähnt [ebd., 212, Anm. 4]. Deshalb habe ich schon 1996, in bewusstem Gegensatz zu Velikovsky, in *Aeg.* I [59] Merenptah nicht mit Apriës, sondern mit Psammis identifiziert.

Merenptah = Psammis (Psammetich II.)

Merenptah, auch Merneptah geschrieben (Vokale blieben in der Hieroglyphenschrift zumeist unbezeichnet), der älteste lebende Sohn des Ramses II., wurde nach dessen Ableben unzweifelhaft sein Nachfolger; als seine Mutter gilt Isisnofret [Weeks 301]. Obwohl Arnold [1996, 207] und Schneider [160 f.] auf Bauwerke in Theben und Memphis mit seinen Inschriften hinwiesen, steht inzwischen fest, dass er sich meist damit begnügte, „seinen Namen auf ältere Monumente zu setzen“ [Černý in FWG III, 277]. Seine Grabstätte (KV 8) befindet sich im Tal der Könige, seine (angebliche) Mumie wurde 1988 in einem Versteck der Grabstätte des Amenophis II. (KV 35) gefunden.

Weithin bekannt wurde er durch eine in seinem 5. Regierungsjahr errichtete Stele, in der er seinen Sieg über eingedrungene Libyer („Libu“, unter Marijau) berichtete [Text: Breasted IV, 569-617; z.T. Jepsen 106]. Diesen hatten sich Söldner aus der Ägäis/Kleinasien (Schirdanu, Lukka, Turscha, Schakaläsch, ‘Aqajawasch) angeschlossen, die in der Literatur fälschlich als „Seevölker“ bezeichnet werden [so z.B. Schneider 160]. Die „Schirdanu“ (auch als Schirdana, Scherdana und Sardin transkribiert) kamen, wie schon dargelegt, aus Sardes; die „Lukka“ (Lukku) aus Lykien, die „Turscha“ nach Meyer aus der Ägäis (Insel Thora?) oder aus Tarsus, die „Schakaläsch“ wohl aus Sizilien und die ‘Aqijawasch, wie Eduard Meyer [III, 301] bewiesen hatte, aus Athen. Zu den „Turscha“ (Turus) schrieben Helck/Drenkhahn [111]:

„Dabei sind die turus in ihrem Aussehen auf einer Darstellung am Hohen Tor von Medinet Habu zu erkennen. Sie heben die Haare in ein Tuch eingeschlagen. Sie sind mit größter Wahrscheinlichkeit mit den Τυσομνοι

der Griechen zu identifizieren, die als Seeräuber einen bösen Namen be-
saßen“.

In der letzten Passage dieser Stele wurde erstmals in einem ägyptischen Text „Israel“ (‘-s-r-’-r) erwähnt, und zwar als eine der acht Länder und Städte, mit denen Merenptah im Krieg stand; Bibelforscher nennen sie deshalb „Israel-Stele“ („Israel ist verwüstet und ohne Frucht“). Nach dem Bericht wurde auch Askalon in Palästina erobert („Askalon ist genommen“); als Feinde wurden auch die „Chatti“ genannt. (Dieser Satz des Nachfolgers des Ramses II., der den Staatsvertrag mit den Hethitern abgeschlossen haben soll, steht eindeutig im Widerspruch zu dem beiderseitigen Briefwechsel bis zum Ende des Hethiterreiches, in dem beiderseits stets von nie getrübbten freundschaftlichen Beziehungen die Rede ist. Tatsächlich beweist auch diese Stele, dass der Friedens- und Freundschaftsvertrag erst nach Merenptah, und deshalb von Ramses III. abgeschlossen worden sein kann.)

Merenptah wird in der Literatur mit dem von den Manetho-Exzerptoren (als Nachfolger des Rapsakes/Rampses) erwähnten Amenephtes/Ammenephtis gleichgesetzt, der nach Africanus 20 Jahre, nach Eusebius 40 Jahre regierte, während Josephus [*Gegen Apion* 1:15] zwischen Armesses (Sohn des Miammos) und Sethosis-Ramesse einen „Amenophis“ mit 19:6 Jahren nannte. Deren Angaben über die Reihenfolge der Herrscher sind, wie dargelegt, so verworren und widersprüchlich, dass mit ihnen nichts anzufangen ist. Auch Beckerath [1997, 104] lehnte die Manetho-Datierungen ab und stellte fest, dass in zeitgenössischen Inschriften nur die ersten vier Regierungsjahre des Merenptah belegt seien. Unmittelbar anschließend schrieb er aber unter Bezugnahme auf den Papyrus Sallier I [3.4]:

„Das letzte Datum des Mer-en-ptah ist der 7. IV. seines 10. Jahres (24. 9. 1204), und es ist nicht wahrscheinlich, daß er viel länger herrschte“ [ebd.].

An diesem Tag hat ein gewisser Pentawer (Pentauer) nach eigenen Angaben ein hagiographisches Gedicht auf Ramses II. in einem „Schulheft“ abgeschrieben [Erman 1885, 525]. Das Gedicht selbst ist auch anderweitig bekannt und dürfte zeitgenössisch sein. Ich bezweifle aber, dass die sich nur im Papyrus Sallier I befindende Datierung der Niederschrift zuverlässig ist. Sie kann durchaus aus der Ptolemäerzeit stammen, in der man glaubte (siehe Manetho), dass Merenptah 20–40 Jahre regiert hat. Erman erwähnte leider nicht, ob im Text tatsächlich der Name Merenptah steht oder ob, wie öfters geschehen, der Name des Herrschers so gedeutet wurde.

Ich möchte auf ein hierfür bezeichnendes Beispiel hinweisen. In der Literatur ist öfters davon die Rede, dass Merenptah im 55. Regierungsjahr seines Vaters zum „Thronfolger“ ernannt wurde [z.B. Schneider 159]. Meine Studien ergaben, dass dies eine sehr dubiose Information ist. Mariette fand an der

Wand einer Seitenkammer im Serapeum von Saqqara ein Graffito, das sich auf das „königliche Jahr 55“ (ohne Namensnennung) bezieht und gab an, bei Nachgrabungen das Grab des königlichen Prinzen H'm-W3st gefunden zu haben. Schmidt [39, 55-B] hielt es für ausgeschlossen, dass ein Prinz ausgerechnet im Serapeum bestattet wurde. Ich kann außerdem nicht nachvollziehen, warum dieser Prinz mit Merenptah identisch sein soll (vielleicht war es ein Sohn des Ramses III.).

Herodot [II:161] bezeichnete „Psammis“ als Sohn und Nachfolger des Necho II.; nach meiner Konzeption war dieser Psammis mit Merenptah identisch. In der gleichen Passage erwähnte Herodot auch, dass dieser Psammis kurz vor seinem Tod einen Feldzug nach „Aithiopien“ (Nubien) unternommen hatte. Dieser wurde auch in einer Karnak-Steile des Psammetich II. („Psamtek“) erwähnt [Kienitz 1953, 128] und durch die bereits erwähnten Graffiti griechischer Söldner am Fuß der Ramses-Statue in Abu Simbel eindrucksvoll bestätigt [Text: Kienitz 1953, 41]. In einem dieser Texte wurden auch die Heerführer dieses Feldzuges genannt: „Die Ausländer dabei führte Potasimto, die Ägypter Amasis.“ (Letzterer wird allgemein mit dem späteren König identifiziert.) Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass auch Inschriften des Merenptah in Nubien gefunden wurden [Schneider 162].

Nach dem Bericht des Herodot [II:161] regierte Psammis nur 6 Jahre. Africanus nannte für Psammuthis, den Nachfolger des Necho, 6 Jahre, während Eusebius 46 Jahre angab. Aus einer Inschrift der Gottesgemahlin Anchnesneferibre starb Psamtik (II.) am 23. 1. seines 7. Regierungsjahres [Breaed IV 936, 985, 988c; vgl. Beckerath 1997, 86]; womit diese Angabe Herodots bestätigt wird. Ich gehe deshalb auch davon aus, dass Merenptah=Psammis 6 Jahre regiert hat.

Im Versteck des Grabes von Amenophis II. (KV 35) wurde u. a. eine Mumie gefunden, die Merenptah zugeordnet und wegen ihrer Verfärbung die „weiße Mumie“ genannt wird [Abb: R/W. 201]. Aus ihr wurden weitreichende Schlussfolgerungen gezogen:

„Als Merenptah fünfundsechzigjährig starb, war er ein dicker alter Mann ohne Backenzähne, er litt, nach Aussage amerikanischer Mumienröntgenologen, an Arthritis und Arteriosklerose in den Oberschenkeln“ [Vandenberg 2002, 386 f.; vgl. Gardiner 307; Schneider 161].

Außerdem war dieser „Merenptah“ noch zu Lebzeiten kastriert worden [Vandenberg 387]. Dieser Befund ist unvereinbar mit meiner Erkenntnis, dass Ramses II. höchstens 50 Jahre alt wurde. War aber die „weiße Mumie“ wirklich die des Pharaos, der nach Ramses II. herrschte? Im gleichen Depot KV 35 wurde immerhin auch eine Mumie mit der Beschriftung „Siptah-Merenptah“ (z3-Pth mrj.n-Pth [vgl. Beckerath 1984, 92]) gefunden, die als Mumie des (Ramses) Si-ptah, des Sohnes des Sethos II., gilt [Abb.: R/W 200]. Es sind die Über-

reste eines etwa 20-jährigen Mannes mit verkümmertem Fuß („Klumpfuß“), der nach Ansicht von Medizinern an Kinderlähmung litt und starb [Clayton 159; Schneider 275]. Nach konventioneller Geschichtsauffassung darf diese natürlich nicht die Mumie des Merenptah sein. Geht man jedoch davon aus, dass dies doch der Fall ist, kann auch erklärt werden, warum dieser Herrscher nur so kurz regiert hat. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass sehr umstritten ist, wer eigentlich „Siptah-Merenptah“ bzw. „Seti-Merenptah“ war; mitunter wird betont, dass er mit „Ramses-Siptah“ nicht identisch sein konnte [vgl. z.B. Černý in FWG IV, 279]. Geht man von meiner These aus, besteht immerhin eine wesentliche Grundlage, um das Problem, was aus dem realen Si-ptah wurde, auf den ich noch zu sprechen komme, zu klären.

Sethos II.

Nachfolger Merenptahs wurde Sethos II., dessen Abstammung sehr umstritten ist [vgl. Schneider 272]. Als sicher gilt, dass er aus der königlichen Familie stammt und ein naher Verwandter des verstorbenen Pharaos gewesen sein muss. Ich betrachte es als sehr wahrscheinlich, dass er ein Sohn des Sethos II. und jüngerer Bruder des Ramses II. war und nach dem Tode des Ramses II. Regent seines kranken Neffen Merenptah und eigentlicher Machthaber wurde. Herodot [II:61] bezeichnete zwar den mit ihm identischen Apriës als Sohn des Psammis (= Merenptah); wie ich in meinen Hethiter-Beiträgen dargelegt habe, wurde in altorientalischen Texten der Begriff „Sohn“ oft im Sinne von „Nachfolger“ bezeichnet, was Herodot nicht erkannt haben dürfte. Ramses II. hatte in seiner berühmten Inschrift über die Schlacht von Kadesch namentlich einen Prinzen Sethos erwähnt [Desrouches-Noblecourt 1999, 196; Weeks 300 f., Nr. 9]. Da Ramses II. zur Zeit der Schlacht unbestritten noch recht jung war, konnte es sich nicht um seinen Sohn handeln. Dieser „Prinz Sethos“ dürfte mit Sethos II. identisch gewesen sein, wahrscheinlich war er ein Sohn von Sethos I. und jüngerer Bruder des Ramses II. Ausdrücklich wurden seine Fähigkeiten als Feldherr in der Inschrift gewürdigt. Merenptah war zum Zeitpunkt des Todes seines Vaters nach meiner Konzeption noch minderjährig.

Auch in späteren Zeiten haben mehrfach öfters Brüder verstorbener Herrscher die Regentschaft für ihre minderjährigen Neffen übernommen: so 1934 in Jugoslawien nach der Ermordung von König Alexander dessen Bruder Pawel für seinen Neffen Peter II. und 1939 im Irak nach dem geheimnisvollen Tod des Königs Ghazi dessen Bruder ‘Abd ‘Illah für seinen Neffen Faisal II. Auch der bayrische Prinzregent Luitpold war Onkel seines geisteskranken, allerdings nicht minderjährigen Neffen Otto, des nominellen Königs.

Amenmesse

Africanus nannte als Herrscher der 19. Dynastie nach Rapsakes, Amenephtes und Ramesses einen Ammenemnes mit 5 Jahren, Eusebius nach Rampses und Amenephtis einen Ammenemes mit 26 Jahren; möglicherweise meinten sie damit den Amenophis, den Josephus, wie bereits erwähnt, als erdichtet bezeichnet hatte.

Nachdem im Tal der Könige eine begonnene Grabstätte (KV 10) sowie einige weitere Inschriften eines Amenmesse gefunden wurden, begann eine rege Diskussion über diesen König, der mit Ammenemnes gleichgesetzt wurde. Einige Ägyptologen halten ihn, entsprechend dem von Josephus [*Gegen Apion* II:26] zitierten Amenophis-Bericht als weiteren Sohn des Ramses II., der sich als legitimer Nachfolger des Merenptah betrachtet, aber von Sethos II. besiegt worden sei. Dagegen sieht Krauss [1976; 1977; 1997] ihn als nicht legitimierte Usurpator. Entsprechend schrieb Hornung [1996, 108]:

„Gegen [...] Sethos II. empört sich der Vizekönig Messui, auch er ein Mitglied des Königshauses. Nach längeren Kämpfen gelingt es ihm, für einige Zeit Oberägypten zu besetzen und als Amenmesse eine flüchtige Königsherrschaft auszuüben, bis er beim weiteren Vordringen nach Norden besiegt wird; sorgfältig läßt Sethos II. die Inschriften des Grabes tilgen, das der Usurpator sich im Tal der Könige anlegen ließ“ [zum fraglichen Grab KV 10 siehe R/W 150 ff.].

Ich neige der Ansicht zu, dass beide Ansichten in Übereinstimmung zu bringen sind. Messui kann sich zum Regenten für Amenmesse erklärt haben. Da Ramses II. sehr jung gestorben ist, muss sein jüngerer Sohn Amenmesse noch minderjährig gewesen sein, als Merenptah starb. Als bloßer Gegenkönig kann dieser Amenmesse auf jeden Fall chronologisch unberücksichtigt bleiben, wie dies auch von Eder/Renger [39] trotz Erwähnung faktisch geschehen ist.

Sethos II. = Apriès

Über Sethos II. weiß die konventionelle Geschichtsschreibung mangels Inschriften, die ihm zugeordnet werden konnten, wenig zu berichten (die Manetho-Exzerptoren ignorierten ihn). Seine Existenz unter diesem Namen ist jedoch durch einige Bau-Inschriften und Papyri [Schneider 273] und vor allem durch seine Mumie gesichert, die im Versteck des Grabes von Amenophis II. (KV 55) gefunden wurde.

In dem Ostrakon Kairo 25784 wurde sein 4. Regierungsjahr genannt; nach dem Ostrakon 25515, der als problematisch gilt, soll er in seinem 6. Regierungsjahr gestorben sein [Hornung 1964, 96]. Insofern wird seine Regierungslänge allgemein mit 6 Jahren angegeben. Anscheinend wurde im Ostrakon 25515 jedoch nicht der Tod des Sethos, sondern der des Merenptah nach

Theben gemeldet. Sethos begann mit dem Bau seines Grabes (KV 47) in seinem 1. Regierungsjahr, es blieb aber unvollendet (die Reliefs wurden nicht bemalt). Seine Kartuschen wurden später zerstört, dann aber (durch seine Witwe Tausret?) wiederhergestellt. All dies spricht dafür, dass er nur kurz regiert und gewaltsam gestürzt wurde.

Das war auch das Schicksal des Apriës (Apri-es gesprochen), den ich mit Sethos II. identifiziere. Herodot [II:161] schrieb über diesen:

„Nachdem Psammis nur sechs Jahre regiert und einen Kriegszug gegen Aithiopen unternommen hatte, starb er und es folgte sein Sohn Apries. [...] Er herrschte fünfundzwanzig Jahre lang. Er führte ein Heer gegen die Stadt Sidon und lieferte eine Seeschlacht gegen den König von Tyros.“

Er betrachtete somit dessen Feldzug nach Palästina und Phönikien als das wichtigste Ereignis seiner Regierungszeit. Da ein solcher schon in der „Israel-Stele“ des Merenptah erwähnt wurde, identifizierte Velikovskij diesen Herrscher mit Apriës. Insofern kann ich ihm nicht folgen; meine Studien ergaben aber, dass Merenptahs Feldzug mit dem des Apriës identisch gewesen sein muss. Dieser Krieg wurde in vorderasiatischen Schriftquellen öfters erwähnt; aber nur in einem Dokument fand ich den Namen Psammetich. Der aus Tyros stammende Priester Petisis berichtete über die Erlebnisse seines gleichnamigen Großvaters, darunter auch über einen ägyptischen Marsch nach „Charu“, der im 4. Regierungsjahr des Pharaos Psammetich (II.) stattfand [Text: Kienitz 1953, 25]. „Charu“ bedeutet Phönikien; dort lagen Askalon und Tyros. Der Feldzug fand also unmittelbar vor der Abfassung der Merenptah-Stele statt, die im 5. Regierungsjahr des Merenptah errichtet wurde.

In einem biblischen Text [Jeremia 37:5], den Velikovskij nicht erwähnte, wurde berichtet, dass der König von Juda, Zedekia (Zidkija), von den „Chaldäern“ unter Nebukadnezar (II.) bedrängt wurde, die Ägypter ihm aber zu Hilfe kamen:

„Damals war das Heer des Pharaos aus Ägypten aufgebrochen und als die Chaldäer, die Jerusalem belagerten, davon Kenntnis erlangt hatten, waren sie von Jerusalem abgezogen“ [zitiert nach der Jerusalemer Bibel; vgl. auch 2. Buch Könige: 25].

Diese Angabe wird durch das zeitgenössische „Lachis-Ostrakon III“ bestätigt, das 1953 in der jüdischen Festung Lachna (Tell ed-duwer) gefunden wurde [Herrmann 243 ff.; Text: Jepsen 197]. Auch ein Detail der Israel-Stelen-Inschrift wurde damit bestätigt: „Die Chatti blieben (zunächst) ruhig.“ Nicht-bibelkundige Leser möchte ich darauf hinweisen, dass das nach der Merenptah-Stele unterworfenen „Israel“ (Hauptstadt: Samaria) in Nord-Palästina lag, „Juda“ (Hauptstadt Jerusalem) aber im Süden dieser historischen Region; beide Kleinstaaten waren verfeindet.

Die sich gegenseitig ergänzenden Texte der Merenptah-Stele, des Jeremia und des bezeichneten Ostrakons bestätigen eindrucksvoll, dass Merenptah und Siptah II. in der gleichen Zeit wie Merenptah und Apriës lebten!

Nach den babylonischen Chroniken erfolgten die geschilderten Kämpfe in Palästina vor dem Abschluss des Friedensvertrags von Nebukadnezar mit Ägypten, der nach meiner Konzeption mit dem Vertrag zwischen Chattuschili III. und Ramses III. zu identifizieren ist!

Unklar ist, wie lange Apriës regiert hat. Herodot [II:161] und Eusebius (für Uaphres) nannten 25, Africanus (für Uaphris) nur 19 Regierungsjahre. Aus einer in Theben gefundenen Inschrift ergibt sich, dass in seinem 4. Regierungsjahr die Tochter des Psammetich II., „Anchnesneferibre“, als Gottesgemahlin des Amun eingesetzt wurde [Schneider 81 f.]. Ein späteres Regierungsjahr ergibt sich lediglich aus einer Apis-Stele [Louvre 240] in den „Großen Grotten“ in Saqqara [Text: Kienitz 1953, 155. Nr. 2]. Aus der Inschrift ergibt sich, dass ein im Jahr 16 des Necho II. geborener Stier im 12. Jahr des Apriës gestorben und bestattet worden ist. Da ich grundsätzlich alle Apis-Datierungen, insbesondere die der „Großen Grotten“, als dubios betrachte und fest steht, dass aus der Zeit zwischen dem Palästina-Feldzug (4. Jahr des Psammetich II.) und seinem Sturz keine einzige Inschrift des Apriës gefunden wurde, sehe ich keinen Grund, eine Regierungszeit von 12 Jahren zu akzeptieren. Wegen der Datierung der Entscheidungsschlacht zwischen Apriës und Amasis, auf die ich noch zu sprechen komme, kann ich ihm nur eine Regierungszeit von 8 Jahren zubilligen, in der allerdings die 6 Jahre, in denen er Mitregent war, inbegriffen sind.

Kienitz [155 f.] hat versucht, auf Grundlage mehrerer anderer Stelen eine Regierungszeit des Apriës von 19 Jahren zu errechnen; offenbar wollte er wenigstens die von Africanus genannten Regierungsjahre retten. Beckerath [1997, 86 f.] hat dieses Rechenexempel kritiklos übernommen. In keiner dieser Stelen-Inschriften wurde jedoch Apriës erwähnt. Grundlage der Berechnungen sind konventionell angenommene Regierungslängen anderer Herrscher, die gewissermaßen als Axiom betrachtet werden.

Die Machtübernahme des Amasis

Nach dem Bericht des Herodot wurde Apriës durch den Usurpator Amasis gestürzt. Über die Vorgeschichte der Entscheidungsschlacht schrieb er:

„Apries sandte ein starkes Heer gegen Kyrene, das eine furchtbare Niederlage erlitt. Die Ägypter zürnten ihm darüber und fielen von ihm ab, denn sie meinten, er habe sie absichtlich ins offene Verderben geschützt, damit sie umkämen und sein Thron weniger gefährdet sei. Die Überlebenden und ihre Freunde machten also einen offenen Aufstand. Apries schickte

den Amasis zu ihnen, um sie durch Unterhandlungen zu begütigen“ [Herodot II:161; vgl. auch IV:158].

Amasis wechselte jedoch die Seite und stellte sich an die Spitze der aufständischen ägyptischen Truppen:

„Nun waffnete Apries seine Söldner und zog gegen seine ägyptischen Untertanen. Er hatte ein Heer von dreißigtausend karischen und ionischen Söldnern“ [II:163].

„Als nun Apries mit den Söldnern und Amasis mit allen Ägyptern bei der Stadt Momemphis aufeinander gestoßen waren, kam es zur Schlacht. Die fremden Söldner kämpften tapfer, aber weil sie viel geringer an Zahl waren, unterlagen sie“ [II:169].

Apriës wurde gefangen genommen:

„Anfangs ließ man ihn leben, und Amasis sorgte gut für ihn. Endlich aber, weil die Ägypter darüber murrten, daß er ihren und seinen eigenen Feind fütterte, überlieferte ihn Amasis dem Volke. Er wurde erdrosselt und dann in der Gruft seiner Väter bestattet“ [ebd.].

Ergänzt wird dieser Bericht durch eine Stele, die in Elephantine gefunden und deren Inschrift im „Jahr 3, 10. Monat des Königs Amasis“ verfasst wurde. Aus dem Text [Breasted IV, 509-512] ergibt sich, dass vor der Entscheidungsschlacht Apriës und Amasis sich drei Jahre bekriegten. Kienitz [1953, 163] fasste den weiteren Inhalt der Stele wie folgt zusammen:

„Hierauf wird berichtet, daß man dem König [= Amasis; K.W.] Meldung machte, Apries segelte mit einer Flotte nilaufwärts, während gleichzeitig ein starkes Griechenheer das Delta durchzöge und das ganze Land verwüste. Diese Griechen hätten bereits das ‚Malachitfeld‘ erreicht, die Truppen des Amasis seien überall im Rückzug begriffen. Daraufhin stellte sich Amasis persönlich an die Spitze eines großen Heeres und einer Flotte und zog Apries entgegen. Wahrscheinlich bei Andropolis im Westdelta errang Amasis einen großen Sieg zu Wasser und zu Lande.“

Nach dem Elephantine-Text wurde Apriës, im Unterschied zum späteren Herodot-Text, nicht gefangen genommen, sondern von seinen eigenen Leuten noch während der Schlacht umgebracht; Amasis ließ ihn aber „mit allen königlichen Ehren“ bestatten [Kienitz, ebd.]. Sein Grab als Sethos II. befindet sich im Tal der Könige (KV 15). Es ist nicht mit dem Grab KV 47 identisch, mit dessen Bau er während seiner Regierung begonnen hat [R/W 152-159].

Königin Thuoris (Tausret) und Si-ptah

Eusebius und Africanus nannten als letzten König „Thuoris“ mit einer Regierungslänge von 7 Jahren, der als männliche Person verstanden wurde. Im Tal der Könige, aber auch an anderen Orten wurden Inschriften einer Königin

Tausret (Tewosret), oft im Zusammenhang mit einem König Si-ptah, gefunden. Ramses III. erwähnte in seiner Herrscherliste von Medinet Habu jedoch weder Tausret noch Siptah.

Als in einem Erdgrab (KV 56) Schmuckstücke gefunden wurden, die Tausret zusammen mit Sethos II. zeigten [Abb. R/W 47; Clayton 159], stand fest, dass sie mit Sethos II. verheiratet war. Nach den Inschriften der unvollendeten Grabstätte KV 14 wurde diese im 2. Regierungsjahr dieses Königs begonnen und später von Tausret erweitert, dann aber von Sethnacht, dem Sieger über Sethos II., usurpiert [Clayton 159]. Aus den Aufzeichnungen des Aufsehers Hay ergibt sich, dass zwischen Sethos und Sethnacht ein König Si-ptah in Theben regierte [R/W 24], der auch in anderen Inschriften erwähnt wurde und als Sohn des Sethos II. gilt. Im Tal der Könige wurde ein unvollendetes Grab (KV 47) für Siptah und dessen Mutter Tiaa gefunden; die Königskartuschen waren zerstört, später aber restauriert worden. In einigen Texten wurde Si-ptah als Sohn des Sethos II. bezeichnet, gleichzeitig jedoch Tausret, anscheinend seine Stiefmutter, als Regentin, später sogar als Königin genannt.

Nach dem Ostrakon GC 25792 soll Siptah in seinem 6. Lebensjahr gestorben und im Tal der Königin beigesetzt worden sein; Altenmüller [1996] hat jedoch nachgewiesen, dass dieser Ostrakon gar keinen Namen enthält. Kanzler der Königin war der Syrer Baja, der im Tal der Königin mit dem Bau eines Grabes begonnen hatte, aber nach einem von Grandet 2000 publizierten Text bereits im 4. Jahr des Si-ptah exekutiert wurde. Über diesen Baja (Baj) wurde viel spekuliert; er soll mit dem im Papyrus Harris I erwähnten Syrer Arsu/Irisu identisch gewesen sein. Die letzte Datierung der „Königin Te-wosret“ stammt aus ihrem „Jahr 8“ [Ostrakon Kairo 25293; vgl. Beckerath 1997, 106].

Es ist nicht möglich, hier meine Erkenntnisse zu Tausret und Siptah umfassend darzulegen; dies soll in einem Folgebeitrag geschehen. Mit der Gleichsetzung von Sethos II. und Apriës bietet sich jedenfalls eine einfache Lösung an: Nach der Niederlage ihres Mannes erklärte sie dessen Sohn zum Gegenkönig und führte anscheinend noch 8 Jahre Krieg gegen Amasis/Ramses III. Da Inschriften mit dem Namen Tausret in Palästina gefunden wurden, nehme ich an, dass beide nach ihrem Rückzug aus Theben von dort aus gegen Amasis kämpften. Leahy [1988] stellte die These auf, dass Apriës nach seiner Niederlage Offizier Nebukadnezars war, wobei er die zeitgenössischen Berichte über seinen Tod ignorierte. Die von ihm vorgetragenen Indizien sprechen aber mehr dafür, dass Siptah dieser Offizier war. Wenn dies richtig ist, dürften auch keine Mumien der beiden im Tal der Könige gefunden werden. Obwohl dies manchmal behauptet wird, wurde nie eine Mumie der Tausret identifiziert; die Siptah zugeordnete Mumie war nach meinen Erkenntnissen, wie dargelegt, die des Merenptah! Auf jeden Fall kann ich Tausret und Si-ptah als bloße Gegenherrscher chronologisch unberücksichtigt lassen.

Zur „Seevölkerschlacht“

Ramses III. hat im Tempel von Medinet Habu umfangreiche bebilderte Inschriften hinterlassen, die allgemein so gedeutet werden, dass er nach Ägypten eindringende „Seevölker“ vernichtend geschlagen hatte. Sowohl Velikovskij [1983b, 45-90] wie auch Illig [H/I 190, 193] haben Argumente dafür vorgetragen, dass diese Schlacht nicht um -1200, sondern in der Mitte des -1. Jtsd. stattgefunden haben muss, denen ich mich voll anschließe. (Allerdings teile ich nicht Velikovskys Ansicht, dass es sich um eine Schlacht des Nektanebos I. gegen die Perser gehandelt hat.)

Bereits 1996 hatte ich in *Aeg. I* [260 f.] die These vertreten, dass die „Seevölkerschlacht“ mit der Entscheidungsschlacht des Amasis gegen Apriès identisch war, wobei ich auf die auffallenden Übereinstimmungen des Schlachtverlaufes, wie er in der bereits zitierten Inschrift der Elephantine-Stele des Amasis und dem Bericht des Ramses III. beschrieben wurde, hinwies. Ich zitierte damals Velikovskij [1983b, 71]:

„Jetzt drangen die [„Leute der“; heutige Ergänzung von K.W.] nördlichen Länder [...] in die Arme der Nilmündungen ein. [...] Seine Majestät stürmte wie ein Wirbelwind gegen sie. [...] Wer an Land kam, wurde überwältigt und niedergemacht. [...] Sie, die in die Nilmündung eingedrungen waren, waren wie Vögel, die im Netz abgefangen waren.“

Damals stützte ich mich nur auf die Schlachtschilderung Velikovskys; jetzt liegt mir der vollständige Text der Inschrift des Ramses III. vor [Breasted IV, 1-150; Kitchen V, passim]. Wie Helck/Drenkhahn [250, Anm. G 29] betonten, handelt es sich um einen schwierigen Text, dessen richtige Übersetzung sehr umstritten ist. So wurde der Begriff „Länder“ zumeist, wie auch von Velikovskij, als „Völker“ übersetzt; logischerweise muss es „Leute aus den Ländern“ heißen, wodurch der Text natürlich den Sinn verliert, der ihm, bewusst oder unbewusst, von konventionellen Ägyptologen gegeben wurde. Helck/Drenkhahn [250, Anm. G 31, 33] haben deutlich gemacht, dass es sich um unrichtig gedeutete Passiv-Partizipialkonstruktionen handelte.

Wegen der gebotenen Seitenzahl ist es nicht möglich, hier den umfangreichen Text des Ramses III. zu interpretieren. Wesentlich ist: Sowohl in diesem wie auch in dem Amasis-Text wurde betont, dass es sich um einen Kampf zu Wasser und zu Land handelte.

Im Text des Ramses III. findet sich nirgends der Begriff „Seevölker“; es wurde lediglich die Herkunft der gegnerischen Kämpfer angegeben: Sie kamen „vom Meer“ (jam) oder „von den Inseln inmitten des Meeres“ [Helck/Drenkhahn 110]. Eine besondere Rolle spielten in der Schlacht die Seeleute. Helck/Drenkhahn [113-121] bewiesen in ihrer eingehenden Analyse, dass ursprüngliche Seepiraten als Söldner „angeheuert“ wurden; sie wurden als

„Elitetruppe“ [ebd., 121] eingesetzt. Auch die zu Land kämpfenden Streiter waren nach dieser Analyse nichts anderes als gedungene Söldner. Dass ihnen ein Tross „mit Familien und Kastenwagen“ [ebd., 118] folgte, war in Söldner-einheiten damals (und auch noch im Dreißigjährigen Krieg!) normal.

„Zusammenfassend kann man feststellen, daß es keine Völkerwanderung germanischer Art war, die nach langem Zug durch die Welt von Ramses III. geschlagen wurde“ [ebd., 118].

Im Bericht des Ramses III. erscheinen wieder die aus der „Israel-Stele“ des Merenptah bekannten „Sardin“ („Schirdanu“) und „Turus“ („Turscha“). Nach den Analysen von Helck/Drenkhahn waren die Sardin offenbar Elitesoldaten zu Land, die Turus Elitesoldaten zur See. Neu sind die „Pulsata“, die als die biblischen Philister identifiziert wurden, die aus Kreta („Kaphtor“) kamen [z.B. Deut 2:23; Jer. 27:4; Amos 9:7]. Helck/Drenkhahn [115] beendeten ihre ethnische Analyse mit dem Satz:

„Sieht man die möglichen Herkunftsgegenden dieser Seerübergruppen zusammen, so zeigt es sich, daß sie alle an der kleinasiatischen Küste saßen. Dabei konzentrierte sich die erste Gruppe in der Ägäis an der Westküste Anatoliens, während die zweite Gruppe aus Kreta und von der Südküste Anatoliens zu kommen scheint.“

Mit anderen Worten: Es waren zumeist Griechen! Obwohl Helck/Drenkhahn diese Schlussfolgerung nicht zogen, habe ich keine Zweifel, dass diese mit den ionischen und karischen Söldnern im Heer des Apriës, die zu Wasser und zu Land gegen Amasis kämpften, identisch waren. Übrigens hat Ramses III., wie er in seiner Inschrift betonte, nach seinem Sieg „Schirdana“, die er als tapfere Kämpfer bezeichnete, in seine eigenen Truppen übernommen. Sie wurden auch in seinem späten Rechenschaftsbericht, dem Papyrus Harris I, als „seine“ Elitetruppe (m. E. vergleichbar mit den Prätorianern der römischen Kaiserzeit) besonders erwähnt [hierzu z. B. Meyer III. 327].

Viele Historiker haben den „Ansturm der Seevölker“ gewissermaßen zu einer Art Weltkrieg hochstilisiert, dem auch das Hethiterreich und syrische Städte zum Opfer gefallen sein sollen. Gegen diese Auffassung hat sich Helck in mehreren Beiträgen gewandt, Krauss [1978, 199] zitiert ihn mit seiner ausdrücklichen Zustimmung:

„Auf keinem Fall darf aus diesem Satz eine tatsächliche Verantwortung der Seevölker für das Ende des hethitischen Staates oder einer Zerstörung von Karkemisch herausgelesen werden. Es liegt hier einer der typischen Fälle ägyptischer historischer Inschriften vor, wo Tatsachen, Forderungen eines mythischen Weltbildes und Tradition der Phraseologie ineinander übergehen.“

In *Hethiter* IV [56 f.] hatte ich schon dargelegt, dass es keinerlei Beweis dafür gibt, dass Chattuscha von „Seevölkern“ zerstört wurde. Bezeichnend ist, dass

von konventionellen Historikern sogar die Hinweise in der Inschrift von Medinet Habu ignoriert werden, aus denen sich eindeutig ergibt, dass Ramses III. noch nach der „Seevölkerschlacht“ in Syrien gegen „Amurru“ und „Cheta“ (Hethiter) kämpfte; hierauf hatte schon Meyer [III, 320: mit Anm. 102], gestützt auf den Breasted-Text, hingewiesen. In der Inschrift am „Hohen Tor“ heißt es z. B., dass die Ägypter zwei von Cheta verteidigte Festungen einnahmen, von denen eine wohl Arzawa hieß [Breasted IV, 120]. Gefesselte Gefangene, darunter neben dem Amurru-Fürsten auch ein Fürst der Cheta („gewiss nicht der Großkönig selbst“), wurden auch bildlich dargestellt [Breasted IV, 126].

Auch in späteren Darstellungen aus der Zeit des Ramses III., (nach meiner Konzeption aus der Zeit nach dem Friedensvertrag) wurden Hethiter („Chatti“) erwähnt:

„Eine Darstellung von Medinet Habu zeigt, wie ausländische Gesandte, Chatti und Semiter, den bei einem Fest aufgeführten Ring- und Kampfspielen zuschauen“ [Meyer III, 321, mit Anm. 109].

Zur Datierung der Entscheidungsschlacht

Ramses III. datierte in seiner berühmten Inschrift die „Seevölkerschlacht“ in sein 8. Regierungsjahr, obwohl nach meinen Erkenntnissen erst mit dieser seine eigentliche Herrschaft begann. Ich habe lange darüber nachgedacht, wie diese Angabe mit der realen Chronologie in Einklang zu bringen ist und bin zu dem Ergebnis gekommen, dass es nur eine Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs gibt: Ramses III. ignorierte die Regierungsjahre seiner Vorgänger Merenptah und Sethos II. und ließ seine Ära bewusst mit dem Tode des Ramses II. beginnen! Schon Meyer [III, 322] hatte erkannt, dass Ramses III. „in allem versucht“, „es seinem großen Vorgänger gleichzutun“. Deshalb nahm er nach seiner Machtübernahme den Eigen- und Thronnamen des Ramses II. an. Als Usurpator war Ramses III. (= Amasis) gezwungen, seine Machtübernahme zu legitimieren. Ramses II. war für ihn der „Sieger von Kadesch“, wie er nicht nur in Inschriften, sondern auch im späteren Friedensvertrag mit Chattuschili III. bezeichnet wurde. Außerdem hatte Ramses II. (= Necho II.) viele weitere Verdienste: Er begann mit dem Bau des Verbindungskanals zwischen Nil und Rotem Meer; seine Schiffe versuchten, Afrika zu umrunden, was ihnen anscheinend auch gelungen ist.

So ist es auch zu erklären, dass Ramses III. seine Herrschaft folgerichtig ab dem Tod des Ramses II. datiert hat. Deshalb wurde eine von Merenptah in seinem ersten Jahr verfasste „Hymne an den Nil“ auf einer anderen Stele, die den gleichen Text enthielt, in das erstes Regierungsjahr des Ramses (III.) datiert [Schmidt 23, 1-B]. Aus den Synchronismen zur asiatischen Geschichte

ergibt sich, dass sowohl der spätere Friedensvertrag mit Chattuschili III. wie auch alle weiteren Inschriften des Ramses III. nach dieser neuen Ära datiert wurden.

Da nach meiner Rekonstruktion Ramses II. im Realjahr -518 starb, fand somit die Entscheidungsschlacht zwischen Apriës und Amasis im Jahr -510 statt. Sein Aufstand begann etwa 2 Jahre vorher; nach meiner Rekonstruktion also im Todesjahr des Psammetich II. Das war bestimmt kein Zufall; nach dem Tode dieses offenbar legitimen Herrschers begann, wie dargelegt, auch der Aufstand des Amenmesse. Somit war die Zeit der unmittelbaren Regierung des Apriës eine Zeit der Bürgerkriege, was deutlich in mehreren Schriftquellen zum Ausdruck kommt. Im historischen (letzten) Teil seines umfangreichen Rechenschaftsberichtes, des Papyrus I [Breasted IV, 397-412], betonte Ramses III., dass seiner Herrschaft blutige Unruhen vorausgingen, denen sein Vater und er ein Ende bereiteten. Diese Unruhen hielten auch noch in seinen ersten Regierungsjahren an (Aufstand der Tausret). So schrieb Amasis auf der Elephantine-Stele, dass trotz des Todes des Apriës „die Unruhen immer noch andauerten und Horden das Land unsicher machten. Daraufhin befahl Amasis seinen Truppen, Säuberungsaktionen zu übernehmen“ [Kienitz 1953, 163].

Sethnacht

In der Herrscherliste von Medinet Habu wurde unmittelbar nach User-chepru-re (= Sethos II.) und unmittelbar vor dem zweiten User-maat.re (= Ramses III.) ein Herrscher mit dem Thronnamen User-chepru-re genannt. Aus wenigen Inschriften, insbesondere der Elephantine-Stele [vgl. Drenkhahn 1980] ergibt sich, dass dieser den Eigennamen Sethnacht führte und der Vater des Ramses III. war. Als solcher wurde er auch im Papyrus Harris bezeichnet. Inschriftlich sind zwei, möglicherweise auch drei Regierungsjahre bezeugt [Stele im Tempel von Serabit el-Chadim/Sinai Nr. 271; vgl. Beckerath 1997, 106]. Das ursprüngliche Grab des Sethos II. wurde von ihm usurpiert; gefunden wurde auch sein Sarg. Ob eine unbeschriftete Mumie ihm zugeordnet werden kann, ist umstritten [Clayton 160; R/W 157-161, 199].

Herodot nannte aber zwischen Apriës und Amasis keinen Herrscher, der mit Sethnacht gleichgesetzt werden kann. Wie ist die Problematik des Sethnacht zu lösen? Ich nehme mit großer Wahrscheinlichkeit an, dass es zwei Männer mit dem Namen Amasis gab: Vater und Sohn. Aus den Graffiti von Abu Simbel ergibt sich, dass ein General Amasis die ägyptischen Truppen des Psammetich II. nach Nubien führte. Dieser General musste eine langjährige Erfahrung hinter sich gehabt haben, ehe er diese hohe Stellung erlangen konnte. Da nach meiner Rekonstruktion Ramses III. 66 Jahre regierte und ein sehr hohes Alter erreicht hatte, kann er kaum dieser Amasis gewesen sein.

Nach den eindeutigen Angaben des Papyrus Harris I wurde der Aufstand, der zur Begründung der 20. Dynastie führte, von Sethnacht, dem Vater des Ramses III. geleitet, der dann auch erster Pharaos derselben wurde. Die Datierungen der Elephantine-Stele waren demnach Datierungen dieses ersten Amasis; die entscheidende Schlacht fand im „Jahr 3 Amasis“ statt. Dieser Amasis/Sethnacht muss zur Zeit der Entscheidungsschlacht gestorben sein. Ramses III. hatte keine Hemmungen, Bauwerke seiner Vorgänger als seine auszugeben. Natürlich hinderte ihn nichts daran, die Entscheidungsschlacht, an der er bestimmt in führender Position teilnahm, in das 8. Jahr seiner neuen Ära zu datieren!

Illig machte mich nach der Lektüre meines Manuskriptes auf eine unlängst in Luxor ausgegrabene Stele des Bak-en-Chons aufmerksam, die das 4. Regierungsjahr Sethnachts angibt. Diese Datierung steht nicht im Widerspruch zu meiner These, dass Ramses III. 66 Jahre regiert hat, da dieser seine Jahreszählung nicht mit dem Tod seines Vaters, sondern mit dem Tod des Ramses II. begann.

Der Weg zum Friedensvertrag

Konventionelle Historiker haben einen Grundwiderspruch ihrer Geschichtskonstruktion nicht lösen können, wonach es auch nach Abschluss des Friedensvertrages durch Ramses II. noch weiterhin in Syrien zu Kämpfen, auch noch unter Merenptah und Ramses III. gekommen ist, während die hethitischen Berichte und vor allem der dem Friedensvertrag folgende Briefwechsel beweisen, dass bis zum Ende des „Hethiterreiches“ diese freundschaftliche Beziehungen zu Ägypten unterhielt, wobei von militärischen Auseinandersetzungen keine Rede ist. Dieser Widerspruch besteht nicht mehr, wenn man davon ausgeht, dass erst Ramses III. den Vertrag abgeschlossen hat.

Wie dargelegt, versuchte Apriës im 4. Jahr des Psammetich II. (real -514) Palästina zurückzuerobern, musste aber, sicherlich wegen der Unruhen in seinem Reich, abziehen. Nach seinem Sieg in der „Seevölkerschlacht“ kämpfte dann Ramses III./Amasis gegen Amurru und Cheta. Auch die Kämpfe des Nebukadnezar gegen die Ägypter unter Amasis sind überliefert. Aus einem Keilschrift-Bruchstück [Text: *Cambridge Ancient History* III (1925), 304] im Britischen Museum wurde noch ein Teil des Namens seines ägyptischen Gegners [A-ma]-a-su entziffert [Kienitz 1953, 30].

Nach der babylonischen Chronik [Kienitz 1953, 161] und dem biblischen Bericht [2. Könige 25:8] wurde Jerusalem im 19. Regierungsjahr des Nebukadnezar zerstört [Kienitz 1853, 161]. Das wäre nach meiner Rekonstruktion das reale Jahr -501 und das 5. Regierungsjahr des Ramses III. Bezeugt sind weitere Kämpfe aus seinem 8. (Vordringen nach Amurru), 10. (bis zum Nahr el-

Kelb bei Beirut) und wohl auch 18. Regierungsjahr (bis Beth-Shean in Palästina) [Kitchen II, 126 f.; Klengel 74]. Diese Kämpfe werden zwar konventionell Ramses II. zugeschrieben; die bereits erwähnten entsprechenden Berichte des Ramses III. im Tempel von Medinet Habu beweisen aber, dass es sich in Wirklichkeit um Kämpfe dieses Herrschers gehandelt haben muss.

Die Initiative zu Friedensverhandlungen ging offenbar von Chattuschili aus. In der ägyptischen „Hochzeitsstele“ heißt es:

„Dann sandte der große Herrscher von Cheta (Botschaften), die Seine Majestät beruhigten, seine Macht verherrlichten, seine Siege priesen, indem er sagte: Laß deine Feindschaft beiseite, laß ab von deinem Groll“ [Kitchen II, 93; Klengel 74].

Ramses griff diese Initiative auf. So hieß es in einem seiner Briefe an Chattuschili:

„Das Land Ägypten wird sich verbünden mit dem Land Hatti, um Brüderschaft mit ihm zu schließen auf der Tafel, die ich bringen lassen werde; und das Land Hatti wird sich verbünden mit dem Land Ägypten, um Brüderschaft mit ihm zu schließen auf der Tafel, die mein Bruder bringen wird“ [Klengel 76].

Natürlich erwiesen sich die Verhandlungen als sehr kompliziert; auf die Einzelheiten, die im erhaltenen Briefwechsel konkret genannt wurden, kann ich hier nicht eingehen [vgl. Klengel 76-78]. Schließlich kam es zum Abschluss des Vertrages, der als erster historisch überlieferter Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen Großmächten gilt [Vollständige hethitische und ägyptische Texte: Edel 1997].

Nach der hethitischen Fassung wurde dieser im „Jahr 21, erster (Monat) der Saatzeit, unter der Majestät von Ober- und Unterägypten Waschmuaria schatepnaria, Sohnes des Re, Riamaschescha mai-amana“ [Klengel 78] abgeschlossen. Ersterer Name war natürlich der Thronname Usarmaatre Setepenre, letzterer der Eigenname Ramesses. (Wie ich dargelegt habe, führten Ramses II. und III. dieselben Thron- und Eigennamen.) Konventionell wird der Vertrag in das Jahr -1259 datiert. Da ich davon ausgehe, dass R. III. damals schon ab dem Tod des R. II. (-518) datierte, geschah dies im Realjahr -497. In einem biblischen Text [2. Könige 24:7] wurde treffend die Situation nach dem Abschluss des Friedensvertrages geschildert:

„Der König von Ägypten aber rückte fortan nicht mehr aus seinem Lande aus, denn der König von Babel hatte alles erobert, was dem König von Ägypten gehörte, vom Bache Ägyptens an bis zum Euphrat-Strom“ [Jerusalem Bibel; als „Bach Ägyptens“ gilt der Wadi el-Arisch].

Ramses III. hatte tatsächlich auf territoriale Ansprüche in Vorderasien verzichtet; dafür aber eine sichere Ostgrenze und Frieden im eigenen Land

gewonnen. Auch nach meiner Ansicht verdient er deshalb den Beinamen „der Große“!

Wie lange regierte Ramses III. = Amasis?

Ein Dogma der konventionellen Chronologen ist, dass Ramses III. nur 31 Jahre regiert hat. Sie können sich hierbei nicht auf Manetho beziehen, weil weder Africanus noch Eusebius diesen Herrscher namentlich erwähnten, sondern nur allgemein die Dynastie der „Diospolititen“, die mit der 20. Dynastie identisch sein soll. Schneider [233] schrieb lakonisch: „Als höchstes Regierungsjahr des Königs ist auf Ostraka der Arbeitersiedlung Deir el-Medine das 32. [Jahr] belegt.“

Wie dargelegt, betrachte ich dagegen die zahlreichen Inschriften, die Ramses II. zugeschrieben werden, als Belege dafür, dass Ramses III. tatsächlich 66 Jahre regiert hat. Es waren Jahrzehnte des Friedens. Im Papyrus Harris I [Breasted IV, 410; Meyer II, 321], seinem Rechenschaftsbericht (fälschlich oft „Testament“ genannt), schrieb Ramses III.:

„Ich habe im ganzen Lande grüne Bäume wachsen lassen und ließ die Bewohner in ihrem Schatten sitzen. Ich bewirkte, dass die Frauen Ägyptens nach ihrem Wunsch überall hingehen konnten, ohne dass sie irgendjemand auf dem Wege belästigte. Ich ließ das Fußvolk und die Wagenkämpfer daheim sitzen zu meiner Zeit; die Šerdana und Kahak konnten sich in ihren Garnisonen lang auf dem Rücken ausstrecken ohne Besorgnis; da war kein Feind in Kuš oder in Syrien (Chor). Die Bogen und Waffen lagen in den Magazinen.“ [vgl. Gardiner 325].

Die ununterbrochen guten Beziehungen zu den Hethitern werden durch den beiderseitigen umfangreichen Briefwechsel des Ramses mit Chattuschili und dessen Frau Putuchepa bestätigt, der bis in die Zeit des Tutchalija IV. fort-dauerte [vgl. Klengel 94-107; Schlögl 142, Anm. 128]. Ramses heiratete sogar eine hethitische Prinzessin (angeblich die Tochter Chattuschilis), die als Hauptfrau des Ramses den ägyptischen Namen Maa-nfrw-R⁴ [Meyer III, 745, Anm. 122] erhielt. An der Hochzeit nahm der ägyptische Kronprinz Hischimi Scharma, der spätere Tutchalija IV. teil, nicht jedoch Chattuschili III.: „Mein Bruder möge mir schreiben, was wir dort eigentlich machen sollen“ [Schlögl 89].

Dies wird nicht nur durch den Briefwechsel, sondern auch durch den Text [Breasted III, 415-424; Schmidt 44, 34-D] der in mehreren Fassungen erhaltenen „Hochzeitsstele“ bestätigt, die in das 34. Jahr Ramses datiert wurde (Die hier ohne Ordnungszahlen genannten Erwähnungen des Ramses werden konventionell Ramses II. zugeschrieben.).

In mehreren Papyri [P. judiciaire de Turin; P. Lee, P. Rollin; Breasted IV, 416-456] ist davon die Rede, dass gegen Ramses III. eine „Haremsverschwörung“ statt-

fand, um dem Prinzen Pentawer zum Thron zu verhelfen. Sehr oft [z.B. von Schneider 235 und Beckerath 1997, 106] wird behauptet, dass Ramses III. an den Folgen dieses Attentates verstorben sei. Diese These stammte von Breasted [1836, 270; vgl. Meyer 745, Anm. 122] und wurde kritiklos von anderen Autoren übernommen. Schon Gardiner [323] wandte dagegen ein, dass in dem Bericht mit keinem Wort der Tod des Ramses III. erwähnt wird; seine Mumie weist keinerlei körperliche Verletzungen auf. Deshalb betrachtete Clayton [165] den damaligen Tod des Ramses III. nur für „möglich“, verwies aber, wie auch andere Autoren auf den in seinem 32. Regierungsjahr verfassten Rechenschaftsbericht, den Papyrus Harris I [Breasted IV, 151-412], der angeblich von seinem Sohn Ramses IV. verfasst worden sei.

Tatsächlich wünschte der Herrscher im letzten Satz des Textes seinem Sohn eine erfolgreiche Regierung; das braucht sich aber nicht auf den späteren Ramses IV. zu beziehen oder kann eine spätere Ergänzung sein. Die angebliche Autorschaft des Ramses IV. wird vor allem damit begründet, dass in diesem Text Ramses III. mitunter als „Gott“ bezeichnet wurde, welche Bezeichnung nur einem verstorbenen Pharao zukäme. Dabei wird übersehen, dass Ramses in vielen Inschriften sich selbst als „Sohn des Ptah“ und sogar als „Gott“ bezeichnet hat. So nannte er sich im Papyrus Sallier IV [Pap. London 10184], der im 54. Regierungsjahr (konv. des Ramses II.) verfasst wurde, schlicht „Gott, Herrscher von Heliopolis“ [Schmidt 59, 54-B; Vandenberg 2001, 53]. Übrigens wurde die „Haremsverschwörung“ nur wegen der Datierung des Papyrus Harris I und wegen angeblichen Fehlens von Inschriften des Herrschers nach seinem 31. Jahr in sein 32. Jahr datiert; die Prozess-Papyri selbst enthalten keine Datierung!

Nach den Angaben von Herodot [III:10] und Africanus soll sein Alter Ego Amasis/Amosis 44 Jahre regiert haben (Eusebius gab nur 42 Jahre an). Nur wegen dieser Übereinstimmung [so Kienitz 1953, 156] betrachten alle Ägyptologen diese Regierungslänge als gesichert. Zur Unterstützung seiner Auffassung verwies Kienitz [ebd.] auf die „Petition des Petisis“, eine Inschrift im Wadi Hammamat und auf die „Demotische Chronik“, in denen auf das 44. Regierungsjahr des Amasis Bezug genommen wurde. Diese Datierungen schließen natürlich nicht aus, dass dieser länger als 44 Jahre regiert hat.

Herodot [I: 77] berichtete, dass Amasis zum Schutz gegen die Gefahr, die von den Persern unter Kyros ausging, mit Kroisos, dem König von Lydien, ein Bündnis geschlossen hatte. Das muss nach meiner Berechnung vor dem Realjahr -470, dem 48. Jahr des Amasis, erfolgt sein. Da ich davon ausgehe, dass Ramses III./Amasis 66 Jahre regiert hat, starb er im Realjahr -452. Begraben wurde er im Tal der Könige (KV 11). Ihm folgte sein Sohn Ramses IV./ Psammetich III., der laut Herodot schon nach 6 Monaten Opfer der persischen Eroberung unter Kambyses wurde, die somit -451 stattfand.

Die Differenz (von einem Jahr) zu dem ursprünglich von mir für die Eroberung angenommenen Realjahr 450 ist ohne Bedeutung., da ich bei der Kürzung der Achämenidenzeit von „ca.“- Jahren ausgegangen bin und bei meinen Berechnungen zur ägyptischen Geschichte angefangene Monate zumeist ignoriert habe.

Zur persischen Eroberung

Nach dem Bericht des Herodot [III:188] wurde Psammetich III. nicht getötet; anscheinend durfte er sich, als Ramses IV., noch Pharao nennen:

„Psammenitos [sic!] dagegen zettelte eine Verschwörung ein, und dafür empfing er dann den verdienten Lohn. Es wurde entdeckt, daß er die Ägypter zum Abfall verleitete. Kymbyses überführte ihn und ließ ihn [vergiftetes? K.W.] Stierblut trinken, woran er sofort starb.“

Da inschriftlich sein 7. Regierungsjahr belegt ist; datiere ich seinen Tod auf das Realjahr -445. Sein Grab (KV 2) blieb erhalten; seine Mumie wurde im Depot KV 35 gefunden [Clayton 167 f.; Schneider 236; R/W 162-164; Abb. der Mumie R/W 201]. Es entspricht voll meiner Konzeption, dass diese Mumie die „eines mindestens 50 Jahre alten, wenn nicht älteren Mannes“ [Gardiner 320] war.

Zu Heinsohns Vorschlag [1996, 50, Ziffer 28], Schelmanesser (Salmanassar) I. mit Kambyses gleichzusetzen, habe ich schon in *Asiatica* III/2 [353] konkret Stellung genommen: Die von Salmanassar auf dem „Schwarzen Obelisken“ dargestellten tributbringenden Muzri waren keine Musri (= Ägypter), sondern ein auch in anderen Quellen erwähntes Gebirgsvolk nördlich von Ninive. Nur nach der konventionellen Chronologie, die im Grund, trotz einiger inschriftlich bedingten Abweichungen, für Mesopotamien von der „Großen Assyrischen Königsliste“ und für Ägypten von den Manetho-Listen ausging, waren Salmanassar I. (1274–1205) und Ramses II. (1290–1224) Zeitgenossen, obwohl keinerlei Kontakte zwischen ihnen inschriftlich nachweisbar sind. Salmanassar war nach meiner in *Asiatica* III/2 [351-354] auf archäologischer Grundlage erfolgten Rekonstruktion der vorsargonidischen Geschichte der Vater des Sanherib und Zeitgenosse des Amenophis III., lebte also einige Generationen vor Ramses III. und Kambyses.

Literatur

Siehe die in Aeg. VII/1 und VII/2 angegebene Literatur. Außerdem:

Altenmüller, Hartwig (1996): Das präsumptive Begräbnis des Siptah, in: *Studien zur altägyptischen Kultur* (Hamburg): 23. 1-9

Asiatica III/2 s. Weissgerber (2005)

Edel, Elmar (1997): Der Vertrag zwischen Ramses II. von Ägypten und Hattusili III. von Hatti (Wiss. Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 95); Berlin

- Herrmann, Siegfried (1983): Geschichte Israels in alttestamentlicher Zeit; Berlin/DDR
- Jepsen, Alfred (Hg., 1975): Von Sinuhe bis Nebukadnezar. Dokumente aus der Umwelt des Alten Testaments; Berlin/DDR
- Krauss, Rolf (1976): Untersuchungen zum König Amenmesse (1. Teil), in: *Studien zur altägyptischen Kultur (SAK; Hamburg)*, 4.161-199
- (1977): dass. (2. Teil), in: *SAK* 5.131-174
- (1997): dass. (Nachträge), in: *SAK* 24.161-184
- Leahy, Anthony (1988): The Earliest Dated Monument of Amasis and the End of the Reign of Apries, in: *Journal of Egyptian Archaeology* (London) 74.183-199
- Weeks, Kent (2001): Ramses II. Das Todeshaus der Söhne; München
- Weissgerber, Klaus (2005): Die Vorsargoniden II (*Asiatica* III/2), in: *ZS* 17 (2) 348-377

Dr. Klaus Weissgerber
klaus_weissgerber@yahoo.de

Bemerkungen zur Amarna-Problematik (Aegyptiaca VIII) Klaus Weissgerber

„Über die Amarna-Zeit ist mehr Unsinn geschrieben worden als über irgendeine andere Epoche in der Geschichte Ägyptens“; Margaret Murray [Manley 122].

Abstract: Um meinen Beitrag *Zwischen Echnaton und Kambyzes* zu straffen, habe ich Ausführungen zur Amarna-Zeit, in denen nur indirekt auf die Chronologie-Problematik eingegangen wird, ausgeklammert und zu diesem Beitrag zusammengefasst. Es geht hier vor allem um die sehr umstrittenen verwandtschaftlichen Beziehungen der Personen um Echnaton, wie Nofretete, Semenchkare, Tutanchamun, Teje und Eje, über die so viel spekuliert wurde, dass das vorangestellte Motto durchaus berechtigt ist. Manche Ägyptologen verstanden es gut, eindeutige Inschriften so umzudeuten, dass man schon von Fälschungen sprechen kann, wie Otto Ernst an Einzelbeispielen belegt hat. Da ich kein Geschichtsnihilist bin, wage ich in diesem Beitrag trotzdem, wie vor mir auch andere ZS-Autoren, die wenigen gesicherten Überlieferungen in ein vernünftiges System zu bringen, wobei ich mich bemühe, nicht über die objektive Quellengrundlage hinauszugehen und eigene Meinungen stets als solche zu bezeichnen. Hierbei nehme ich auch kritisch zu den Entdeckungen Meinhard Hoffmanns Stellung und versuche, meine Erkenntnis zu begründen, dass die berühmte Nofretete-Büste tatsächlich Königin Teje, die Ehefrau Amenhoteps III., darstellt.

Taduchepa war Nofretete

Die aussagekräftigste zeitgenössische Schriftquelle zur Amarna-Zeit ist zweifellos die Amarna-Korrespondenz. Leider spielte sie in den bisherigen ZS-Beiträgen zur Amarna-Problematik keine Rolle. Den Hauptgrund hierfür sehe ich darin, dass die Originalbriefe mit deutscher Übersetzung [EA I] nur schwer zu beschaffen und ihr Text deshalb weithin unbekannt ist. Hinzu kommt, dass in der Sekundärliteratur, wenn sie in diesem Zusammenhang überhaupt erwähnt wurden, ihr Inhalt oft unrichtig gedeutet wurde.

In *Aegyptiaca* VII/1 wies ich schon daraufhin, dass Knudtzon, der Herausgeber der Amarna-Tafeln [EA I] die Briefe an Nimmuria aus ideologischer Voreingenommenheit Amenhotep III. zuordnete, weil in diesen Amun als Gott Ägyptens bezeichnet wurde. Wie unrichtig diese Auffassung war, ergibt

sich schon, wenn man die Briefe des Mitanni-Herrschers Tuschratta [EA I 17-29] analysiert.

Aus dem Inhalt ergibt sich, dass nur der Tuschratta-Brief EA 17 an Amun-hotep III. („Nimbuaria“) gerichtet sein kann. In diesem wird erwähnt, dass der Empfänger die Schwester Tuschrattas, Giluchepa, Tochter des Mitanni-Herrschers Schutarna, geheiratet hatte. In den anderen Briefen bezeichnete Tuschratta den Empfänger (Nimmuria oder Nimbuaria) stets als seinen Schwiegersohn. Die Briefe begannen stets mit Grüßen an Nimmuria, dann an dessen Mutter Teje (die er nie als seine Schwester bezeichnete) und schließlich an seine Tochter Taduchepa („meine Tochter, Deine Frau“). Auch sein Brief an Teje [EA Nr. 26] besagt nichts anderes; sie wurde als Mutter Nimmurias und Schwiegermutter von Taduchepa angeredet. Bekanntlich ergibt sich eindeutig aus vielen Inschriften, dass Teje (hieroglyphisch: Tj-jj) die Mutter Echnatons war.

Schon Otto Weber [EA II, 1014, 1042], der den Band EA I kommentierte, trennte sich von Knudtzons Nimmuria-Zuordnung, schaffte aber neue Verwirrung mit einer These, die bis heute fortwirkt [z.B. Gardiner 234; Hornung 2001a, 117]. Danach soll Taduchepa zuerst Amenophis III., dann Echnaton geheiratet haben. Als Beleg wurde lediglich angeführt, dass im Brief EA 19 Tuschratta auch seine Schwester grüßte, die „Frau“ des Nimmuria geworden ist. Aus dem Textzusammenhang ergibt sich jedoch, dass er seine Schwester Giluchepa grüßte, die, wie üblich, im Harem des Nimmuria verblieb. In der Hauptanrede dieses Briefes bezeichnete sich Tuschratta aber nicht als Schwager, sondern, wie auch in seinen anderen Briefen, als Schwiegervater des Empfängers Nimmuria! Übrigens hatten weder Knudtzon noch Gardiner Zweifel, dass Taduchepa mit Nofretete identisch war.

Aus den angeführten Tuschratta-Briefen geht schließlich eindeutig hervor, dass Taduchepa die Hauptfrau Echnatons war. Tuschratta, der Herrscher eines Großreiches, hätte Echnaton niemals seine Tochter zur Frau gegeben, wenn sie einen niedrigeren Rang eingenommen hätte. Sie erhielt den neuen Namen Nofretete: „Die Schöne ist gekommen“.

Trotzdem wird dies in vielen einschlägigen Büchern ignoriert; soweit Gründe gegen ihre Identität genannt werden, sind diese recht fadenscheinig. So wurde als Taduchepa (und sogar als Mutter Tutanchamuns) eine Kija angenommen, die in mehreren Inschriften als „Ehefrau und große Geliebte des Königs von Ober- und Unterägypten“ [Brier 128; Reeves 182] bezeichnet wurde. Zumeist wird behauptet, dass diese Kija eine Nebenfrau des Echnaton gewesen sei, „die mit Nofretete nicht identisch war“ [z.B. Beckerath 1997, 112]. Mehrere Indizien, z.B. ihr Titel „ta schepset“, der ausländischen Prinzessinnen vorbehalten war, sprechen für ihre mitannische Herkunft [Reeves 183]. Schon bei meinen ersten Recherchen über Kija fiel mir ein von Brier [129]

geäußertes Satz auf: „Allerdings taucht sie [Kija] niemals auf Bildern auf, die die Große Königliche Gemahlin Nofretete zeigen.“

Vor kurzem stieß ich auf in der Literatur zumeist verschwiegene und deshalb allgemein unbekannte Texte von Rainer Hanke [1975, 1978], in dem dieser durch konkreten Vergleich der Abbildungen von Kija und Nofretete aufzeigte, dass die auffallende Ähnlichkeit ihre Identität fordert. Diese Analysen haben mich so überzeugt, dass ich das Kija-Problem als gelöst betrachte.

Auffallend ist auch, dass in Inschriften sowohl die Namen der Nofretete [Gardiner 257f.; Hornung 1964, 83] wie auch die Namen der Kija [Reeves 183] zerstört wurden; seltsamerweise wurden diese mitunter durch den Namen der Echnaton-Tochter Merit-aton ersetzt. Hierüber wie auch über das Ende der Nofretete gibt es viele Spekulationen, auf die ich hier nicht eingehen möchte, da es sich durchweg nur um unbewiesene Vermutungen handelt [so auch Aidan Dodson in Manley 127-131].

Übliche Auffassungen zur Herkunft Tutanchamuns

Semenchkare und Tutanchamun waren die Schwiegersöhne von Echnaton und Nofretete; sie heirateten deren Töchter Meret-Aton und Anchesen-amun. Beide stammten offensichtlich aus vornehmen Familien.

Nach der Entdeckung des Grabes Tutanchamuns (1922 durch Carter) wurde eine Unmenge von Büchern über diesen vorher fast unbekanntem Pharaon verfasst; vor allem über seine Abstammung wurde gerätselt. Sensationslüsterne Autoren behaupteten, dass er der Sohn des Echnaton, entweder von Nofretete oder von einer Nebenfrau (Kija!), gewesen sei; er habe somit seine eigene Schwester, Anchesen-amun, geheiratet. Diese „Inzest-These“ wurde nicht nur in populären Büchern mit Genuss in verschiedenen Varianten erörtert, sondern auch von vielen Ägyptologen als Tatsache betrachtet:

„Nach der derzeitigen Belegsituation ist die Tochterhehe Achenatens als historisches Faktum zu akzeptieren“ [Krauss 116; so auch seine folgenden Ausführungen].

Letztlich beruht diese These darauf, dass unter den Ptolemäern Geschwisterehen üblich waren; in Analogie hierzu wurde behauptet, dass solche auch im Neuen Reich üblich war. Sir James Frazer behauptete schon 1890 in seinem umfangreichen mythologischen Werk *The Golden Bough*, dass in Ägypten die Thronfolge auf der weiblichen Linie beruhte: Wenn ein König die Erbfolge seines Sohnes sichern wollte, musste er ihn mit seiner Tochter verheiraten. Manley [106] schrieb:

„Die Erbinnen-Theorie hat inzwischen ausgedient. Inzestuöse Ehen kamen nur selten vor, und wenn, dann bedeuteten sie einen Bruch mit der Tradition statt ihrer Fortsetzung.“

Es gab auch Autoren, die behaupteten, dass Echnaton sowohl mit seiner Mutter Teje wie auch mit einer oder beiden seiner Töchter inzestuöse Beziehungen unterhalten hatten. Sie stützten sich hierbei lediglich auf Indizien, wonach zeitweilig Mitregentschaften bestanden. Velikovsky [1960] hat diesem Thema sogar ein ganzes Buch – *Ödipus und Echnaton* – gewidmet, in dem er Echnatons angeblichen intimen Beziehungen zu seiner Mutter als Grundlage der griechischen Ödipus-Sage betrachtete. In späteren Werken hat er diese Behauptung allerdings nicht mehr erwähnt.

Meine konkreten Studien, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, haben gezeigt, dass alle Inzest-Beispiele aus der 18. und 19. Dynastie, auf die in der Literatur hingewiesen wird, fragwürdig sind. Ich lehne insofern auch Inzest-Thesen, die sich auf die Amarna-Zeit beziehen, grundsätzlich ab.

Vandenberg [1975, 47] versuchte das Problem mit der Behauptung zu umgehen, dass Echnaton wegen seiner Krankheit („Fröhlich-Syndrom“) zeugungsunfähig gewesen sei und die ihm zugeschriebenen Kinder Produkte von Seitensprünge der Nofretete wären. Obwohl auch Aldred [1980, 146 ff.] dieser Auffassung zuneigte, blieb sie eine Einzelmeinung; Reeves [171] stellte entschieden in Abrede, dass Echnaton an der „Fröhlich’schen Krankheit“ litt und impotent war.

Als ägyptologischer Vorkämpfer der Inzest-These in der Amarna-Zeit gilt Brunner [1938], dessen subjektive Auslegung eines in Hermopolis gefundenen Bildes längst widerlegt ist. Trotzdem hat die These, dass Echnaton Vater des Tutanchamun war, noch heute Anhänger [so Brier 125]. Dagegen muss betont werden, dass Echnaton und Nofretete (auch nicht Kija) sich niemals als Eltern von Tutanchamun bezeichneten.

In der Literatur wird vor allem auf eine im linksufrigen Hermopolis (die Stadt hieß im Neuen Reich Schmunu, heute heißt sie Al-Aschmunin) auf einem Block gefundene Inschrift verwiesen: „Leiblicher Sohn des Königs, von ihm geliebt, Tutanchamun“ [Schneider 261; Brier 126]. Dieser Block wurde, wie viele andere, nach dem Verlassen des rechtsufrigen Amarna über den Nil gebracht und verbaut. Da nach allgemeinem Verständnis als „König“ nur Echnaton gemeint sein konnte, galt für die meisten Ägyptologen unkritisch dieser als Vater Tutanchamuns. Hornung [2001a, 127] meinte, dass „die ägyptischen Prinzentitel [...] viel zu unbestimmt“ sind, „um daraus Schlüsse zu ziehen“. Leider konnte ich noch nicht ermitteln, welches konkrete Zeichen für „König“ im Text steht; ich halte es für möglich, dass dieses auch „Fürst“ bedeuten kann. Übrigens hat Krauss, ein entschiedener Anhänger der These, dass Tutanchamun Sohn des Echnaton war, darauf verzichtet, sich auf diese vieldeutige Inschrift zu beziehen.

Einige Ägyptologen, auch Aldred [1980, 150], meinten dagegen, dass „König“ Amenhotep III. der Vater des Tutanchamun war, wurden aber von

chronologiebewussten Experten, die eine Mitregentschaft von Amenophis III. und Echnaton bestreiten und von einer 9-jährigen Alleinregierung des Tutanchamun ausgehen, 'abgeschmettert'. Da die radiologische Untersuchung der Mumie Tutanchamuns zeigte, dass dieser höchstens 19 Jahre alt wurde [Brier 239], konnte er nach diesem Chronologie-Verständnis nicht der Sohn von Amenophis III. gewesen sein, da zwischen dessen Tod und dem des Tut (Echnaton regierte 17 Jahre) 26 Jahre lägen. Deswegen wurde mitunter auch spekuliert, dass er ein Enkel Amenophis' III. war [Hornung 1964, 87]. Desroches-Noblecourt [1979, 69 ff.] hatte sich dagegen für die unmittelbare Vaterschaft Amenophis' III. ausgesprochen, die sie chronologisch für möglich hielt, weil sie eine längere Mitregentschaft Amenophis' III. und IV. bejahte und aufzeigte, dass Teje gar nicht so alt gewesen sein kann, wie allgemein behauptet wird. Ohne diese Autorin zu erwähnen, hat sich kürzlich auch Ernst [2006, 101] für die Vaterschaft des Amenophis III. ausgesprochen. Hoffmann [2001, 363] hatte jedoch einige Jahre vorher anhand von Abbildungen auf die Unähnlichkeit der Schädel von Amenophis III. und Tutanchamun hingewiesen.

Hoffmann [2001, 379] forderte, dass endlich von möglichst allen Pharaonen Gen-Analysen genommen und veröffentlicht werden. Soweit es um die Amarna-Zeit geht, sind solche Untersuchungen derzeit nur teilweise möglich, weil die Mumien des Echnaton, der Nofretete und ihrer Töchter Merit-aton und Anchesen-amun verschollen oder noch nicht identifiziert worden sind. Die Mumie des Amenhotep III. scheint sich in den 'Verstecken' des Grabes von Amenhotep II. (KV 35) zu befinden [so R/W 111]. Dies wird allerdings gelegentlich mit der Behauptung bezweifelt, es könne auch die Mumie des Eje sein [Clayton 137; Schneider 48]; die Argumente hierfür sind wenig überzeugend. Auf die Beiträge Hoffmanns, der meint, die Mumien Nofretetes und Ejes identifiziert zu haben, werde ich noch konkret eingehen.

Zu Semenchkare

Auch über Semenchkare ist viel spekuliert worden [vgl. Ernst 2006]. Sehr oft wurde die Auffassung vertreten, er sei mit Nofretete identisch, da sich ihre Thronnamen sehr ähneln und Abbildungen in diesem Sinn interpretiert wurden. Ernst hat in dem bezeichneten Beitrag diese Meinung so überzeugend widerlegt, dass ich darauf verzichten möchte, seine Argumente hier zu wiederholen.

Noch bevor Carter 1922 im KV 62 das Grab und die Mumie des Tutanchamon fand, entdeckten Ayrton und Davis 1907 unmittelbar gegenüber dieser Grabstelle (14 Meter entfernt davon), die Grabanlage KV 55, in der sich ein vergoldeter Sarg mit einer geheimnisvollen Mumie befand. Diese war mit

Goldplatten bedeckt, wies aber keine Beschriftung mehr auf. Bei der ersten Berührung zerfiel die Mumie in Staub; übrig blieb ein Skelett. Diese Fundumstände erklären die folgenden Meinungsverschiedenheiten über die Identität des Toten [vgl. Gardiner 259; Brier 198 ff.; Reeves 94-98], die jedoch nur Aldred [1980, 153-193] allseitig und überzeugend analysiert hat. Er bewies, dass die Grabanlage nicht von Plünderern zerstört wurde (das Gold blieb unangetastet). Schon in der Nach-Amarna-Zeit wurden alle Hinweise auf die Identität des Toten planmäßig getilgt; bezeichnenderweise wurde in einer Inschrift, die Teje mit ihrem Mann zeigte, dessen Name (Amenhotep III.) zerstört [ebd., 155]. Erhalten blieben im Grab lediglich einige Hinweise auf Teje; aus einer Inschrift ergibt sich, dass Echnaton (Name getilgt) den Sarg seiner Mutter Teje gewidmet hatte. Deshalb meinten die Ausgräber, die Mumie der Teje gefunden zu haben. Elliot Smith stellte dagegen schon 1911 fest, dass die Mumie männlichen Geschlechts ist. Dem widersprachen sogar ärztliche Kapazitäten; erst in den letzten Jahrzehnten wurde mit modernen Methoden eindeutig bestätigt, dass es sich um eine männliche Leiche handelt [vgl. Heinken 2002]. Arthur Weigall wollte die Mumie Echnaton zuordnen; George Daressy, Douglas Derry und Elliot Smith führten dagegen an, dass es sich um das Skelett eines höchstens 25 Jahre alten Mannes handelt, Echnaton aber viel älter gewesen sein musste. Sie plädierten zunächst für Tutanchamun, nach 1922 für Semenchkare. Elliot Smith trat weiter für die Identität der Leiche mit Echnaton ein; er meinte, dass Echnaton an der „Fröhlich’schen Krankheit (Syndrom)“ gelitten habe:

„Bekanntlich befinden sich bei Patienten, die an dieser Krankheit leiden, noch im 36. Lebensjahr das Skelett in einer Verfassung wie bei einem gesunden Individuum von 22 oder 23 Jahren“ [nach Aldred 164].

Er verhehlte allerdings nicht, dass es schwierig sei, seine Diagnose mit Echnatons angeblicher Vaterschaft in Einklang zu bringen [ebd.]. Reeves [2002, 184] bezeichnete die These vom „Fröhlichschen Syndrom“ als „reine Phantasie“.

Auf Initiative von Sandison und Aldred erfolgten 1963 durch anerkannte medizinische und radiologische Kapazitäten eine Untersuchungen der umstrittenen Leiche;

„Unzweifelhaft handelte es sich bei dem Toten um ein männliches Individuum, und es ließ sich mit Sicherheit feststellen, daß seine Lebensdauer zwanzig Jahre betragen hatte. Der Gesichtsschädel (insbesondere die Kinnlade) entsprach in seiner Form nicht den Abbildungen Echnatons, sondern erinnerte stark an Tutanchamun“ [ebd., 167].

Danach wurden die Leichen Tutanchamuns und des Toten von KV 55 durch Anatomie- und Genetik-Experten, z.B. 1966 von R. G. Harrison, untersucht.

Beider Erbanlagen gleichen sich in einem solchen Maß, dass sie Brüder gewesen sein müssen [Clayton 126 f.; Brier 198, 237]. Seitdem besteht kaum noch ein Zweifel, dass im Grab KV 55 Semenchkare liegt und dass dieser Bruder des Tutanchamuns war.

Fawzia Hussein und James R. Harris versuchten 1988 auf dem Internationalen Ägyptologenkongress in Kairo nachzuweisen, dass die Leiche von KV 55 die eines 35 Jahre alten Mannes sei, fanden jedoch keinen Anklang. Deren Bericht war zumindest bis 2002 noch nicht veröffentlicht [Reeves 98], so dass er nicht nachprüfbar war. (M.W. ist diese Veröffentlichung bis heute nicht erfolgt.) Nach ihren eigenen Angaben stützten sie sich vor allem auf die Abnutzung des Gebisses, was unter den damaligen Umständen wenig besagt. Brier [237], ein bedeutender Mumienspezialist, schrieb nach eigenen konkreten Analysen:

„Die Knochenbildung von Thorax und Rückenwirbel war bei der Mumie aus Grab KV 55 noch nicht völlig abgeschlossen, was besagt, daß sie mit Sicherheit jünger als 24 Jahre alt war.“

Selbst Reeves [2002, 98], der nach wie vor für die Identität der Leiche mit Echnaton eintritt, betrachtete die Auffassung von Hussein und Harris nur als Vermutung. Er versucht, seine These damit zu beweisen, dass Echnaton schon als Kind Mitregent seines Vaters wurde und somit altersmäßig mit der Leiche aus KV 55 identisch sein kann. Diese Vermutung steht jedoch eindeutig im Widerspruch zu der inschriftlich belegten Tatsache, dass die Kinder Echnatons, Merit-aton und Anchesen-amun, schon zu Beginn der Regentschaft Echnatons geboren wurden und noch zu seinen Lebzeiten heirateten!

Ernst [2006, 100 f.] tritt anscheinend weiterhin dafür ein, dass Semenchkare und Tutanchamun Geschwister waren; jedoch erscheint ihm „am wahrscheinlichsten“, dass beide Söhne des Amenhotep III. waren.

Zu Eje (Aja)

Eje war unstrittig der Nachfolger Tutanchamuns; er versiegelte dessen Grab. Seine Person ist in der Ägyptologie sehr umstritten. In einer Inschrift in seiner ersten Grabstätte in Saqqara heißt es, dass er schon unter Amenhotep Oberbefehlshaber der Streitwagenkämpfer („Vorsteher der Pferde“) war. Seine Karriere verdankte er zweifellos der Tatsache (ich komme noch darauf zu sprechen), dass er Bruder der Teje, der „königlichen Gemahlin“ des Amenhotep III. war. Es gibt eine bildliche Darstellung im 1816 von Bolzoni im „Tal der Könige“ entdeckten Eje-Grabes [WV 23; Abb.: Vandenberg 1975, 136], die zeigt, wie Eje (mit seiner Frau Ti) als hoher Würdenträger von Echnaton und Nofretete, die die kleine Abchesenpa-aton im Arm hielt (die Namen wurden alle in Kartuschen genannt) hoch geehrt wurde (ausführlich Erman [174], der statt

„Ti“ noch „Tey“ schrieb. Die Eje-Frau wurde hieroglyphisch „Tjj“ geschrieben; sie darf nicht mit der Echnatonmutter Teje = „Tj-jj“ verwechselt werden).

Aus weiteren Inschriften ergibt sich, dass Eje nach dem Tod Echnatons Regent („wahrer Schreiber des Königs“) des minderjährigen Tutanchamun wurde.

Es gibt einen Keramikring („Newberrys Ring“ [Helck 1955/58, 2108; Brier 267 f.]), auf dem die Kartusche der Königinwitwe (und Echnaton-Tochter) Anchesen-amun neben Ejes Karusche abgebildet ist. Offensichtlich war erstere seine Mitregentin; manche Ägyptologen bezeichneten sie als seine „zweite Ehefrau“. Dem steht schon entgegen, dass Eje wohlgermt in seinem Königsgrab nur eine „Große königliche Gemahlin“ nannte, nämlich Ti: „Von Anchesenamun fehlt jede Spur“ [Brier 287].

„Im Februar 2006 fand übrigens Otto Schaden, 7 Meter vom Grab Tutanchamuns entfernt, eine bisher unbekannte Kammer; ein leerer Sarkophag trug den Rest des Siegels ‚...pa-Aton‘. Der Ausgräber vertritt die Auffassung, dass hier ursprünglich Anchesenpa-Aton begraben wurde, die somit ihren Aton-Namen beibehielt“ [Priester 2006].

In seinen Königskartuschen gab Eje als ersten und wichtigsten Titel stets den des „Gottesvaters“ an; über die Bedeutung dieses Titels wurde viel spekuliert. Im Tal der Könige wurde 1905 das Grab [KV 46] der Eheleute Juja und Tuja gefunden. Sowohl das Grab wie auch die beiden Mumien befinden sich in einem sehr guten Zustand. Aus Skarabäus-Inschriften [Gardiner 227; Text: Hornung 2001a, 8] ergibt sich zweifelsfrei, dass Juja Vater der „Königsgemahlin“ Teje war. In dem Grab des Juja wurde dieser nicht nur als „Fürst“ (auch in diesem Fall ist mir das hieroglyphische Zeichen noch nicht bekannt), sondern auch schon als „Gottesvater“ bezeichnet. In jedem einschlägigen Buch ist zu lesen, dass Juja mit diesem Titel als Schwiegervater des Amenhotep III. bezeichnet wurde. Im Analogieschluss wurde weiter behauptet (zunächst von Ludwig Borchardt, dem Entdecker der „Nofretete-Büste“), dass Eje den Titel „Gottesvater“ führte, weil er Vater der Nofretete und damit Schwiegervater des Echnaton war.

Mit der Eje-Problematik hat sich eingehend Cyril Aldred beschäftigt, der bereits 1957 die Abstammung Ejes von Juja bewiesen hat; diese Erkenntnis hat er in seinem Buch [hier 1980, 97 ff.] wiederholt und ergänzt. Seine These wurde in der Ägyptologie durchweg verschwiegen; nur durch Hinweise von Velikovskij [1960, 92] und Gardiner [266] bin ich auf diese gestoßen. Aldred verwies zunächst auf die Namensähnlichkeiten in der Familie: Juja, Tuja, Teja und hielt schon deshalb für möglich, dass auch Eje aus dieser Familie stammt. Aus seinen Grabinschriften ergibt sich, dass Juja Priester des Min in Achmim (später Panopolis) war. Diese Stadt liegt nördlich von Abydos und

war Hauptstadt der 9. unterägyptischen Provinz; ihr Stadtgott war Min, dessen Tempel heute noch vorhanden ist [vgl. Arnold 174-176]. Eje errichtete als König 9 km östlich von Achmim einen kleinen Felstempel [vgl. auch Arnold 176], aus dessen langer Inschrift sich ergibt, dass er aus Achmim stammt. Juja war nach den Inschriften in seinem Grab „Aufseher der Pferde“ (= Befehlshaber der Streitwagentruppen) und „Fürst“. Aus Inschriften im früheren Grab des Eje ergibt sich, dass dieser in seiner ‘Beamtenzeit’ auch diese beiden Titel führte; anscheinend hatte er sie von Juja geerbt. Im Tempel von Amada (Unternubien) und in den thebanischen Gräbern TT 41 und 200 stehen ihre Kartuschen unmittelbar nebeneinander. Die in Berlin befindliche Kolossalstatue des Eje mit ihren individuellen Zügen weist eine auffallende Ähnlichkeit mit der Mumie Jujas auf. All dies kann kein Zufall sein, Eje war offensichtlich der Sohn des Juja. Auch die engen Beziehungen zwischen der Königmutter Teje (der Tochter Jujas) und Eje sind inschriftlich gut belegt.

Einige Ägyptologen, leider auch Aldred [1980, 100], haben sich der durch nichts bewiesenen ‘Schwiegervater-These’ angeschlossen und betrachten, im Widerspruch zu den eindeutigen Tuschratta-Briefen, Eje als Vater der Nofretete und Schwiegervater Echnatons. Ich verstehe dagegen den Begriff „Gottesvater“ in seinem Wortsinn: Vater des Gottes (d.h. des Pharaos)!

Juja, der erste „Gottesvater“, wurde in seinen Grabinschriften deshalb so genannt, weil er Vater des späteren Pharaos Eje war. Jujas Grab unterscheidet sich von anderen Beamtengräbern durch seine ungewöhnlich reiche Ausstattung, die m.E. nur so erklärt werden kann, dass Eje, als er Pharaos wurde, auf diese Weise posthum seinen Vater ehrte und ihn als „Gottesvater“ bezeichnete. Wenn Eje sich in seinem eigenen Grab im Tal der Könige, das während seiner Herrschaftszeit ausgestaltet wurde, auch als „Gottesvater“ bezeichnete, kann dies nach meiner Überzeugung nur bedeuten: Eje war der leibliche Vater der Brüder Semenchkare und Tutanchamun!

Diese These erklärt weiterhin, dass Eje Regent Tutanchamuns und später sein Nachfolger werden konnte, und warum der Name der Tutanchamun-Witwe zusammen mit seinem Namen in einer Königskartusche erwähnt wurde: Beide waren zwar Mitregenten, aber nicht als Eheleute, sondern als Königsnachfolger und Königinwitwe!

In einer Inschrift im Grab des Eje heißt es, dass Ti, Ehefrau des Eje, die ältesten Töchter der Nofretete nicht nur erzogen, sondern vorher auch gesäugt hat. Ti muss somit gleichzeitig auch Mutter eigener Kinder geworden sein; nach meiner These waren dies Semenchkare und Tutanchamun. Diese heirateten somit nicht ihre leiblichen, sondern ihre Milch-Geschwister!

In der einschlägigen Literatur [Ausnahme: Krauss, 79, Anm. 3] wird durchweg verschwiegen, dass Eje („Ay“) sich in seiner Inschrift im Grab des Tutanchamun ausdrücklich als Vater des beigesetzten Königs bezeichnet hatte. Hier-

auf wies K.C. Seehe [1955, 177], der diese Inschrift publiziert hatte, ausdrücklich hin, ohne dass dies von voreingenommenen Ägyptologen beachtet wurde!

Stimmen meine Thesen, kann Echnaton und seinen Töchtern kein Inzest mehr vorgeworfen werden, an den ich sowieso nie recht glauben konnte.

Zu den Entdeckungen Meinhard Hoffmanns

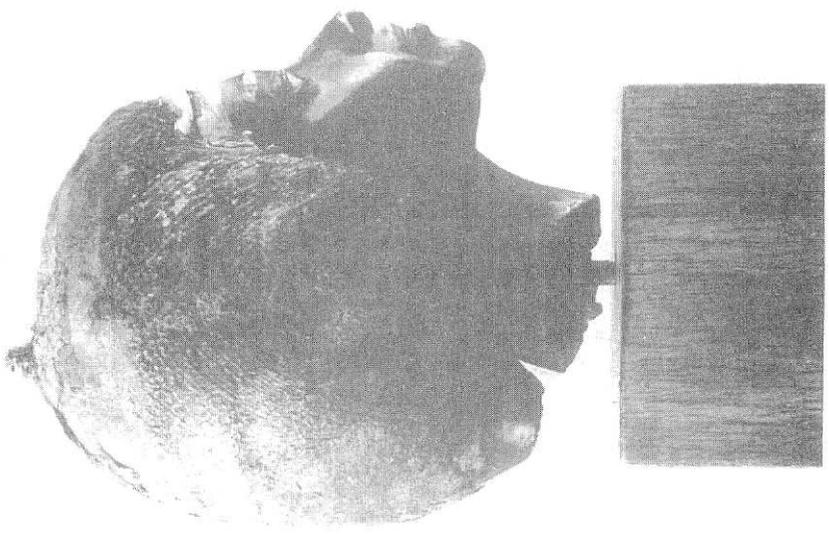
Hoffmann [2004, 472-478] behauptet, endlich die Mumien von Nofretete und Eje gefunden zu haben. Bei seinen Forschungen ging er von der geheimnisvollen Mumie der „Elderly Lady“ (der „Älteren Dame“) in einer vermauerten Seitenkammer (Jc) des Grabes des Amenhotep II. (KV 35) aus. In dieser Kammer fand 1898 Victor Loret, der zu dieser Zeit auch viele andere Funde machte, drei Mumien. Zwei Mumien waren männlich (wobei das Geschlecht einer Mumie lange umstritten war), die dritte ist die „Elderly Lady“. Sie erhielt diesen Namen später von Elliot Smith; offiziell ist sie Mumie Nr. 61070. Die Reste ihrer Bekleidung wiesen keine Beschriftung mehr auf [Fotos dieser Mumie: R/W 200; Hoffmann 2004, 473 oben].

Nachdem feststand, dass die Mumie im Grab KV 55 männlich ist, konnte sie nicht die der Teje sein. Im Grab des Tutanchamun wurde in einem Miniatursarg, der mit dem Namen von Teje beschriftet ist, eine „Locke rotbraunen Haares“ gefunden [Desroches-Noblecourt 1979, 64; Settgast 87]. Untersuchungen ergaben, dass diese Haarprobe mit der Mumie der „Elderly Lady“, die sich jetzt im Ägyptischen Museum in Kairo befindet, genetisch übereinstimmt [R/W 121; Manley 137].

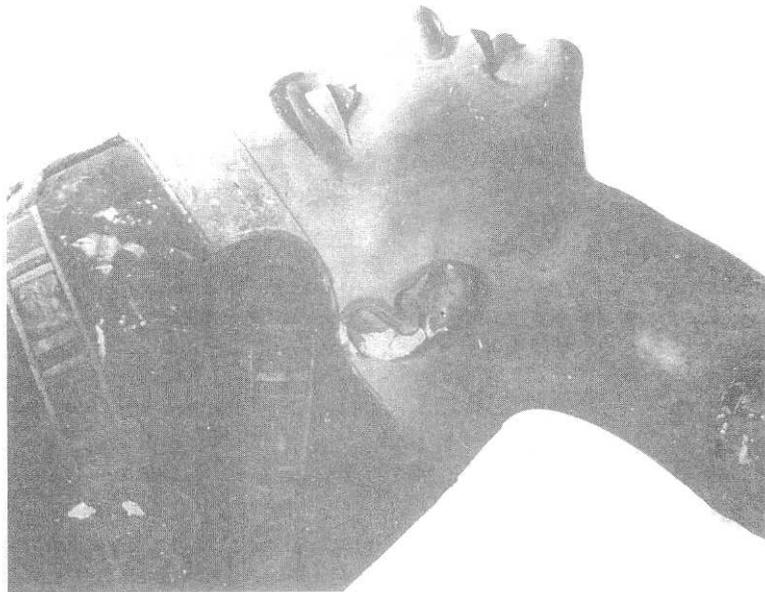
Hierauf ist Hoffmann überhaupt nicht eingegangen. Er verglich mit der von ihm „erarbeiteten Computer- und Scanner-Technik“ den Kopf der „Elderly Lady“ mit der weltberühmten (in Berlin ausgestellten) Nofretete-Büste und fand überzeugende Gemeinsamkeiten. Hieraus leitete er die Schlussfolgerung ab, dass die „Elderly Lady“ mit Nofretete identisch war [Hoffmann 2004, 472].

In vorherigen Beiträgen hatte Hoffmann dargelegt, dass er eine Mumie in einem kanadischen Kuriositätenkabinett („Niagara Falls Museum“) entdeckte und sie der Nofretete zuordnete, bis sie als männlich erkannt wurde. Ab da vertrat er die Meinung, dass es sich entweder um die Mumie des Eje oder die von Ramses I. handelt. Nachdem er mit seiner Technik Ähnlichkeiten zwischen dieser und der Mumie der „Elderly Lady“ sowie der Nofretete-Büste fand, betrachtete er die ‚kanadische‘ Mumie ausschließlich als die des Eje. Obwohl ich seine technischen Untersuchungen nicht überprüfen kann, möchte ich diese vorerst nicht anzweifeln; vor allem akzeptiere ich seine Identifizierung des Eje.

Die Mumie Ejes befand sich nach Angaben von R/W [128 ff., 207] zunächst in seinem Grab (WV 23), war dann aber spurlos verschwunden. Das Alter der



Teje-Köpfchen (herkömml. Zuschreibung), Berlin [Müller Abb. 21 a-b]



Nofretete-Büste (herkömml. Zuschreibung), Berlin [Müller Abb. 25 a-b]

von Hoffmann nunmehr dem Eje zugeordnete Mumie wurde nach medizinischen Untersuchungen [Hoffmann 2001, 356: NFM M5] zunächst mit 40, dann mit 60 Jahren angegeben. Damit wird die übliche Behauptung widerlegt, dass Eje zur Zeit seines Todes ein „alter, verbrauchter Mann“ bzw. ein „Greis“ war [so z.B. Vandenberg 2001, 35; Clayton 136].

Hoffmann betrachtete jedoch Eje als Vater der Nofretete, wobei er von der unbewiesenen „Schwiegervater-These“ ausging und die eindeutigen Tuschratta-Briefe völlig ignorierte. Stattdessen behauptete er einfach, dass diese Vaterschaft „heute kaum noch angezweifelt“ wird [Hoffmann 2004, 474]. Das Gegenteil ist der Fall. Die meisten Ägyptologen gehen auf das Problem der Abstammung Nofretetes gar nicht ein oder bezeichnen diese als „unbekannt“ [Brier 87] oder „unklar“ [Hornung 1964, 87. Anm. 51]. Obwohl sich z.B. Aldred [1980, 100] und Clayton [121] für die Eje-Vaterschaft ausgesprochen haben, betrachtete Schneider [67] diese nur als „wahrscheinlich“. Hoffmann wusste wohl nicht, dass viele Ägyptologen, Experten für ägyptische Archäologie und Kunst, sich ausdrücklich gegen die behauptete Vaterschaft Ejes ausgesprochen haben. So schrieb Christiane Desroches-Noblecourt [1979, 90], die für die Vaterschaft Amenhoteps III. eintrat:

„Neuerdings möchte man in ihm [Eje] den Vater Nofretetes sehen. [...] Aber niemals ist Eje als ‚Vater‘ der Königin bezeichnet worden: die Hypothese ist kunstvoll und verführerisch, kann aber nicht endgültig beibehalten werden.“

Rolf Krauss [1978, 17] betonte, Helck folgend:

„Zum andern kann die Vermutung, Aja sei der Vater Nofretetes und Mutbenrets gewesen, durch keine positiven Argumente gestützt werden.“

Vandenberg [1975, 34] schrieb über die Tochter Tuschrattas:

„Diese Taduchepa ist nach Ansicht führender Ägyptologen in aller Welt identisch mit der schönen Nofretete.“

Er stützte sich hierbei auf die allseitigen Analysen von Eléonore Bille-De Mot [1965, 40], die von dieser wie folgt zusammengefasst wurden:

„Trotz der noch kürzlich von zahlreichen Ägyptologen geäußerten Zweifel, die – zwar ohne Beweise anführen zu können – lieber in der jungen Herrscherin eine Halbschwester Amenophis' IV. oder auch die Tochter des Eje sehen möchten, gibt es nach unserer Ansicht genügend Merkmale, die die Behauptung gestatten, daß Nofretete und Tadukhepa ein und dieselbe Person waren.“

Nach dem eindeutigen Inhalt der Tuschratta-Briefe habe ich keine Zweifel an dieser Identität; insofern ist Hoffmann bei seinen Untersuchungen von einer unrichtigen Prämisse ausgegangen. Aber auch 'Fehlkonstruktionen' können Erkenntnisse enthalten, die vom Konstrukteur nur falsch gedeutet wurden.

Von Hoffmann [2002, 608] stammt immerhin der Satz: „Ein Irrtum gebiert eine Wahrheit und findet einen Pharao.“

Die von ihm entdeckten Ähnlichkeiten zwischen Eje und der „Elderly Lady“ [2004, 474] lassen sich mühelos damit erklären, dass Teje die Schwester des Eje war. Ich gehe nach wie vor davon aus, dass in KV 35 sich die Mumie der Teje befindet!

Zur „Nofretete-Büste“

Hoffmann wies schon 2001 [374 f.] auf Ähnlichkeiten der ‘Niagara’-Mumie mit der Nofretete-Büste hin. Joann Fletcher wies 2003 auf Ähnlichkeiten zwischen der Mumie der „Elderly Lady“ und der Nofretete-Büste in Berlin hin [vgl. Güntheroth 2003; Fletcher 2004], stieß jedoch auf allgemeine Skepsis. Der Vergleich einer Mumie mit einer Büste wurde für unzulässig erklärt, weil die Büste nur ein idealisiertes Abbild der Königin sein konnte. Hoffmann behauptete nun 2004, „mit seiner Technik“ bewiesen zu haben, dass die Büste dem Kopf der „Elderly Lady“ entspricht. Da ich die Ergebnisse von Hoffmanns technischen Analysen zur Zeit nicht anzweifeln kann, gibt es nach meinen bisherigen Erkenntnissen m.E. nur eine vernünftige Lösung dieses Problems: Die „Nofretete-Büste“ zeigt Königin Teje!

Dafür sprechen schon die Fundumstände. Die Büste wurde am 6. Dezember 1912 im Haus P 471 von Amarna (das inschriftlich als Werkstatt des Bildhauers Thutmose identifiziert wurde) gefunden. An Ort und Stelle gab es keinerlei inschriftlichen Hinweis, wen die Büste darstellt. Wie der Ausgräber Ludwig Borchardt in seinem Buch *Die bunte Büste* angab, war er davon überzeugt, dass es sich um eine Teje-Büste handelt [vgl. Vandenberg 1975, 45].

Borchardt war kein Anfänger oder Dilettant. Als ein Kunsthändler 1905 in Kairo einen kleinen Porträtkopf der Teje anbot, wurde diese zuerst von Borchardt beurteilt, ehe das Ägyptische Museum in Berlin, in dem sich dieser Kopf noch heute befindet, sich zum Kauf entschloss: „Die Kunstgeschichte ist ihm bis heute in diesem Urteil gefolgt“ [Hornung 2001b, 6].

Aus Inschriften geht hervor, dass Teje sich jahrelang in Amarna aufhielt [Hornung 2001a, 14; Ernst 2006, 84 f.]. Nach den Feststellungen von Manley [137] war sie zumindest besuchsweise noch im 8. Regierungsjahr Echnatons in Amarna. Es ist somit zeitlich nicht auszuschließen, dass Thutmose eine Teje-Büste geschaffen hat.

Erst als die Büste 1922 nach erschlichener Ausfuhrgenehmigung in Berlin war, wurde behauptet, dass diese Nofretete darstellt. Damals blühte schon der Echnaton-Kult; die Neudeutung der Büste wurde zur Glaubenssache, so dass kein Ägyptologe mehr wagte, diese anzuzweifeln. Erleichtert wurde dies vor allem dadurch, dass auf einer berühmten Relief-Darstellung des Königspaares [Abb: Manley 123] Nofretete eine Kopfbedeckung trug, die der der Büste ent-

sprach. Trotzdem ließ es sich der berühmte Ausgräber Sir Flinders Petrie, den Heinsohn [H/I 263] im anderen Zusammenhang als „kühn“ bezeichnete, nicht nehmen, „auf erstaunliche Ähnlichkeiten zwischen der Nofretete-Büste und Bildern der Teje“ hinzuweisen [nach Vandenberg 1975, 35]. Natürlich ist die Büste sehr idealisiert; trotzdem hatte ich beim Vergleich der Abbildungen [z.B. bei Hornung 2001b] den gleichen Eindruck: Besonders fällt die Nasenform und das ausgeprägte Kinn der Teje-Abbildungen auf, die denen der „Nofretete-Büste“ entsprechen. Anscheinend wurden alle Büsten mit der eigentümlichen Kopfbedeckung Nofretete zugeordnet. Ich werde diese These in der Folgezeit weiter prüfen.

Hoffmann hat nach meiner Überzeugung zwar nicht die Mumie der Nofretete, dafür aber die Mumien des Eje und (ungewollt) der Teje wohl endgültig identifiziert. Er hat somit nicht umsonst geforscht!

Literatur (wie *Aegyptiaca* VII/1; außerdem:)

- Borchardt, Ludwig (1923): *Die bunte Büste*; Berlin
- Brunner, Hellmuth (1938): Eine neue Amarnaprinzessin, in: *JÄS*. Jg. 74, 104-108
- Ernst, Otto (2006b): KV 55 – das rätselhafte Grab, in: *ZS* 18 (2) 307-321
- Fletcher, Joann (2004): *The Search for Nefertiti. The True Story of an Remarkable Discovery*; London
- Frazer, Sir James (2000): *The Golden Bough. A Study in Magic and Religion*; New York (Nachdruck der Ausgabe von 1922)
- Günterth, Horst (2003): Das Geheimnis der Nofretete. Wer war die schöne Königin?, in: *Stern* (Hamburg), Nr. 29/2003 (10.7.03), 36-52
- Hanke, Rainer (1975): Änderungen von Bildern und Inschriften während der Amarna-Zeit, in: *Studien zur Altägyptischen Kultur* Band 2; München
- (1978): *Amarna-Reliefs aus Hermopolis*. Hildesheimer Ägyptologische Beiträge 2.
- Heinken, Siebo (2002): Der goldene Sarg – ein endloses Rätsel, in: *National Geographic Deutschland*, Juni 2002, 24-35
- Hoffmann, Meinhard (2001): Pharaonisches Geblüt in Amerika. Meine Mumie im Keller; in: *ZS* 13 (3) 356-382
- (2002): Ein Irrtum gebiert eine Wahrheit und findet einen Pharao, in: *ZS* 14 (4) 608-618
- (2004): Nofretete und Eje identifiziert! Forensische Medizin und die Pharaonenmumien, in: *ZS* 16 (2) 462-483
- Hornung, Erik (2001a): *Echnaton. Die Religion des Lichts*; Düsseldorf · Zürich
- (2001b): *Der Porträtkopf der Königin Teje*; Berlin
- Müller, Maya (1988): *Die Kunst Amenophis' III. und Echnatons*; Basel
- Priester, Sascha (2006): Wurde hier die Ehefrau von Pharao Tutanchamun begraben? in: *PM-History*, Nr. 9/2006, 20 f.
- Seche, Keith C. (1955): King Ay and the Close of the Amarna Age; in: *Journal of Near Eastern Studies* (Chicago), Jg. 14, 168-180
- Settgast, Jürgen (Hg., 1980): *Tutanchamun*. Ausstellungskatalog; Mainz
- Velikovskiy, Immanuel (1960): *Ödipus und Echnaton. Mythos und Geschichte*; Zürich

Konstantin der Große in Trier

Eindrücke bei Rundgang und Katalogstudium

Werner Frank

Anlässlich der Erhebung Konstantins zum römischen Imperator im Jahre 307, also vor 1.700 (bzw. ca. 1.400) Jahren, hat die Stadt Trier das ehrgeizige Projekt verwirklicht, den großen Kaiser in all seiner Wirkung und Ausstrahlung mit einer großen Ausstellung zu würdigen. In drei Teil-Ausstellungen wird er dargestellt:

Im *Rheinischen Landesmuseum* steht der „Herrscher des Römischen Imperiums“ im Vordergrund, das *Bischöfliche Dom- und Diözesan-Museum* hat zum Thema „Der Kaiser und die Christen“, und das *Stadtmuseum Simeonstift* fasst alles weitere unter dem Schlagwort „Tradition und Mythos“ zusammen. Ein beinahe 3 kg schwerer Katalog, der von zunächst geplanten 400 auf 520 Seiten angeschwollen ist und trotzdem zu einem mäßigen Preis verkauft wird, begleitet das Unternehmen mit der Neuerung, dass die einzelnen Exponate auf einer CD einzeln abgebildet und beschriftet sind.

Trotz vollmundiger Werbesprüche in den führenden Feuilletons – „Eine Weltsensation ... ein unglaublicher Fundus ... die überwältigende Fülle von Schätzen“ – habe ich mich erst in den Katalog vertieft, dessen ausführliche Vorworte die Bereitschaft weckten, begeistert zu sein. Der spezielle Hinweis durch die *Tagespost Würzburg* – „sollte deshalb von keinem Christen, der gesellschaftspolitisch interessiert ist, versäumt werden“ – warb besonders für den zweiten Teil: „Der Kaiser und die Christen“; auch meiner Meinung nach liegt die Hauptbedeutung des Herrschers darin, dem Christentum in seiner damaligen Ausprägung den Weg zur Weltreligion bereitet zu haben, nicht zuletzt durch die von ihm selbst ausgesprochene Einladung zum ersten ökumenischen Konzil in Nicäa.

Jedoch war die Enttäuschung in diesem Punkt nicht gering: Das Diözesanmuseum glänzte mit einer Fülle von Kleinkunst, christliche Symbole – vor allem den Fisch, ICHTHYS für „Jesus CHRISTUS THEOU hYOS SOTER“ (Jesus Christus – Gottes Sohn – Erretter) auf unzähligen Ringen und Broschen, aber vom Konzil keine Spur. Eine solche fand sich dann im ersten Teil der Ausstellung. Es wird in Auszügen von Konstantins Biographen Eusebius, aus dessen *Vita Constantini* [3, 18], ein Sendschreiben Konstantins zitiert, in welchem steht, man habe sich darauf geeinigt, dass die Ost- und West-Kirchen Ostern gemeinsam, d.h. zum gleichen Zeitpunkt feiern sollten. Mehr geben die verbliebenen Berichte über das Konzil nicht her.

Man ärgert sich ein zweites Mal, weil dann geschrieben wird, das Konzil hätte den Ostertermin auf den ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmond gelegt. Es stört den Autor des Begleittextes überhaupt nicht, dass längst anerkannte Kirchenhistoriker anderes herausgefunden haben: Für eine Terminfestlegung auf dem Konzil gibt es nicht den geringsten Anhaltspunkt [Schmid 1905; Ortiz de Urbina 1964]. Aber es ist ja so bequem, mit dieser Behauptung die herrschende Chronologie zu stützen.

Der Besucher vermisst auch eine klare Stellungnahme zu den Konstantin umwabernden Legenden: Erscheinung des Christusmonogramms in der Nacht vor der Schlacht an der Milvischen Brücke (gegen seinen Rivalen Maxentius), Taufe des Kaisers auf dem Totenbett durch einen arianischen Bischof oder Taufe zu Lebzeiten durch den Papst, Auffindung des Kreuzes Christi durch des Kaisers Mutter (die heilige Helena). Immerhin wird der Entlarvung der sog. „Konstantinischen Schenkung“ durch den Kardinal Nikolaus von Kues, 1433, gedacht. Doch kritische Töne zur Person Konstantins sind auf Zitate rings um eine Treppensäule beschränkt.

Um so mächtiger dann die Marmor-Replik des Monumentalkopfes aus den Kapitolinischen Museen in Rom, die mit modernster Lasertechnik abgetastet und dann automatisch aus dem Stein gefräst worden ist. Die Vorstellung, dass die zugehörige Sitzstatue in der Konstantinsbasilika 12 m hoch war, vermittelt einen fast handgreiflichen Eindruck des Riesenreiches.

Wenn man es geschafft hat, die CD mit dem Katalog der ca. 1.500 Exponate aus 150 Museen auf seinem PC zu installieren, kann man die ganze Ausstellung zu Hause nochmals Revue passieren lassen. Auch wenn die *Süddeutsche Zeitung* stark aufgetragen hat – „Ein Zehntel (der Ausstellung) würde die Reise nach Trier rechtfertigen“ –, so ist sie, trotz der oben angeklungenen Kritik, sehr eindrucksvoll. Reisemöglichkeiten bestehen bis zum 4. 11. 2007.

Literatur

- Demandt, Alexander / Engemann, Josef (Hg., 2007): *Konstantin der Große. Imperator Caesar Flavius Constantinus*. 1 Band + CD; Mainz
- / - (Hg., 2006): *Konstantin der Große: Geschichte - Archäologie - Rezeption*. Internationales Kolloquium vom 10. - 15. Oktober 2005 an der Universität Trier zur Landesausstellung Rheinland-Pfalz 2007 „Konstantin der Große“ (23 wissenschaftliche Beiträge); Trier
- Schmid, Josef (1905): *Die Osterfestfrage auf dem ersten allgemeinen Konzil von Nicäa*; Wien
- Ortiz de Urbina, Ignacio (1965): *Nizäa und Konstantinopel*, Band I der Reihe: *Geschichte der ökumenischen Konzilien*, Hrsg. G. Durmeige und H. Bacht; Mainz

Prof. Dr. Werner Frank
wfxfrank@t-online.de

Wer erfindet historische Zeit?

Überlegungen zum Motiv der mittelalterlichen Zeitfälschung

Jan Beaufort

Die Phantomzeitthese (FZT) stellt die 'abenteuerliche' These auf, dass circa 300 Jahre des so genannten dunklen Frühmittelalters nicht real abgelaufen, sondern als fiktive Jahrhunderte mit erdichteten Personen und Ereignissen in die Geschichtsbücher eingegangen sind. Wer eine solche These vertritt, muss sich Gedanken über den oder die Urheber sowie über das Motiv einer derartigen Aktion machen.

Bekanntlich hat Heribert Illig schon bald nach der Formulierung des phantomzeittheoretischen Verdachts die Vermutung geäußert, der byzantinische Kaiser Konstantin VII. Porphyrogennetos könne hinter dem Ganzen stecken. [Illig 1991b]. Konstantin verfügte nicht nur über die Möglichkeit zu einer entsprechenden Aktion, sondern über ihn wird auch berichtet, dass er eine große Gelehrtenschar mit einer enzyklopädischen Zusammenfassung des damaligen historischen Wissens beauftragt hat. Im Laufe der Zeit wurden von Vertretern der FZT viele Indizien gesammelt, die Illigs Vermutung stützen – darunter insbesondere der offenkundige, im Rahmen traditioneller Mediävistik nicht mehr zu erklärende Widerspruch zwischen *Theophanes Confessor / Continuatus* einerseits und der kaiserlichen Geheimschrift *De administrando imperio* andererseits. Weissgerber zu deren Islam-Kapitel: „Dieser Text liest sich so, als ob Illig ihn geschrieben hätte!“ [Weissgerber 2003, 62-65; s. a. Friedrich 2006, 420-422. Zu den Widersprüchen bei *Theophanes* selbst s. Illig 2007, 164-168]

Motivsuche

Indes blieb die Suche nach einem Motiv vergleichsweise erfolglos, weil kein Motiv (ohne weiteres) so stark zu sein schien, dass es nicht nur eine Geschichtsfälschung, sondern darüber hinaus eine Zeitfälschung hätte veranlassen können. 'Bloße' Geschichtsfälschungen aus politischen, religiösen oder ideologischen Motiven sind uns nur allzu bekannt, sie sind gewissermaßen nichts Besonderes; überall, wo totalitäre Regime diese Möglichkeit haben, fälschen sie Geschichte zur Selbstverherrlichung und zur Auslöschung der Erinnerung an ihre Opfer. Auch künstliche Zeit- und Geschichtsverlängerungen sind uns durchaus vertraut, etwa wenn Ägyptologen ihre Pyramiden Tausende von Jahren älter machen als sie in Wirklichkeit sind, wenn europäi-

sche Städte ihre Gründung möglichst weit zurück ins Mittelalter datieren, wenn Geologen und Astronomen katastrophische Ereignisse in ferne Vergangenheiten schieben oder wenn Anthropologen das Alter ihrer Skelettfunde dramatisch übertreiben. (Für letzteren Vorgang hat sich bekanntlich das Verb „protchern“ eingebürgert – nach dem überführten Frankfurter Anthropologen Prof. Dr. Dr. Protsch „von Zieten“, der menschliche Skelettreste aus dem hohlen Bauch C-14-datiert und so um mehrere zehntausend Jahre veraltet hat. [Wikipedia 2007]).

Das Besondere an der mittelalterlichen FZ ist nun aber, dass Konstantin VII. gemäß FZT eine gerade erst vergangene Zeit erfunden hat, während sämtliche obige Beispiele für Zeitensprünge weit zurück liegende Epochen betreffen. Die konstantinische Aktion ist also einzigartig, und wir können meines Erachtens nicht behaupten, den Vorgang der Zeiterfindung in diesem speziellen Fall schon ausreichend verstanden zu haben. Was muss passiert sein, damit ein Mensch auf die Idee einer solchen Aktion kommt? Welche intellektuelle Voraussetzungen müssen erfüllt sein, um diesen gedanklichen Schritt tun zu können? Historiker, Geologen, Astronomen oder Anthropologen schaffen, wie gesehen, bestenfalls weit zurückliegende Zeit. Zwar mögen Historiker und Astronomen an der Konstruktion einer mittelalterlichen FZ beteiligt gewesen sein (etwa arabische Astronomen an der Fälschung des *Almagest* [Beaufort 2001; 2003]), aber sie waren kaum die Initiatoren. Wer also tut so etwas? Wer erfindet einen künstlichen Zeitraum von 300 Jahren und schiebt diesen zwischen sich und seine unmittelbare Vergangenheit?

Das allgemeine Empfinden bei den Vertretern der FZT ist wohl, dass nur religiöse bzw. theologische oder religionspolitische Motive als ernstzunehmende Gründe in Frage kommen. So vermutet Illig für den europäischen Westen, dass Otto III. als Endzeitkaiser und *Servus Jesu Christi* in ein neues Millennium führen wollte [Illig 1999, 185-216]. Auch für Konstantin VII. hat Illig – unter anderem – ein religionspolitisches Motiv vorgeschlagen: die Eroberung Jerusalems und des Kreuzes Christi durch die Perser sollte in eine ferne Vergangenheit gedrängt werden [Illig 1999, 173 f.]. Für den arabischen Bereich habe ich andernorts eine ebenfalls religionspolitische Motivation behauptet: Es ging um die Integration der *Shi'iten* = Arianer (*Shi'at 'Ali* = Partei des *Arius*) in die islamische Gemeinschaft. Die *Shi'iten* sollten als immer schon islamisch gewesene, treue Anhänger Mohammeds in die Geschichte eingehen [Beaufort 2006, Frage 21]. Weil Araber bzw. islamisierte Perser nicht nur starke religiöse Interessen hatten, sondern auch hervorragende Astronomen und große Märchenerzähler waren, schienen sie mir längere Zeit sogar die Urheber der FZ zu sein. Die heute vorliegende Fassung des *Almagest* halte ich nach wie vor für eine Fälschung aus dem arabisch-persischen Bereich [vgl. Beaufort 2003, 515].

Und dennoch: Dieses Szenario muss noch unvollständig sein. Irgendetwas lässt uns dabei unbefriedigt zurück, das Ganze wirkt noch zu sehr gestückelt, zu zufällig, zu wenig zwingend. Illig muss das gespürt haben, als er für Konstantin VII. neben dem religiösen Motiv des zu verdrängenden Kreuzverlustes auch über ein dynastisches Motiv nachdachte: Der Kaisermörder Phokas sollte nicht länger als Vater Konstantins gelten [Illig 1999, 164 f.]. Und wirklich erscheint der Kreuzverlust für sich genommen als ein Ereignis, das schon durch 'schlichte' Geschichtsfälschung zusammen mit dem (tatsächlich erfolgten) Versand von Kreuzesreliquien in alle Welt aus dem kollektiven Gedächtnis hätte getilgt werden können. Nichts anderes gilt aber für die Phokas-Abstammung. Eine Zeitverlängerung ist in beiden Fällen wohl kaum ausreichend motiviert. Entsprechend habe ich diese Gründe einmal als „Motive fürs Mitmachen“ bezeichnet [Beaufort 2006, Frage 21]. Auch deshalb – wegen der Schwäche des byzantinischen Motivs im Vergleich zum westeuropäischen und arabischen – hielt ich die Araber für die Erfinder der mittelalterlichen FZ. Aber wie gesagt: Befriedigen konnte diese Lösung letztendlich nicht. Insbesondere war die Bedeutung Konstantinopels – nach dem Zusammenbruch des weströmischen Reiches immerhin einzig verbliebener Erbe der griechisch-lateinischen Antike – viel zu groß, um es sich als bloßen Mitläufer einer persisch-arabischen Zeitfälschungsaktion vorstellen zu können [vgl. schon Illig 1999, 158 f.].

Die These nun, die ich im vorliegenden Artikel vertreten möchte, lautet, dass sich der Erfinder der mittelalterlichen FZ sehr gründlich mit Komputistik befasst haben muss. Nur ein Komputist kann auf die Idee kommen, den historischen Zeitrahmen und damit Geschichte überhaupt beliebig zu konstruieren. Ein Komputist jongliert mit kalendarischen Zusammenhängen, mit Daten, Zyklen und Zahlen. Je besser er sich damit auskennt, desto leichter fällt ihm dieses Spiel und desto größer wird die Gefahr, dass er sich als Herr über die Zeit zu fühlen beginnt. Die Grenzen zwischen der aus rein wissenschaftlichem Interesse betriebenen Kalenderwissenschaft und der zur Konstruktion eines ideologischen Geschichtsbildes missbrauchten Komputistik sind fließend. Allerdings müssen besondere Bedingungen erfüllt sein, damit die Grenze auch wirklich überschritten wird. Diese Bedingungen sind gemäß dem phantomzeittheoretischen Verdacht nach wie vor im religionspolitisch-theologischen Bereich zu suchen. Mir will nur scheinen, dass sie noch etwas anders aussehen müssen als bislang vermutet. Ich werde das im Folgenden näher ausführen. (Mit diesem Beitrag vertiefe ich eine Überlegung von Andreas Birken, der [2006, 753] über Konstantin VII. eher beiläufig bemerkt: „Wir dürfen unterstellen, dass der hochgebildete Mann und seine Helfer mit dem Problem der Osterrechnung vertraut war ...“)

Komputistisches

Die Zeitmessung beruht auf natürlichen Rhythmen und Zyklen, deren wichtigste die Erdrotation, der Mondmonat und das Sonnenjahr sind. Es ist die Aufgabe der Chronologie, diese Rhythmen und Zyklen in einen sinnvollen Bezug zu einander und zum Lauf der Geschichte zu setzen. So entstehen insbesondere zwei künstliche Ordnungen, der Kalender und die Jahresrechnung. Der Kalender ist ein Zeitweiser durch das Jahr. Er hat zyklischen Charakter und wiederholt sich mehr oder weniger genau in Perioden unterschiedlicher Länge. Die Jahresrechnung ist eine lineare Zeitfolge, die sich grundsätzlich sowohl in die Vergangenheit als auch in die Zukunft unendlich fortsetzen lässt [vgl. Beaufort 2006, Frage 1-4].

Der Komputistik geht es um den Kalender, also um den zyklischen, nicht um den linearen Aspekt der Zeitordnung. Zwar ist ihr besonderes Anliegen die Osterfestberechnung, weshalb sie sich hauptsächlich im jüdisch-christlichen Kulturbereich entwickelt hat. Aber mit diesem speziellen Ziel verbindet sich doch die weitere Absicht, die Zeit überhaupt zyklisch zu erfassen, das heißt Formeln für die Zeitzyklen und ihren wechselseitigen Bezug zu finden. Von der Astronomie unterscheidet sich die Komputistik dadurch, dass sie räumliche und kausale Bezüge nicht berücksichtigt und lediglich die Zeitverhältnisse erforscht. Durch diese Abstraktion von konkreten Zusammenhängen ist sie weniger genau als die Astronomie. Ihre kalendarischen Zyklen entfernen sich im Laufe der Zeit von den realen Verhältnissen. Das galt für den Julianischen Kalender und gilt – in abgeschwächter Form – auch für den Gregorianischen.

So ist ein wichtiger von Komputisten verwendeter Zyklus der so genannte **Sonnenzirkel**. Er erstreckt sich über 28 Jahre. Nach einer solchen Periode fallen die Wochentage wieder das ganze Jahr hindurch auf dieselben Kalenderdaten wie 28 Jahre zuvor. Das stimmt allerdings durchgängig nur unter Voraussetzung des Julianischen Kalenders, weil nur in ihm jedes vierte Jahr ein Schaltjahr ist. Hier gilt auf jeden Fall, dass alle Jahre, die genau einen Sonnenzyklus oder genau mehrere Sonnenzyklen voneinander entfernt sind, das exakt gleiche Muster von Wochentagen und Kalendermonaten aufweisen. Beim eingefleischten Komputisten entsteht dadurch leicht der Eindruck, dass solche Jahre in einer besonderen Weise miteinander verbunden sind. Mit Hilfe des Sonnenzyklus kann der Komputist Voraussagen über künftige Jahre und retrognostische Aussagen über die Vergangenheit machen.

Ein anderer wichtiger Zyklus ist der **Mondzirkel**. Seine Entdeckung wird Meton (-5. Jh.) zugeschrieben. Der Mondzirkel besteht aus 235 synodischen Monaten (synodischer Monat = Abstand zwischen zwei Neumonden). Der Mondzyklus ist deshalb wichtig, weil er (im Durchschnitt) fast genau so lange

ist wie 19 Sonnenjahre: 19 Sonnenjahre sind (im Durchschnitt) nur 1½ Stunden länger [vgl. etwa Frank 2006]. Alle 19 Jahre kehren die Mondphasen also zur ungefähr gleichen Zeit im Sonnenjahr wieder. Damit auch dieselben Wochen- und Monatstage getroffen werden, sind diese 19 Jahre mit 28, der Zahl des Sonnenzyklus, zu multiplizieren. Die sich ergebende Zahl 532 zeigt einen neuen Zyklus an, den so genannten *großen Osterzyklus*. Nach Ablauf einer solchen Periode wiederholen sich die Mondphasen zusammen mit den Wochentagen – und somit auch den Ostersonntagen – zu den gleichen Kalendern. Der große Osterzyklus beherrscht die Komputistik der Nachphantomzeit, so dass es nahe liegt, seine Einsetzung mit der Erfindung der FZ in Verbindung zu bringen.

Ein Komputist, der die 532-jährige Periode kennt und eine neue Zeitrechnung einführen möchte, wird diese so wählen, dass die Epoche dieser Zeitrechnung sowohl mit einem ganz besonderen historischen Ereignis als auch mit einem aus astronomischer und kalendarischer Sicht ganz besonderen Jahr der Periode zusammenfällt. Das besondere Ereignis wird vorzugsweise große religiöse Bedeutung haben, also etwa das geglaubte Jahr der Welterschöpfung oder das Geburts- bzw. Todesjahr des Erlösers sein. Die besondere komputistische Bedeutung des Anfangsjahres wäre etwa dann gegeben, wenn nicht nur die Zeitrechnung, sondern auch die Mond- und Ostertafel mit dem betreffenden Jahr beginnen und wenn der Mond selbst in diesem Jahr in einem auffälligen Verhältnis zur Sonne stehen würde.

Dionysius Exiguus

Es ist nun nicht zu übersehen, dass sämtliche dieser Bedingungen im komputistischen System des Dionysius Exiguus erfüllt sind. Ulrich Voigt hat das in seinem ZS-Artikel *Über die christliche Jahreszählung* sehr schön ausgeführt: Mond- und Ostertafel sind bei Exiguus so angelegt, dass beide im selben Jahr 532 n. Chr. und damit auch im Jahr „0“ beziehungsweise „1 v. Chr.“, dem Jahr der Inkarnation, beginnen; die Mondtafel setzt mit dem 5. April, d. h. mit einem „idealen 15. Nisan“ ein; das zweite Jahr der Mondtafel, also das Jahr 1 A. D. – der eigentliche Beginn der Zeitrechnung –, hat den Vollmond auf dem 25. März und gedenkt damit eines alten, bedeutungsvollen römisch-christlichen Datums [Voigt 2005a]. Allerdings zahlt Dionysius für dieses wunderbar in sich stimmige Gebäude einen hohen Preis. Denn durch den vorrangigen Bezug auf die Inkarnation Christi bricht er mit einer alten – insbesondere vom Theologen *August Strobel* herausgearbeiteten – komputistischen Tradition, der es an erster Stelle um Jesu Todesdatum gegangen war.

Es lohnt sich, Strobel zu diesem historisch bedeutsamen komputistischen Wendepunkt zu hören. Mit folgenden Worten beschließt Strobel [1977, 456] sein Buch *Ursprung und Geschichte des frühchristlichen Osterkalenders*:

„Darf von einem Sieg der alexandrinischen Osterkomputation gesprochen werden? Rein äußerlich gesehen setzte sich ohne Zweifel die alexandrinische 532]ährige Periode im Westen sieghaft durch. Selbst die traditionsbewußte irische Kirche mußte sich – wenn auch spät – unterwerfen. Einer näheren Betrachtung kann aber nicht verborgen bleiben, daß dabei die frühere ausgezeichnete Datengrundlage, wie sie im Hinblick auf den Todetermin vorlag (4./7. April 30 n. Chr.), mehr und mehr durch das westliche (römische) Geminidatum (25. März 29 n. Chr.) verdrängt wurde, das wieder Anlaß gab zu einseitig bedeutsam gewordenen spekulativen Kalenderdaten über Zeugung und Geburt (am 25. März bzw. 25. Dezember). In gewisser Hinsicht mußte somit der zweifellos große geschichtliche Erfolg Alexandriens durch einen nicht geringen Verlust an wertvoller ältester Tradition bezahlt werden.“

Hier ist also von *Sieg, Unterwerfung, Verdrängung, einseitig bedeutsam gewordenen spekulativen Kalenderdaten und nicht geringem Verlust an wertvoller Tradition* die Rede. ‘Soviel zu Voigts „insgesamt stimmigem Geflecht“ christlicher Ostertafeln’, mag sich der aufmerksame ZS-Leser an dieser Stelle denken [vgl. Voigt 2005a, 444]. Freilich hat Strobel selbst zu jener Voigt’schen Überzeugung wesentlich beigetragen, indem er seiner Forschung ein harmonisiertes Bild des frühen Christentums zugrunde legt, das der lukianisch-justinianisch-dionysischen Geschichtsdogmatik verhaftet ist und diese immer schon als gültig voraussetzt. Derselbe Voigt behauptet allerdings im selben Artikel [ebd. 450] ohne zu erröten, dass man die Ostertafeln „von ihrem Christusbezug gelöst hat“, um sie in den großen Osterzyklus einzufügen, der mit dem Jahr 0 beginnt! Ostertafeln, die von ihrem Christusbezug gelöst wurden! Und dennoch wiederum Voigt [ebd., 438]: „Wie könnte es denn auch geschehen sein, dass die Christenheit irgendwann in ihrer Osterberechnung den Faden verloren hätte!“

Aber lassen wir diese theologisch-komputistische Rhetorik und kehren zu Strobel zurück. Denn in der Fortsetzung des obigen, sein Buch abschließenden Zitates formuliert Strobel einprägsam und unmissverständlich das Motiv zur Reform des Dionysius Exiguus:

„Andererseits läßt sich nicht bestreiten, daß es durch die Kombination von Mond- und Sonnenszirkel in idealer Weise zur Aufnahme der je typischen Kalendergrundlage beider großer geschichtlicher Linien kam. Nur Kompromisse ermöglichten, wie so oft in der Geschichte, den ohne Zweifel beachtlichen Fortschritt eines einheitlichen ökumenischen Zusammengehens. Der Gewinn bestand vor allem in der weitgehenden Gleichstimmigkeit von liturgisch-kalendarischer Praxis und theologischem Grundzeugnis, insofern nun der Inkarnationstheologie der alten Kirche, der die

Zukunft gehören sollte, sogar ein Weltgeschichte und Himmelsgeschehen umgreifendes System der zahlenmäßigen Erklärung an die Seite gestellt war. Damit hatte man die Grundlagen eines einmaligen einheitlichen Weltbildes geschaffen, dem für damaliges Denken große Überzeugungskraft und Glaubwürdigkeit innewohnten. Die alte griechische Vorstellung von der Harmonie des Kosmos war am Ende dem Christuszeugnis in idealer Weise dienstbar gemacht.“

Die gewaltige Bedeutung der dionysischen Reform für die Kirche der Folgezeit wird hier von Strobel so klar wie nur möglich zum Ausdruck gebracht. Es ging um die „Gleichstimmigkeit von liturgisch-kalendarischer Praxis und theologischem Grundzeugnis“. Die „Grundlagen eines einmaligen einheitlichen Weltbildes“ wurden geschaffen, und am Ende war die „alte griechische Vorstellung von der Harmonie des Kosmos dem Christuszeugnis in idealer Weise dienstbar gemacht“.

Die Leistung des Dionysius Exiguus sollte bis zur Gregorianischen Kalenderreform und darüber hinaus Bestand haben. Gerade die historische Tragweite des Projektes wirft allerdings die Frage auf, ob eine Reform dieses Ausmaßes wirklich einem sonst unbekanntem und isoliert vor sich hin schreibenden römischen Mönch namens Dionysius Exiguus zuzutrauen ist. Haben wir es beim Exiguus nicht vielmehr mit einem Pseudonym zu tun, hinter dem sich eine große und gewichtige staatskirchliche Aktion verbirgt? Wenn die Schule der theologischen Radikalkritik von Bruno Bauer bis Hermann Detering Recht hat, steht das Pseudonym „*Paulus*“ (= „der Kleine“) für das Bestreben, die gnostisch-markionitische Tradition in den Katholizismus zu integrieren [Detering 2007]. Könnte nicht ganz ähnlich „*Exiguus*“ (= „der Kleine“) stellvertretend für den Versuch stehen, die Ostertraditionen im byzantinisch-römisch-katholischen Reich zu vereinheitlichen? Und wenn das zutrifft: Sollten wir dann nicht nach einem bedeutenden und mächtigen Urheber jener Aktion suchen, für die ‘der kleine Dionys’ letztendlich nur ein Platzhalter war?

Es war Andreas Birken, der in unserem Kreis als Erster die Meinung geäußert hat, Exiguus müsse dem Komplex „Konstantin VII.“ angehören ([Birken 2006, 753 f.] Im Folgenden weiche ich nur in den Details der Rekonstruktion von Birken ab.) Birken wurde zu seinem Urteil (wie ich inzwischen auch) von Voigt gedrängt, der klar macht, dass Exiguus mitsamt Ravenna-Stein [Lewin 2005] nicht vorphantomzeitlich sein kann, wenn die FZT stimmen soll [Voigt 2005a]. Illig scheint Birken zu folgen und lässt ihm ausdrücklich die Ehre der Erstformulierung jener These [Illig 2007, 164 f.]. Wenn die Birken-These stimmt, ist Exiguus in unmittelbarem Zusammenhang mit der konstantinischen Verlängerung der Zeitachse zu sehen. Dann aber ist zu fragen, ob mit dem oben von Strobel angegebenen Motiv für die dionysische Reform nicht

auch das Motiv für die Erfindung der mittelalterlichen Phantomzeit gefunden worden ist. Diese Frage wird hier bejaht und die Antwort im Folgenden kurz erläutert.

„Ein mehr als sonderbares Zusammentreffen“

Versetzen wir uns einmal in die theologisch-komputistische Situation, der sich Konstantin VII. Porphyrogennetos gemäß FZT gegenüber sah. Wir befinden uns im traditionellen 10. nachchristlichen Jh., das heißt zugleich im 10. Jh. BP. [zur auf das Jahr 1950 bezogenen BP-Rechnung s. Beaufort 2006, Frage 5]. Den Zeitsprung abgezogen regierte ein Jahrhundert früher Kaiser Justinian, der seine ganze Macht auf das Ziel konzentriert hatte, den Katholizismus als einzige Reichsreligion durchzusetzen. In Justinians katholischem Bild von der Geschichte des Christentums lebte er selbst in deren 6. Jh., also im 6. Jh. nach Christus und nach Augustus. Folglich lebte Konstantin VII. – phantomzeittheoretisch gesehen – im 7. Jh. nach Christus/Augustus. Die astronomischen Verhältnisse ‘unseres’ traditionellen Jahres 532 n. Chr., des Kopffjahres der dionysischen Reform, also des Jahres 1418 BP, stellten sich für den Porphyrogennetos deshalb als die des Jahres 235 nach Christus dar. (Letztere Zahl gilt, wenn wir von einer 297-jährigen FZ ausgehen. Bei größerer oder kleinerer Länge L ändert sich die Zahl entsprechend. Wichtig ist nur, dass es sich um das Jahr 1418 BP handelt.) Dieses Jahr 235 n. Chr. (fzt) = 532 n. Chr. = 1418 BP war komputistisch gesehen ein besonderes Jahr, wie Voigts Tabelle [2005a, 434] deutlich macht. Voigts Kommentar dazu [ebd., 453]:

„Die Ostertafel des Dionysius Exiguus verzeichnet als Ostermond zu seinem Kopffjahr 532 A. D. den 5. april [Voigt schreibt die Monate des Julianischen Kalenders mit kleinem Anfangsbuchstaben; J.B.], ebenso der Kalenderstein zu Ravenna. Die astronomische Rückrechnung für das Jahr 532 n. Chr. ergibt den kalendarischen Frühlingsvollmond ebenfalls auf dem 5. april.

Ein mehr als sonderbares Zusammentreffen: Modulo 19 ist ausgerechnet dieser Ostermond des Jahres 532 A. D. der früheste überhaupt, der gemäß heutiger Rückrechnung mit dem kalendarischen Frühlingsvollmond übereinstimmt.“

Ein mehr als sonderbares Zusammentreffen! Ulrich Voigt sagt es selbst!

Jenes – von Konstantin VII. aus gesehen – Jahr 235 n. Chr. (fzt) = 1418 BP ist also das erste Julianische Jahr, das sowohl den kalendarischen als auch den astronomischen Vollmond auf dem 5. April, das heißt als „idealen 15. Nisan“ hat. Dieser Zustand (Vollmond am 5. April) hält sich dann länger als fünf Jahrhunderte annähernd für jedes entsprechende Jahr des 19-jährigen Mondzyklus – und somit auch noch in der Zeit des Konstantin VII. ([s. Vogt

2005a, 434]; der metonische Zyklus ist nur *im Durchschnitt* 1½ Stunden kürzer als 19 Sonnenjahre. Der Vollmond verschiebt sich folglich nur *ungefähr* alle 304 Jahre um 1 Tag im Kalender; es gibt immer wieder erhebliche Abweichungen nach oben und nach unten.) Als Kopffjahr einer Oster- und Mondtafel mit 532-jährigen Zyklus war 235 n. Chr. (fzt) deshalb in hohem Maße geeignet. Nur: für Konstantin war das Jahr 235 n. Chr. (fzt) nicht 'unser' traditionelles Jahr 532 n. Chr.! Für ihn galt jenes von Voigt herausgestellte „mehr als sonderbare Zusammentreffen“ eben noch nicht! 'Konstantins' Jahr 235 n. Chr. (fzt) ließ sich komputistisch unmöglich auf ein Geburts- oder Todesjahr Christi beziehen – zumindest nicht mit jener 532-jährigen Periode, die allein dem Kalender und den astronomischen Verhältnissen angemessen erschien und der deshalb die Zukunft der Komputistik gehören sollte. Voigts „mehr als sonderbares Zusammentreffen“ konnte also nur durch einen tiefen Eingriff in die Zeitrechnung herbeigeführt werden! Und Konstantin entschloss sich zu diesem Eingriff aus dem oben von Strobel angegebenen Grund!

Um aus dem komputistisch hoch bedeutsamen Jahr 235 n. Chr. (fzt) ein Jahr mit Christusbezug zu machen, gab es wohl mehrere Möglichkeiten.

Theoretisch wäre zum Beispiel auch eine *Zeitkürzung* dergestalt denkbar gewesen, dass Jesu Todesjahr auf das Jahr 235 n. Chr. (fzt) = 1418 BP gesetzt worden wäre. Konstantin hätte dann Zeit und Geschichte streichen müssen. Christus hätte nur vier Jahrhunderte vor ihm gelebt. Es gab aber wohl gute Gründe, auf diese Alternative zu verzichten. Totalitäre Herrscher verlängern lieber die eigene Geschichte, als dass sie diese kürzen würden. Auch konnte bei einer Zeitverlängerung auf die komputistische Bedeutung anderer Bezüge Rücksicht genommen werden – zum Beispiel auf

„222 n. Chr. = 1 Alexander“, auf

„1 Caesar = 532/2 Alexander“ oder auch auf

„222 - (-44) = 14 x 19 (= 532/2)“ [vgl. Beaufort/Voigt 2007].

Schließlich ließ sich durch die Zeitdehnung der vorgebliche Begründer der neuen Ära, Dionysius Exiguus, um drei Jahrhunderte rückdatieren, was ihm die nötige Autorität verschaffte. Bei der deshalb vorgenommenen Zeit- und Geschichts*verlängerung* aber musste das astronomische Jahr 235 n. Chr. (fzt) = 1418 BP dem Jahr 532 n. Chr. gleichgesetzt werden! Somit wurde ein Zeitsprung von 297 Jahren notwendig! Christus/Augustus und mit ihnen die ganze Geschichte des römischen Reiches mussten um diesen Betrag entlang der Zeitachse rückwärts verschoben werden!

Erst dieser Eingriff in die Zeitrechnung führte zu Voigts „mehr als sonderbarem Zusammentreffen“. Das „ideale“ Jahr 532 n. Chr. mit dem Vollmond auf dem 5. April bezog sich nunmehr mittels des „idealen“ 532-jährigen Osterzyklus auf das „ideale“ Christusgeschehen. Endlich war es gelungen, Astronomie und christliche Theologie in einem stimmigen und einheitlichen

Ganzen miteinander zu verbinden. Das lukanisch-justinianische Bild von der Geschichte der frühen Kirche war jetzt auch astronomisch-komputistisch für Jahrhunderte sicher verankert. Strobels Schlusswort ist zuzustimmen und sei hier deshalb wiederholt:

„Der Gewinn bestand vor allem in der weitgehenden Gleichstimmigkeit von liturgisch-kalendarischer Praxis und theologischem Grundzeugnis, insofern nun der Inkarnationstheologie der alten Kirche, der die Zukunft gehören sollte, sogar ein Weltgeschichte und Himmelsgeschehen umgreifendes System der zahlenmäßigen Erklärung an die Seite gestellt war. Damit hatte man die Grundlagen eines einmaligen einheitlichen Weltbildes geschaffen, dem für damaliges Denken große Überzeugungskraft und Glaubwürdigkeit innewohnten. Die alte griechische Vorstellung von der Harmonie des Kosmos war am Ende dem Christuszeugnis in idealer Weise dienstbar gemacht.“

Dem ist aus phantomzeittheoretischer Sicht nur noch hinzuzufügen, dass ein besseres Motiv für Konstantins theologisch-komputistische Geschichtskonstruktion kaum vorstellbar ist. Wenn also die komputistische Quellenlage immer stärker zur Annahme eines zusammenhängenden Fälschungskomplexes „Konstantin VII. / Dionysius Exiguus“ drängt, dann findet diese Tendenz in den obigen Überlegungen zur religionspolitischen und theologisch-komputistischen Motivation Konstantins ihre vollständige und restlose Bestätigung.

Nachtrag: Kommentierte Zusammenfassung der Folge-Diskussion

Die Diskussion des obigen Artikels auf www.fantomzeit.de brachte seit Einstellung des Artikels am 23. 5. 2007 weitere Klärungen und Bestätigungen.

Andreas Otte – Ulrich Voigt:

Zunächst machte Otte in einem heftigen Schlagabtausch mit Voigt unmissverständlich deutlich, dass Voigts Argumentation für „L = 0“ keine historische Grundlage mehr hat, wenn die Hauptthese des Beitrags stimmt (Komputistik als Motiv für die Zeitfälschung). Denn wenn die A.D.-Zeitrechnung auf das Konto von Konstantin VII. geht, dann ist sie nicht länger vorphantomzeitlich und deshalb immer schon identisch mit der Zeitrechnung „n. Chr.“. Voigts Unterscheidung zwischen beiden, um mit ihrer Hilfe die Größe von L zu bestimmen, ist deshalb hinfällig: Wenn beide Zeitrechnungen nachphantomzeitlich sind, wird „L = 0“ zu einer Tautologie, die nichts mehr über die Länge der Phantomzeit aussagt.

Otte stellte auch klar, dass die im Beitrag vertretene These, wonach Konstantin Geschichte entlang dem komputistisch auffälligen Jahr 1418 BP rückwärts verschoben hat, nichts über die Länge der FZ vorwegnimmt. Das als

Beispiel genommene Jahr 235 n. Chr., als das sich für Konstantin das spätere Jahr 532 n. Chr. = 1418 BP dargeboten haben muss, gilt ja nur für $L = 297$. Weiterhin möglich sind also etwa $L = 304$ (Birken), $L = 299$ (Korth) oder $L = 198$ (Hunnivári). $L = 0$ wird dagegen zu einem eher unwahrscheinlichen Zufall [Otte]. Das Jahr 235 n. Chr. ist im übrigen insofern interessant, als es das Todesjahr sowohl des Kaisers *Alexander Severus* als auch des *Hippolyt von Rom* ist ...

Gegen Ottos Argumentation versuchte Voigt noch, eine eigens definierte A.D.-Zeitrechnung, die dann von Konstantin-Exiguus' nachphantomzeitlicher A.D.-Ära verschieden wäre, plausibel zu machen. Schließlich haben vorphantomzeitliche Ereignisse ihren Platz auf der Zeitachse, und man könnte den vorphantomzeitlichen Abschnitt der Zeitachse als A.D.-Achse definieren. Damit wäre die Voigt'sche Fragestellung nach L als Differenz zwischen einer vor- und einer nachphantomzeitlichen Zeitrechnung zu retten. Allerdings ist bei einer solchen nicht historisch verankerten, sondern letztendlich aus heutiger Sicht definierten Zeitrechnung nicht einzusehen, wie sie sich etwa von der BP (= before present)-Ära unterscheiden würde. Voigt kam auf diesen Versuch dann auch nicht mehr zurück. Ausdrücklich bleibt er aber bei seinem Urteil, dass das Jahr 532 n. Chr. schon lange vor dessen Eintritt komputistisch bedeutsam wurde. Ob zwischen diesem Voigt'schen Standpunkt und der FZT Vermittlungen möglich sind, wird die Fortsetzung der Debatte zeigen.

Hans-Erdmann Korth:

Korth wies darauf hin, dass die Verschiebung der Realgeschichte entlang der Zeitachse nicht 'glatt' erfolgt sein muss und dass weitere Eingriffe wahrscheinlich sind.

Dem konnte ich zustimmen, gab dabei aber zwei Dinge zu bedenken:

Zum einen erfolgte gemäß FZT (297) der Untergang Roms im Jahre 476 n. Chr. = 1177 BP. Das war 241 Jahre nach dem komputistischen „Idealjahr“ 1418 BP. Die konstantinische Verschiebung der weströmischen Geschichte vor letzteres Jahr könnte den Sinn gehabt haben, jeden möglichen Bezug zwischen beiden (etwa in Form erhaltener Dokumente) auszuschließen.

Zweitens fällt 532 n. Chr. = 1418 BP nach der konstantinischen Zeitkorrektur in die Zeit des Kaisers Justinian. Weil Dionysius Exiguus in diese Zeit verpflanzt wurde, konnte er leicht als Teil der justinianischen Reichskirchenreform erscheinen und erhielt entsprechende Autorität. (So habe ich Exiguus auch lange Zeit gesehen, bis Voigt dann klar machte, dass das phantomzeittheoretisch nicht geht.)

Wenn diese Überlegungen zutreffen, hatte Konstantin bei der Rückverschiebung der römischen Geschichte gewisse Fixpunkte zu beachten, die heutige Rekonstruktion berücksichtigen sollte.

Jan Beaufort:

Als nächster Punkt wurde (vom Autor dieser Zeilen) geltend gemacht, dass Konstantin gemäß der These des Beitrags nicht in Zyklen eingreifen musste, die zu seiner eigenen Zeit in Byzanz gültig waren. Wochentage, Mondtafeln, Schaltjahre, Indiktionen: Alles, was zwischen 1418 BP und Konstantin selbst komputistisch relevant war, blieb beim Alten. Die Realgeschichte wurde entlang diesem komputistischen Gerüst rückwärts verschoben, so dass irgendwo zwischen 1418 BP und Konstantins Jahrhundert eine historische Leerzeit entstand, die dann mit erfundener Geschichte gefüllt werden konnte bzw. musste.

Wohl auch deshalb war es wichtig, Geschichte gerade für den Zeitraum zwischen 1418 BP und Konstantin zu erfinden: denn fiktive Geschichte lässt sich leicht im Einklang mit den komputistischen Vorgaben gestalten. Bei verschobener, quellenmäßig belegter Realgeschichte ist das viel schwieriger. Entsprechend sind in den um L rückwärts verschobenen, realen historischen Quellen Widersprüche mit retrokalkulierter Komputistik zu vermuten.

Aus diesen Überlegungen folgt dann aber auch, dass L nicht mehr unbedingt etwa gleich 532 (Voigt, Anwander) oder 304 (Birken) sein muss, um komputistischen Bedingungen zu genügen. Anders als Caesar oder Gregor hat Konstantin nicht in den *Kalender* (im eigentlichen Sinn) eingegriffen, sondern nur in die *Geschichte* und die Länge der *Ára*. Dadurch mögliche Widersprüche wurden in historisch weit zurückliegende Zeiten verlegt. Sie dort überhaupt zu entdecken, dürfte für frühere Historiker mindestens so schwierig gewesen sein wie für uns heute.

Zoltan Hunnivári:

Hunnivári brachte einen zentral wichtigen, bei Voigt und in der anschließenden Komputistikediskussion bislang auffällig fehlenden Begriff ins Spiel: den *Osterstreit* (auch *Osterfeststreit*).

Der Osterstreit entstand (in traditioneller Sicht) in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung als Streit über den Tag und das Datum, an dem Ostern zu feiern war. Schon beim Konzil von Nicaea (325 n. Chr.) wurde versucht, den Osterstreit zu schlichten, was aber nicht gelang. Es ist im Rückblick schwer, die vielen unterschiedlichen Positionen, die zur Debatte standen, sauber zu ermitteln, weil im Osterstreit auch mit Verketzerung des Gegners und folglich mit Verleumdungen und Geschichtsfälschungen gearbeitet worden ist. Eine extreme, aber im Westen des Römerreiches weit verbreitete Gewohnheit war der von Strobel so genannte *Solarquartadecimanismus*, dessen Anhänger Ostern an einem festen Tag im Jahr (dem 25. März) feierten [Strobel 1977, 368 ff.]. Im Osten dagegen war das Osterdatum häufig der

14. Nisan, das traditionelle Passa der Juden. Möglicherweise feierten die Ari-ner Ostern sogar nach einem reinen Mondkalender, so dass das Fest durch das ganze Jahr wanderte (wie später der Fastenmonat Ramadan im Islam). Zumindest wird so die Erinnerung an die *vesaniam Arii* (Wahnsinn des Arius) durch Dionysius Exiguus im Vorwort zu seiner Ostertafel etwas verständlicher. Auf jeden Fall gab es zwischen den genannten Extremen zahlreiche weitere Ostertraditionen, so dass die gesamtkirchliche Vereinheitlichung der Osterfestberechnung nicht ohne eine große politische Anstrengung möglich war.

Das Ende des antiken Osterstreits ist – wie allgemein anerkannt wird – unauflöslich mit dem Namen *Dionysius Exiguus* verknüpft. So heißt es im Lexikon des Mittelalters [Art. *Dionysius Exiguus*]:

„Dionysius Exiguus’ wissenschaftliches Ansehen prädestinierte ihn offenbar auch zur Lösung eines alten kirchlichen Ost-West-Konflikts, des Osterfeierstreits. [...] Damit war der entscheidende Grund gelegt für die sich allmählich durchsetzende Vereinheitlichung des Ostertags in der Christenheit.“

Der *online-Brockhaus 2007* schreibt:

„Erst Dionysius Exiguus beendete diesen Streit, indem er auf Veranlassung von Papst Johannes I. im Jahr 525 auch für Rom die Berechnungsweise durchsetzte, die in Alexandria üblich war.“

Allerdings zeigt sich der *Brockhaus* hier insofern schlecht informiert, als das Ende des Osterstreits nicht schon im 6. Jh. erfolgte, wie etwa eine eigens der Komputistik geweihte Webseite weiß [know]:

„Die innerkirchlichen Streitigkeiten um eine richtige Bestimmung des Ostertermins bezeichnen wir als Oster(fest)streit. Schon seit dem anfangenden 2. Jahrhundert sind Unterschiede in der terminlichen Praxis beim Feiern des Osterfestes feststellbar. Diese Unterschiede sollten bis ins 8. Jahrhundert anhalten. Erst zu diesem Zeitpunkt hatte sich der 532-jährige, alexandrinisch-römische Osterzyklus auch in ganz Europa durchgesetzt. Die Einheitlichkeit des Ostertermins war somit erreicht.“

Das 8. Jahrhundert mag noch zu optimistisch geschätzt sein. Wie dem auch sei, die dank Dionysius Exiguus erzielte Einheit währte bis ins 16. Jh., als es in der Folge der Gregorianischen Kalenderreform erneut zu einer Kirchenspaltung in Bezug auf das Osterfestdatum kam.

August Strobel:

Schließlich konnte noch auf ein weiteres bei Strobel erwähntes Beispiel für die starke Abhängigkeit späterer byzantinischer Geschichtsschreibung von komputistischen Überlegungen aufmerksam gemacht werden. Es geht um den

ägyptischen Mönch Anianus, „der wahrscheinlich als Erfinder der 532jährigen Periode zu gelten hat“. Dazu Strobel [1977, 297]:

„Syncellus berichtet über die Struktur seiner [des Anianus; J.B.] Weltära, die aus 11 Paschalzyklen von 532 Jahren bestand (= 5852 Jahre). Nach traditioneller Weise, offensichtlich nach dem Vorbild Hippolyts, wurden Jesu Empfängnis und Geburt auf das 5500. und 5501. Jahr gesetzt, das umgerechnet identisch ist mit 7/8 bzw. 8/9 n. Chr. Anianos unterlief also ein entscheidender Fehler von 7 Jahren, den bereits sein Zeitgenosse Panodoros erkannte und verbesserte.

Das Jahr 361 galt ihm als das 5853. Jahr der Welt (= Jahr 1 des 12. Zyklus). Das 5500. Jahr (= 5852 - 353) war somit gleich dem Jahre 361 - 353 = 8 n. Chr. (genauer: 7/8 n. Chr.). Mit anderen Worten: das herkömmliche Geburtsjahr (= 1 v./1 n. Chr.) ist fälschlich zum 5493. Jahr der Welt geworden. Das neu errechnete dagegen ist unversehens auf 8/9 n. Chr. hinaufgerückt. Anlaß hierzu war die kalendarische Situation des Jahres 361 n. Chr., an dem nach alexandrinischer Rechnung der 19jährige Mondzyklus und der 28jährige Sonnenzyklus die Ziffer 1 aufwiesen, was für Anianos der günstige Anlaß für eine Neukonstruktion des Kalenders und der Weltchronologie war.

Es ist nicht genau bekannt, wann Anianos am Werke war. Feststeht, daß ihm die ganze Zeit zwischen 360 bis 410 n. Chr. vorbehalten werden muss.“

In einer Fußnote zum letzten Satz heißt es:

„Üblicherweise setzt man [...] Anianos kurz nach Panodorus an [...], diesen zwischen 395 und 408, jenen dagegen um 412. Beide gelten als Zeitgenossen [...]. Für unseren Zusammenhang ist wichtig, daß Anianos durch Panodoros berichtigt wurde. Seine Kalendertätigkeit muß vor diesem liegen, was eine größere Nähe zu Epiphanius bedingt. Wahrscheinlich darf man dem Jahrzehnt nach 360 n. Chr. den Vorzug für Anianos geben.“

Anianos und Panodoros haben sich also bei Strobel selbständig gemacht, obwohl beide nur durch *Georgios Synkellos* bekannt sind. Es ist schon verblüffend zu sehen, wie leicht selbst ein kritischer Forscher wie Strobel noch auf Synkellos hereinfällt und sich bei einer naiven Spekulation wie in der eben zitierten Fußnote erwischen lässt. Hier ist natürlich der Druck der Tradition schuld. Synkellos starb nach 810 (trad.) und schrieb bekanntlich jenes Geschichtswerk, das dann von seinem Freund *Theophanes Confessor* fortgesetzt wurde. Aus Sicht der FZT gehört er wie Theophanes und Dionysius Exiguus dem nachphantomzeitlichen Konstantin-Komplex an.

An anderer Stelle heißt es in einem Abschnitt, in dem es um die byzantinische Weltchronologie geht [ebd., 405]:

„In diesem Zusammenhang sei auch erwähnt, daß die Einrichtung der 532jährigen Osterperiode zu mancherlei Modifikationen der weltchronologischen Jahrrechnung im Rahmen entsprechender Ären führte, die bald in ihrer je eigentümlichen Ausprägung von großer Bedeutung wurden. Die Anfänge der alexandrinischen Ära liegen bei Panodorus um 400 n. Chr. (Epoche: 29. August 5493 v. Chr.) und bei Anianos um 410 n. Chr. (Epoche: 25. März 5492 v. Chr.). Spätere Vertreter sind beispielsweise Georgios Synkellos (um 800 n. Chr.) und Theophanes (gest. um 817 n. Chr.). Die byzantinische Ära weist die Epoche 1. September 5509 v. Chr. auf (ähnlich die Epoche des Chronicon Paschale: 21 März 5509 v. Chr.). Sie verbreitete sich im 7. und 8. Jahrhundert im Orient und war überhaupt für die gesamte Zeit des byzantinischen Reiches bedeutungsvoll (s. z. B. die Ekloge Historion 11./12. Jahrhundert n. Chr.).“

Diese byzantinischen weltchronologischen Entwürfe folgen offenbar allesamt komputistischen Vorgaben. Ausdrücklich erwähnt Strobel auch *Theophanes*. Die These des Artikels, dass den Schriften des Theophanes Confessor / Continuatus mit eingefügter erfundener Geschichte ein komputistisches Interesse zugrunde lag, erscheint also als insgesamt schlüssig und gut begründet.

Literatur

- Abbas, Ihsan u. a. (Hg., ab 1971): *The History of at-Tabari. An Annotated Translation*. 38 Bände; New York
- Beaufort, Jan (2001): Die Fälschung des Almagest. Versuch einer Ehrenrettung des Claudius Ptolemäus; in: *Zeitensprünge* 13 (4) 590-615 und 14 (1) 32-48
- (2003): Die Fälschung des Almagest und ihre Verdrängung durch Franz Krojer; in: *Zeitensprünge* 15 (3) 508-515
- (2004): Richtigstellung zu Lukas; in: *Zeitensprünge* 16 (2) 432-435
- (2006): *30 Fragen zur Fantomzeittheorie*. http://www.fantomzeit.de/?page_id=61
- (2007a): Filocalus im LexMA; in: *Zeitensprünge* 19 (1) 152-155
- (2007b): *Hippolyt und die Hekkaidekaëteris*. <http://www.fantomzeit.de/?p=141>
- Beaufort, Jan / Voigt, Ulrich (2007): *Kommentare zu Heribert Illig, „297 Jahre – zur Länge der Phantomzeit“*. <http://www.fantomzeit.de/?p=85>
- Birken, Andreas (2005): Das porphyryne Fundament der Mittelalterthese; in: *Zeitensprünge* 17 (2) 465-471
- (2006): Phantomzeit und Osterrechnung; in: *Zeitensprünge* 18 (3) 748-764
- Borst, Arno (1990): *Computus. Zeit und Zahl in der Geschichte Europas*; Berlin Brockhaus = http://www.brockhaus.de/aktuell/thema.php?t_id=118
- Detering, Hermann (2007): <http://www.hermann-detering.de>
- Frank, Werner (2005): 21. März – Datum der Frühlingstagundnachtgleiche zu Zeiten Caesars, des 1. Nicaea-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582; in: *Zeitensprünge* 17 (1) 4-14
- (2006): Stellungnahme zu Ulrich Voigt; in: *Zeitensprünge* 18 (1) 187-188
- Friedrich, Volker (2006): Zur Zeitstellung Karls des Großen; in: *Zeitensprünge* 18

- (2) 417-434
- Ideler, Ludwig (1825/26): *Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie*. 2 Bände; Berlin
- Illig, Heribert (1991a): Die christliche Zeitrechnung ist zu lang; in: *ZS* 3 (1) 4-20
- (1991b): Fälschung im Namen Konstantins; in: *ZS* 3 (2) 50-66
 - (1996): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; Düsseldorf
 - (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München
 - (2005): Antwort auf Ulrich Voigt; in: *Zeitensprünge* 17 (2) 472-481
 - (2006): 297 Jahre – zur Länge der Phantomzeit; in: *Zeitensprünge* 18 (3) 765-776
<http://www.fantomzeit.de/?p=85>
 - (2007): Karolingische Komputistik? Zu Beda und Borst, Bischoff, Theophanes und Isidor; in: *Zeitensprünge* 19 (1) 156-184. Der Artikel wurde aufgenommen in: *Arno Borst, 8.5.1925 - 24.4.2007*. <http://www.fantomzeit.de/?p=136>
know = <http://komputistik.know-library.net/>
- Kunitzsch, Paul (1974): *Der Almagest. Die Syntaxis Mathematica des Claudius Ptolemäus in arabisch-lateinischer Überlieferung*; Wiesbaden
- Lewin, Karl-Heinz (2005): Komputistik contra Phantomzeitthese. Führt der Computus Paschalis die Phantomzeitthese ad absurdum? in: *ZS* 17 (2) 455-464
- Lexikon des Mittelalters*. 10 Bände (1977-1999); München · Zürich
- Mango, Cyril / Scott, Roger (Ed., 1997): *The Chronicle of Theophanes Confessor: Byzantine and Near Eastern History AD 284-813*; Oxford
- Runciman, Steven (1983): *Byzanz. Von der Gründung bis zum Fall Konstantinopels*. Kindlers Kulturgeschichte Europas Bd. 8; München
- Strobel, August (1977): *Ursprung und Geschichte des frühchristlichen Osterkalenders*; Berlin
- Voigt, Ulrich (2000): Zeitensprünge und Kalenderrechnung; in: *ZS* 12 (2) 296-309
- (2005a): Über die christliche Jahreszählung; in: *Zeitensprünge* 17 (2) 420-454
 - (2005b): Über die christliche Jahreszählung. Anmerkungen und Ergänzungen; in: *Zeitensprünge* 17 (3) 732-736
 - (2006): L = 0; in: *Zeitensprünge* 18 (3) 741-747
- Weissgerber, Klaus (2000): Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I); in: *Zeitensprünge* 12 (3) 419-448
- (2003): *Ungarns wirkliche Frühgeschichte. Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken*; Gräfenleng
- Wikipedia (2007): Artikel *Reiner Protsch* vom 3. April 2007 um 11:22 Uhr.
http://de.wikipedia.org/wiki/Reiner_Protsch
- Zeller, Manfred (1993a): Das Kalifat der Omajjaden; in: *Zeitensprünge* 5 (3) 69-86
- (1993b): Der Iran in frühmittelalterlicher Zeit (bis zum 10. Jh.); in: *Zeitensprünge* 5 (3) 87-110

jan.beaufort@mail.uni-wuerzburg.de

Zoltán Hunnivári: *The Hungarian Calendar* Eine Rezension Andreas Otte

Das hier vorgestellte Buch [Hunnivári 2004] ist bereits 2002 in ungarischer Sprache erschienen; 2004 erschien eine zweisprachige, englisch/ungarische Ausgabe. Ein weiteres Buch des Autors erschien 2006 mit dem Titel Forradalom a Kronológiában, auf welches bereits Heribert Illig „außer Konkurrenz“ verwies [Illig 2006b, 765]. Leider liegt es bisher nur in ungarischer Sprache vor, so dass es hier mangels Sprachkenntnissen nicht berücksichtigt werden konnte. Aber auch das Werk von 2004 ist bereits sehr ergiebig. Das Thema sind Kalender und deren Reformen, wobei auch der vorjulianische Kalender der Römer berücksichtigt wird, im besonderen das bekannte Problem mit den 10 ausgelassenen Tagen der Gregorianischen Reform.

Einleitung

Der Untertitel des hier besprochenen Werkes trägt den Titel *200 years, which will shake the world*, gemeint sind natürlich ca. 200 Jahre, genauer gesagt 198, die auf der Zeitachse eingefügt wurden. Als erstes fällt im Buch das Fehlen von Fußnoten und Verweisen auf. Das ist erklärte Absicht des Autors; es mag die Lesbarkeit erhöhen, aber es mindert den wissenschaftlichen Wert des Buches. Und ohne Abbildungsverzeichnis, ohne Literaturverzeichnis und ohne Register ist der Inhalt des Buches nicht einfach nutz- und nachprüfbar. Dafür sind die graphischen Darstellungen der Kalendersituationen sehr gut gestaltet und gut verstehbar.

Die Argumentation im Buch ist rein mathematisch/astronomisch. Eine Änderung der Erdbahn innerhalb des betrachteten Zeitraumes, ein „Großer Ruck“ wird nicht vorausgesetzt oder einkalkuliert.

Die Jahresangaben in diesem Beitrag erfolgen in CE, d.h. „Common Era“ bzw. BCE für „Before Common Era“ unter Verwendung eines Jahres 0. Mit „Common Era“ ist unsere heute übliche Zeitrechnung gemeint.

Am Ende des Buches wird eine vorläufige „Chronologie der Weltgeschichte“ gebracht, die bis 693 CE reicht und dann fürs Erste abbricht. Aus anderer Quelle [Hunnivári 2007] ergibt sich eine postulierte Lücke von 880-1080 CE. Das Fehlen archäologischer und historischer Argumente zur Untermauerung dieser These ist bedenklich.

Die Grundlagen und Auswirkungen der Kalenderreformen

Die Gregorianische Kalenderreform

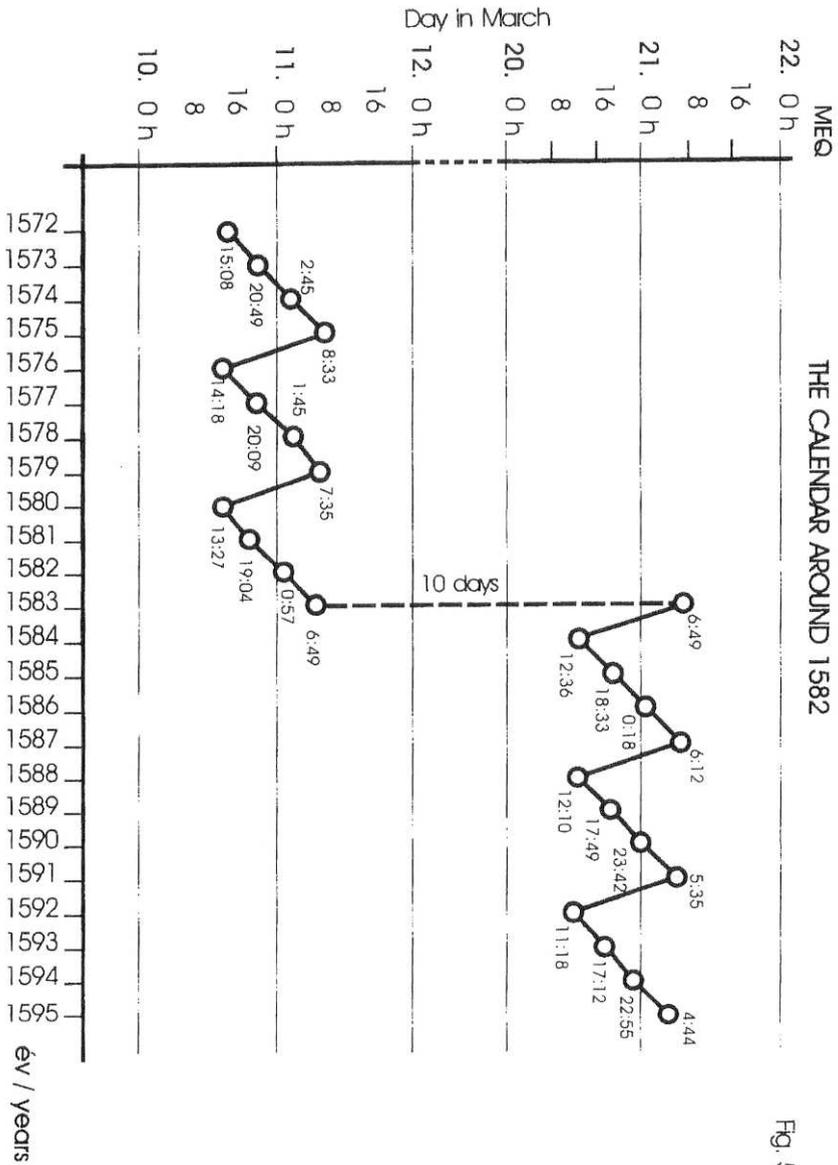
Die Gregorianische Kalenderreform setzte an zwei wohl bekannten Stellen an: Sie verschob erstens den Frühlingspunkt der Tag- und Nachtgleiche auf den 20./21. März durch die Auslassung von 10 Tagen (Abb. 1) und änderte zweitens die Schaltregel des Julianischen Kalenders (1 Schaltjahr alle 4 Jahre) für die Zukunft so ab, dass die glatt durch 100 teilbaren Jahre kein Schaltjahr sind, es sei denn das Jahr ist glatt durch 400 teilbar. Damit sollte ein erneutes Wandern des Frühlingspunktes verhindert werden.

Das tropische Jahr hat im Mittel eine Länge von 365 Tagen, 5 Stunden, 49 Minuten, allerdings schwankt die Länge des tropischen Jahres selbst durch die so genannte Präzession. Das Julianische Kalenderjahr hat 365 Tage und 6 Stunden. Diese ≈ 11 Minuten Differenz summieren sich nach einer gewissen Anzahl von Jahren zu einem Tag. Die Präzession bewirkt nun aber unterschiedliche Jahresanzahlen für einen Tag Differenz im Kalender. Im Mittel ergeben sich bei Hunnivári für den Zeitraum der 1.500 Jahre vor dem Jahr 1582 genau 129,77 Jahre. Illig [1999, 38] sieht hier nur 128,2 Jahre.

10 Tage Korrektur im Kalender sind daher gut für $10 \times 129,77 \approx 1.298$ Jahre. Zurückgerechnet landet man im Jahre 284 CE. Hunnivári rechnet auch für $11 \times 129,77 \approx 1427$ Jahre und landet dann im Jahre 155 CE. Dieser Wert liegt sehr nahe an Hunniváris Zielpunkt, aber begründen kann er die Rechnung mit 11 Tagen bei 10 Tagen Korrektur an dieser Stelle nicht wirklich.

Die astronomische Rückrechnung ergibt für das Konzil von Nicäa als Datum der Frühlingsäquinoktie in Rahmen der traditionellen Chronologie einen vollständig dominanten 20. März und für Cäsars Zeit den 23. März. Das überlieferte Datum des 25. März (u. a. Plinius) für die Äquinoktie zu Cäsars Zeiten kann astronomisch nicht stimmen; selbst der gelegentlich erwähnte 24. März steht außer Frage, es sei denn man würde Cäsar weitere 130 oder 260 Jahre in die Vergangenheit schieben. Eine Fälschung des Mittelalters? Hunnivári hält das für sehr wahrscheinlich. Bei Illig [2006a, 199] findet sich jedoch ein anderer Hinweis: Das überlieferte Äquinoktien-Datum ist kein astronomisches, sonder ein mnemotechnisches. Auch der Rückbezug auf das Konzil von Nicäa in der Bulle von Gregor XIII. und damit die implizierte Frühlingsäquinoktie 21. März zu dieser Zeit (traditionell 325 CE) bei tatsächlichem astronomischem 20. März erweist sich damit als eine Art Täuschungsversuch ohne jeden Realitätsbezug und genügt daher keinesfalls als Argument für die Auslassung von nur 10 Tagen zur Herstellung der korrekten astronomischen Situation.

AZ 1582-ES ÉV KÖRNYEZETE
THE CALENDAR AROUND 1582



Man kann es für Hunnivári drehen und wenden wie man will: Weder stimmt astronomisch der 21. März für Nicäa, noch der 25. März für Cäsar. Hier zeigt sich eine Anomalie, die einer Erklärung bedarf. Hunnivári illustriert die vielen vergeblichen Erklärungsversuche der traditionellen Wissenschaften in einem amüsanten Kapitel über das Durcheinander um das Konzil von Nicäa.

Eine endgültige Lösung dieses Problems, dieser Anomalie, kann nur über die Bestimmung des Datums der Frühlingsäquinoktie im Jahr 1 des Julianischen Kalenders erfolgen. Das hat schon Illig erkannt und immer wieder thematisiert, zuletzt in [2006a]. Es gibt aber bisher keine Quelle, die uns eine astronomische Messung der Äquinoktien aus dieser Zeit zuverlässig übermittelt. So sind nur indirekte Schlüsse möglich.

Der alte Römische Kalender

Hunnivári geht das Datum der Frühlingsäquinoktie im Jahr 1 des Julianischen Kalenders über den alten römischen Kalender an, der direkt vor der Julianischen Kalenderreform verwendet wurde. Diesem Thema ist der größte Teil des Buches gewidmet. Im allgemein wird für diesen Kalender nach Mommsen im Mittel eine Jahreslänge von 366,25 Tagen angenommen [Pickel 191], Hunnivári nennt diese Konstruktion jedoch „Mommsens römischen Kalender“, ein Konstrukt des 19. Jh.

Hunnivári orientiert sich stattdessen an erhalten gebliebenen Kalendertafeln (Abb. 2, genaue Quellen fehlen leider), nicht daran, was viel spätere Generationen über diesen Kalender geschrieben haben. Die Tafeln zeigen ein Jahr mit 12 Monaten und 355 Tagen und einem Zwischenmonat von 27 Tagen. Monatsbeginn war immer der Neumond und auch der Jahresbeginn wurde daran ausgerichtet. Hunnivári gelingt es, die Buchstabenfolgen der Kalendertafel mit seiner Konstruktion korrekt aufzulösen.

8 Jahre zu 355 Tagen und 3 Zwischenmonate zu 27 Tagen ergeben 2921 Tage gegenüber 2921,76 astronomischen Tagen. Das ist ein professioneller lunisolärer Kalender, der Zeit und ihren Möglichkeiten angemessen. Alle 8 Jahre mussten 2 oder 3 Tage ausgelassen werden, um das Sonnenjahr an den Lauf des Mondes anzupassen. Der Pontifex hatte diese Aufgabe zu erledigen.

Titus Livius gilt als die beste Quelle für frühromische Geschichte. Seine Angaben über Sonnenfinsternisse an bestimmten Kalendertagen haben zu dem Glauben geführt, der alte römische Kalender wäre vollständig aus dem Ruder gelaufen. Das basiert jedoch nach Hunnivári auf den von der traditionellen Chronologie gewählten Jahren für die von Livius beschriebenen Sonnenfinsternisse (rückgerechnet am 14. 3. 190 BCE, bei Livius [XXXVII 4.4] am

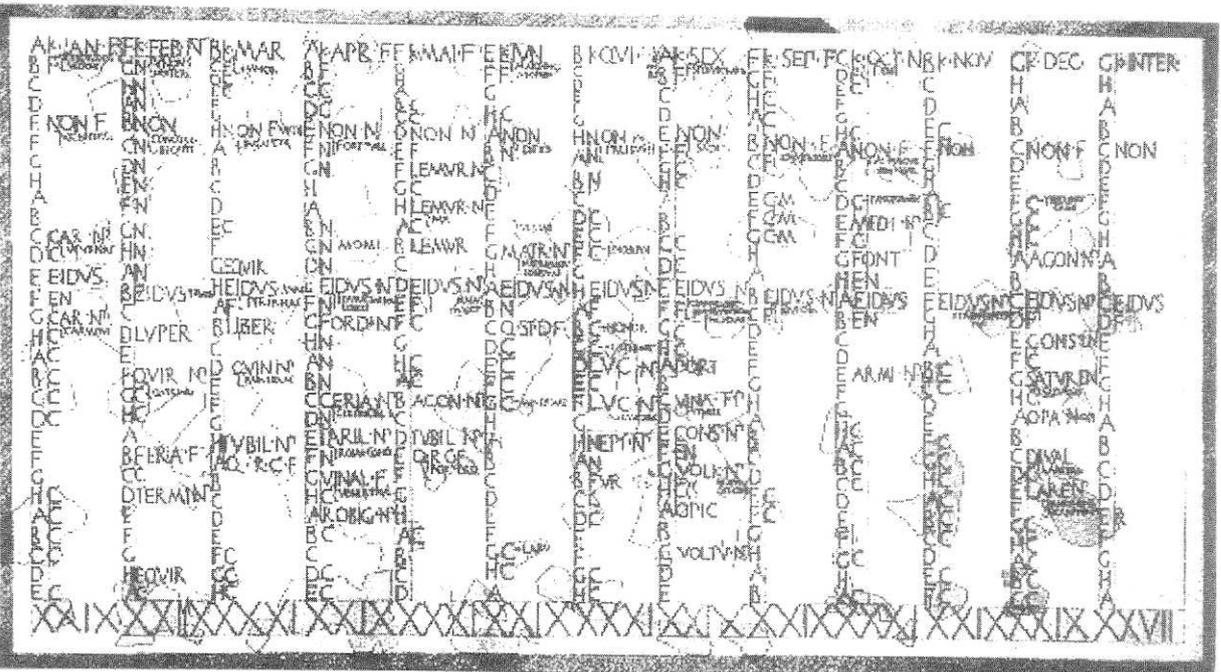


Abb. 2: Rekonstruktion eines Kalendertafel [Hunnvári 2004, 110]

11. 7., sowie die zweite rückgerechnet am 17. 7. 188 BCE, bei Livius [XXXVIII. 36.4] im Winter). Andere Jahre sind deutlich besser geeignet. Hunnivári findet für die erste Finsternis das Jahr 19 CE mit dem 21. 6. als dem Datum der Sonnenfinsternis. Unter Berücksichtigung des Zwischenmonats des nächsten Jahres passt das Datum sehr gut, und der Kalender ist tatsächlich synchron mit der astronomischen Realität. Hier berechnet Hunnivári sogar die Position im 8-Jahres-Zyklus des Kalenders basierend auf der ermittelten Differenz. Im zweiten Fall findet er den 3. 12. 20 CE, in bester Übereinstimmung mit den jahreszeitlichen Angaben des Livius, was man von den Angaben der traditionellen Chronologie nicht sagen kann. Es ergibt sich eine Differenz von ≈ 209 Jahren bei den zugeordneten Finsternissen.

Nach Hunnivári ist der alte römische Kalender in perfekter Synchronisation mit den Jahreszeiten und den astronomischen Eckpunkten im Rahmen der Arbeitsweise des Kalenders. Es ist eigentlich auch nicht vorstellbar, dass ein so gut organisiertes Staatswesen wie das römische einen solchen Kalenderwahnsinn zugelassen hätte, wie er uns durch die Zuordnungen der traditionellen Chronologie suggeriert wird.

Man darf bei all dem natürlich nicht vergessen, dass die chronologischen Angaben von Livius recht ungenau sind [Albrecht 1995] und gerade die frühromische Geschichte möglicherweise viel Luft enthält [Illig 1995]. Verschiebungen um ein paar Jahre sind jederzeit denkbar, einzig diese Sonnenfinsternisse bieten halbwegs brauchbare Anhaltspunkte.

Der Julianische Kalender

Knapp vor der Julianischen Kalenderreform ergibt sich nach Hunnivári eine Abweichung von einem Monat – bedingt durch die fehlende Einfügung eines Zwischenmonats. Das ist der einzige Fehler im alten römischen Kalender, den Hunnivári gelten lässt. Die Korrektur wurde durch 2 Zwischenmonate ($2 \times 27 = 54$ Tage) im letzten Jahr eines 8-jährigen Zyklus erreicht, Hunnivári identifiziert dieses letzte Jahr mit dem Jahr 153 CE, es ist Mommsens „annus confusionis ultimus“. Das folgende Jahr (also 154 CE, nicht wie üblich 44 BCE) ist das 1. Jahr des neuen julianischen Kalenders. Dieses neue Jahr hat 365,25 Tage, der Mond spielt nur noch eine untergeordnete Rolle. Dieses Jahr 154 CE hat einen Neumond am 2. Januar und eine Frühlingsäquinoktie am 21. März. Der Neumond ist eine wichtige, traditionelle Brücke zum alten Mondkalender. Und dieses Jahr liegt in der Nähe des durch die neuen Sonnenfinsterniszuordnungen vorgegebenen Rahmens von ≈ 210 Jahren Differenz.

Hier wurde also nun die Brücke mit Hilfe einiger Annahmen geschlagen. Die Zuordnungen der Sonnenfinsternisse geben den ungefähren Rahmen vor, der Neumond zu Jahresbeginn fixiert das Jahr 1 des neuen Kalenders genau.

Die Frühlingsäquinoktie im Jahr 1 des Julianischen Kalenders

Hunnivári bringt neben der zeitlichen Einordnung über den alten römischen Kalender hinaus nur die Indizien für ein Frühlingsäquinoktium am 21. März zu Cäsars Zeiten, die wir auch schon von Frank [2002; 2005] und Illig [z.B. 1999] kennen; sie brauchen hier deshalb nicht wiederholt zu werden.

Der 21. März als Frühlingsäquinoktie ist astronomisch möglich ab 96 CE bis zum Jahr 319 CE. In den ersten ≈ 30 Jahren dieses Zeitraumes ist es in einem von 4 Jahren der 21., in den nächsten ≈ 30 Jahren alterniert die Äquinoktie gleichmäßig zwischen dem 22. und dem 21. März. Es beginnt ein Bereich mit dominantem 21. März ab 152 CE, zunächst für 36 Jahre mit 3 von 4 Jahren, dann für 36 Jahre jedes Jahr (188 CE – 223 CE), dann wieder nur für 3 von 4 Jahren bis 255 CE, usw.

Das Jahr 154 CE (das Jahr 1 des Julianischen Kalenders bei einer Phantomzeit von 198 Jahren) führt uns also nach dieser Rechnung an den Beginn des dominanten Bereiches, in dem die Frühlingsäquinoktie an 3 von 4 Jahren auf dem 21. März lag. Ähnlich gut, nämlich am Ende des dominanten Bereiches, liegt allerdings auch das Jahr 253 CE, welches sich bei einer Phantomzeit von 297 Jahren ergeben würde.

Hunnivári argumentiert weiter mit den Aktivitäten des Augustus zur Korrektur der angeblich falsch angewendeten Julianischen Schaltregel. Neuerdings [Hunnivári 2007] jedoch scheint er davon auszugehen, dass diese Korrektur nie stattgefunden hat, sondern eine spätere Erfindung ist, die Julianische Schaltregel also immer korrekt angewendet wurde.

Zusätzlich kann er in diesem Dokument [ebd.] eine Sonnenfinsternis vorlegen, die wenige Tage vor dem Tod des Augustus stattgefunden haben soll, aber von der traditionellen Chronologie in das Reich der Fabel abgeschoben musste, da sich nichts Passendes finden ließ.

Vorläufige Endbetrachtung

Hunniváris Darstellung des alten römischen Kalenders überzeugt. Die Gesamtdarstellung der Thematik ist in sich schlüssig und widerspruchsfrei, aber leider ohne wirklich entscheidenden Ansatzpunkt, denn nach wie vor ist die Annahme des 21. März als Frühlingsäquinoktie der entscheidende Dreh- und Angelpunkt dieser Argumentationskette – da helfen letztlich auch nicht die gelungenen Untersuchungen über den alten römischen Kalender.

Es fehlt, wie auch bei Illig, der letztendliche Beweis für den 21. März als Frühlingsäquinoktie zu Cäsars Zeiten, nachdem bereits alle Indizien in diese Richtung weisen. Immerhin konnte im Buch deutlicher als sonst gezeigt werden, dass die typischen Argumentationen der Vertreter der traditionellen

Chronologie für einen 25. März bei Cäsar oder einen 21. März bei Nicäa überhaupt nicht greifen.

Die Sonnenfinsterniszuordnungen sind ein starkes Argument für Hunnivaris Phantomzeit von 198 Jahren, aber zumindest für die Sonnenfinsternis von traditionell 190 BCE finden sich geeignete Kandidaten mit dem 3. 8. 110 CE oder dem 1. 6. 113 CE [Illig 2006a] auch im Bereich einer Korrektur von 297 Jahren. Für die zweite Finsternis von 188 CE findet sich allerdings auf den ersten Blick nichts Passendes, weitere Untersuchungen müssen hier folgen.

Auf den wichtigen archäologischen, bau- und kunsthistorischen Feldern herrscht bei Hunnivári dagegen bisher Fehlanzeige.

Weitere Literatur

- Albrecht, Gisela (1995): Livius und die frühe römische Republik; in *ZS* 7 (3) 222-246
- Frank, Werner (2002): Welche Gründe gab es für die Autoren der Gregorianischen Kalenderreform 1582, die Frühlings-Tagundnachtgleiche auf den 21. März zurück-zuholen?; in *ZS* 14 (4) 646-655
- (2005): 21. März – Datum der Frühlings-tagundnachtgleiche zu Zeiten Caesars, des 1. Nicaea-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582; in *ZS* 17 (1) 4-14
- Hunnivári, Zoltan (2004): *The Hungarian Calendar*; Budapest
- (2006): *Forradalom a kronológiában. 200 éves idősúzás*; Budapest
 - (2007): <http://www.hungariancalendar.com/de.html>
- Illig, Heribert (1991): Die christliche Zeitrechnung ist zu lang; in *ZS* 3 (1) 4-20
- (1993): Kalender und Astronomie. Marginalien zu antiker und mittelalterlicher Chronologie; in *ZS* 5 (3/4) 46-68
 - (1995): Rom bis Athen – was bleibt bestehen? Zeitkürzungen vor der Zeitenwende. Eine Skizze; in *ZS* 7 (3) 269-287
 - (1997): Sonnenwenden – Äquinoktien. Ein weiteres Kapitel 'Kalenderrechnung'; in *ZS* 9 (3) 344-357
 - (1999): Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Mittelalter erfunden wurden; München
 - (2003): Das Scheitern der Archäoastronomie. I. Rückweisung der bislang gewichtigsten Kritik an der Phantomzeitthese; in *ZS* 15 (3) 478-507
 - (2006a): Aufhellungen um Caesars Frühlingspunkt. Das republikanische Rom ohne fixe Chronologie; in *ZS* 18 (1) 199-207
 - (2006b): 297 Jahre – zur Länge der Phantomzeit; in *ZS* 18 (3) 765-776
- Pickel, Hajo (2006): Karl der Große und das Gregorianische Kalenderproblem; in *ZS* 18 (1) 189-198 [Korrektur von Lewin 2007 (2) 528 f. berücksichtigen!]

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

St. Pantaleon – vier Rekorde fürs Guinness

Sven Schütte als karolingischer Lückenbüßer

Eine Kritik durch Heribert Illig

VORSPIEL

St. Pantaleon gehört zu den 29 romanischen Kirchen Kölns, die von dem zuständigen Förderverein betreut werden. Sie bekam nun ein eigenes Buch aus der Reihe *Colonia romanica* zugeeignet, dem wir uns im Weiteren zuwenden wollen. Das zugehörige Klostergebäude wurde von der Forschergruppe nicht behandelt, aber Fried Mühlberg bemerkt als einstiger Kölner Stadtkonservator in seinem Eröffnungsbeitrag:

„Überkommen ist eine sechsachsige Bogenstellung aus vier Kalksteinsäulen mit attischen Basen und Pilzkapitellen aus Tuffstein und zwei angeschnittenen Pfeilern auf einer Brüstung sowie von einem Mittelpfeiler zwischen engen Durchlässen. Die Arkatur gibt einen Abschnitt der Westwand des östlichen Kreuzgangflügels wieder mit zweifachem Durchgang in den Kreuzganghof. Ein Relikt aus dem mittleren 10. Jahrhundert, bietet sie [sic] **das älteste repräsentative Zeugnis abendländischer Klosterarchitektur**“ [Mühlberg 15; Hvhg. H.I.].

Die Klostergründung, übrigens die erste in Köln und somit „merkwürdig spät“ aus Sicht von Mühlberg [13], fand 964 unter Erzbischof Bruno statt, der schon eineinhalb Jahre später starb (953–965). In seinem Testament hat er für die Vollendung der Klostergebäude noch einen Geldbetrag angesetzt; sie waren also keineswegs fertig gestellt. Die Fertigstellung von Kirche und Kloster bleibt umstritten, aber immerhin ist klar geworden, dass wir mit gutem Gewissen dieses „älteste repräsentative Zeugnis abendländischen Klosterarchitektur“ nicht vor 964 ansetzen können.

Nun gibt es genaue Zahlen darüber, wie viele Klosterbauten des Frankenreiches in alten Schriftstücken benannt worden sind:

Zwischen 476 und 855 exakt 1.254 Klöster, davon

zwischen 768 und 855 immerhin 417 Klöster [A. Mann lt. Illig 1996, 205, 208].

Da sind also in Mitteleuropa über eintausendzweihundert Klöster spurlos verschwunden, obwohl die vielfältige Klosterlandschaft bereits 802 eine reichsweite Festlegung auf die Benediktregel notwendig gemacht haben soll [Schieffer 97]. Und doch hätte nur eine winzige Anzahl spärliche Spuren hinterlassen – etwa zwei dem 8. Jh. zugeschriebene Kapitelle in der Tegernseer Klosterkirche, die nach 1040 eingemauert worden sein dürften [Illig/Anwander 289].

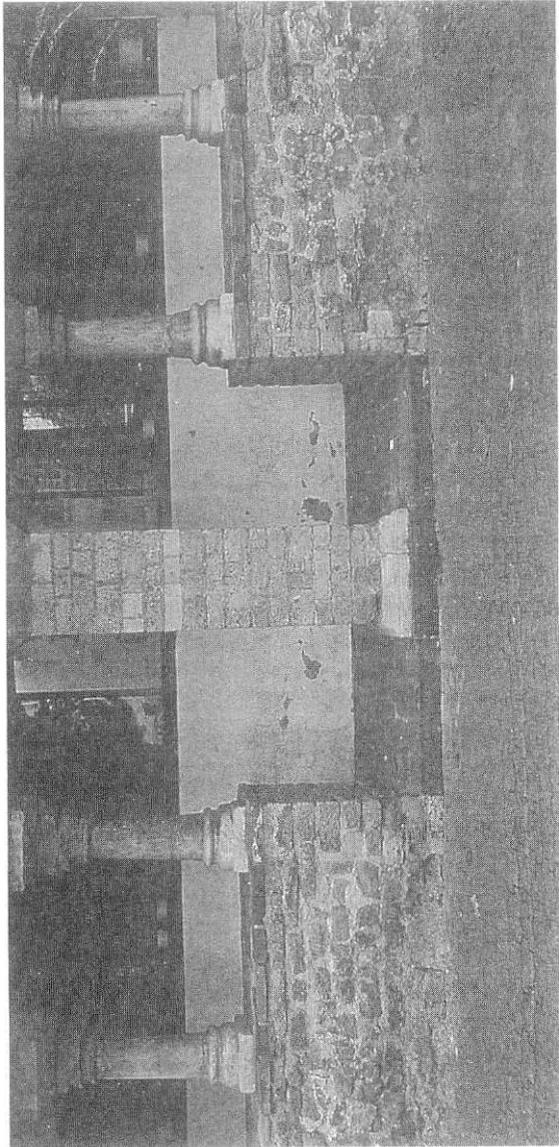


Abb. 1: Der ottonische Kreuzgang von St. Pantaleon als ältester repräsentativer Überrest abendländischen Klosterbaus, nach 960 [*Colonia Romanica* 113].

Aber erst deutlich nach dem berühmten Sieg über die Ungarn, 955, gibt es im deutsch werdenden Reich einen vorzeigbaren, einen repräsentativen Klosterrest !

Das ist die für Karl und Konsorten vernichtende Bestandsaufnahme der Architekturhistoriker. 1994 gab ich meinem Karlsbuch den Untertitel *Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit*. Damals ist das bis heute heftig bestrittene Dilemma ans Licht gezerrt worden; es wird sich weder dadurch beheben lassen, möglichst schnell Kunstwerke zu karolingisieren, noch dadurch, verstärkt die Richtigkeit schriftlicher Überlieferung, insbesondere der astronomischen Zeugnisse zu bestätigen, wie das nach Ulrich Voigt nun Ronald Starke im *Berliner Geschichtssalon* getan hat. Es wird sich kein Ausweg aus diesem Dilemma zeigen, wenn einmal mehr nur die Schriften beschworen, Bauten und Bodenfunde jedoch ignoriert und keine übergreifenden Lösungen gesucht werden.

ZWIESPALT

Seit Jahrzehnten wird darum gestritten, wann in Köln Bau VII des Doms und Bau I von St. Pantaleon errichtet worden sind: in karolingischer oder ottonischer Zeit!

Mittlerweile ist St. Pantaleon, das unter den Kölner Kirchen als Grablege von Kaiserin Theophanu herausragt, neuerlich geprüft worden: nicht mit weiteren Ausgrabungen, sondern mit Sichtung älterer Grabungen, Vermessung aller Steine und Studium der Unterlagen aller einschlägigen archäologischen Untersuchungen. Der Mühe unterzogen haben sich Marianne Gechter, Dorothea Hochkirchen und der uns gut bekannte Sven Schütte (s. *Abgesang*), die zusammen mit Studenten bis zu sechs Jahre Forschung aufgewendet haben [vgl. Ilig 2006, 159]. Die Ergebnisse sind bereits im November 2005 bei einem Kolloquium vorgestellt worden [ebd.]. Die Drucklegung der Beiträge dauerte jedoch nicht, wie angekündigt bis April 2006, sondern bis Mai 2007, so dass erst jetzt die Sichtungsergebnisse gewürdigt werden können.

Vorab hören wir zunächst eine überparteiliche Stimme, die von Dagmar v. Schönfeld de Reyes, 1999 in ihrer Dissertation [=SdR 179]:

„Aufgrund von Grabungen und Bauuntersuchungen [...] sind] nach jüngstem Forschungsstand verschiedene Bauperioden zu unterscheiden. In der Differenzierung der Bauphasen wird hier der überzeugenderen Darstellung [von H. Fußbroich 1980, 1983, 1984; ...] gefolgt und die weitgehend isoliert stehende Gegenauffassung des Ausgräbers [F. Mühlberg 1960, 1982, 1989, 1993; Ersatz von Literaturnummern durch Publikationsjahreszahlen durch H.I.] lediglich angemerkt. Der Forschungsstreit um die Datierung der verschiedenen Bauphasen hält an.“

Für die Westbau-Spezialistin waren folgende Kirchenbauphasen sichtbar:

- Von dem für 866 erwähnten Bau „nichts erhalten“ [SdR 179];
- Erste durch Befunde belegte Bauphase (Bau I) wird auf eine Kirchweih von 980 bezogen, ihre Anfänge bei 964 gesehen (s.o.);
- Bau II ebenfalls ottonisch, doch mangels Schriftnennung nicht genau datierbar; derzeit zwischen 984 und 1002 gesehen [SdR 181].

NEUERLICHE PARTEINAHME IM DATIERUNGSSTREIT

Im Hauptbeitrag des aktuell erschienenen Buches stellt Schütte [= S.] eine Bauphasenabfolge vor, die die bisherigen zwei Phasen mehr als vervierfacht. Er selbst verwendet dabei – vielleicht in Unkenntnis von Schönfelds Arbeit – unbeirrbar weiter den Begriff „Westwerk“:

Phase

- 0: **Römisch:** Römische Bebauung ab 1. Jh. [S. 83];
- 1: **Römisch:** „domus ecclesiae“. Bau ab ca. 250 [S. 89], Bestand circa 250 bis 350 [S. 89, 95];
- 2: **Römisch:** Ecclesia, ca. 370 [S. 92], „circa 250/60 bis mindestens Ende 7. Jahrhundert“ [S. 95]; recte: 350/60 !; tatsächlich bis ins 9. Jh. [lt. S. 99];
- 3: **Merowingisch:** Umbauten und Erweiterungen: Chor, Anbauten „um 700 bis in die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts“ [S. 95];
- 4: **Karolingisch:** Erster Westbau (A) und Kirchnerweiterung nach Westen; 9. Jh. [S. 97], dann auch Erneuerung der noch aus Phase 2 stammenden Schiffswände [S. 100]. Ornamentsteine 1. Hälfte des 9. Jh., als Spolien eingemauert im ottonischen Westbau [S. 99];
- 5: **Karolingisch:** Kirchnerweiterung im Westen ebenfalls 9. Jh., passend zu einer Urkundennennung für 866 [S. 105];
- 6: **Ottonisch:** Umbau und zweiter Westbau (B) „966“ begonnen (gemäß Quellen für Erzbischof Bruno) [S. 111];
- 7: **Ottonisch:** Umbau des Westbaus von B zu C noch im 10. Jh. [S. 115];
- 8: **Romanisch:** Baumaßnahmen bis Ende des 12. Jh. [S. 130];
- 9: **Romanisch:** 13. Jh. [S. 134].

RÖMISCHE VORSTUFEN (PHASEN 0 UND 1)

Bei der Vorstellung im November 2005 war für Schütte zentral:

„Der im Abendland einzigartige Nachweis lückenloser kirchlicher Nutzung eines Gebäudes glückte jetzt in sechsjähriger interdisziplinärer Forschung und verblüffte am Wochenende rund 50 Fachleute aus ganz Europa“ [*Kölnische Rundschau* vom 22.11.05; vgl. Illig 2006, 159].

Was ist hier Schütte gelungen? Nun, die Bestätigung der Meinung Fremersdorfs von 1950 bzw. 1956. Seit langem sind römische Fundamentreste unter St. Pantaleon bekannt. Fast ebenso lang ist gesehen worden, dass

„die heutige, stark von der vorgeschriebenen Ostung abweichende Orientierung (31°) der Kirche deckungsgleich mit dem Raster der römischen Bebauung ist. Da man jedoch die Baugeschichte der Kirche von der römischen Bebauung entkoppelte, wurde diesem Umstand nur geringe Bedeutung beigemessen. Ganz anders urteilte darüber der Archäologe Fritz Fremersdorf. Er äußerte als erster bereits sehr früh den Verdacht eines kontinuierlichen christlichen Kultes an dieser Stelle“ [S. 81].

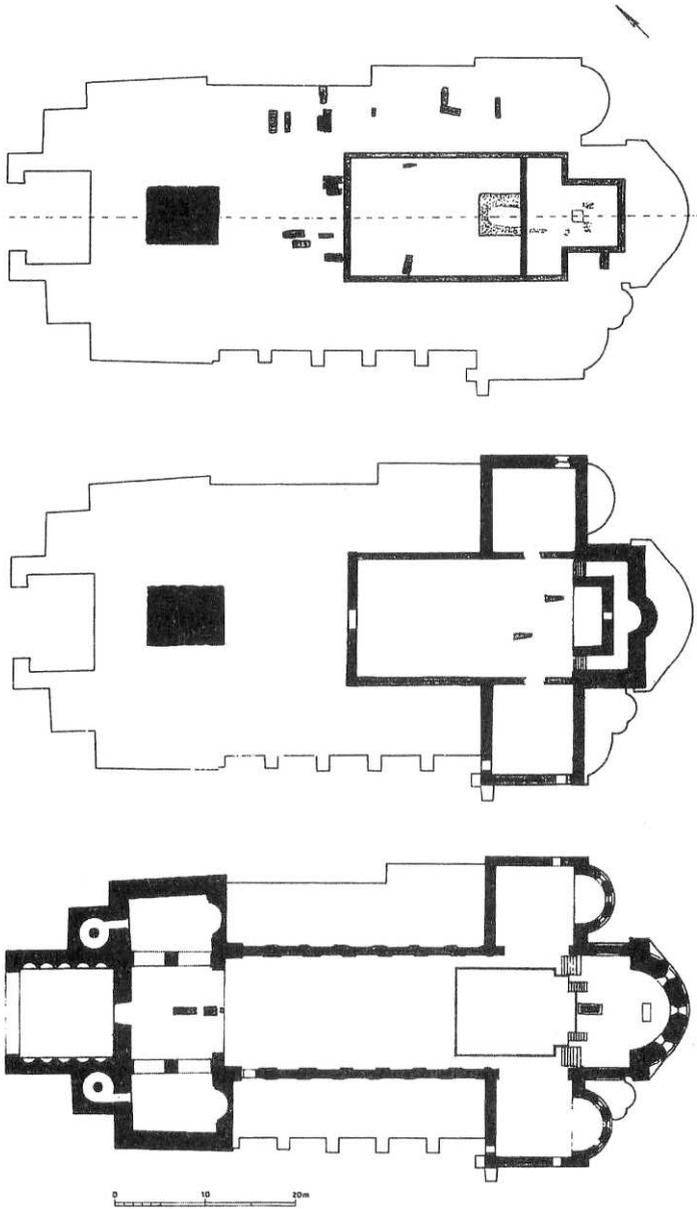
So wurde lang ignoriertes Sachverstand nach 50 Jahren doch noch in sein Recht gesetzt. Zwar sah ein Kenner wie Eugen Ewig den Sachverhalt 1954 ähnlich wie Fremersdorf [S. 82; Gechter 34 f.], doch Hugo Borger schüttete 1979 alte Einsicht so gut zu [S. 82], dass sie 1999 auch v. Schönfeld de Reyes nicht mehr bemerkt worden ist. Freilich ist die Nutzung eines Privathauses als „domus ecclesiae“ nicht direkt gelungen, sondern daraus abgeleitet worden, dass alle späteren Bauphasen die ‚verquere‘ Ostung beibehalten haben, so mehrfach Schütte [82, 86 f.]. Der Schluss auf eine kirchenähnliche Nutzung erscheint richtig, wird aber überdehnt, wenn man sie dem römischen Haus sofort ab Erbauung unterstellt, wie es Schütte [87] tut. Aber so gewinnt er bis zu 100 Jahre spätantiker Nutzung als Kirchengebäude hinzu und dazu gegen viele andere Kirchen den **ersten Guinnessbuchrekord**:

„im Abendland einzigartig[e] Nachweis lückenloser kirchlicher Nutzung“ [vgl. Illig 2006, 159].

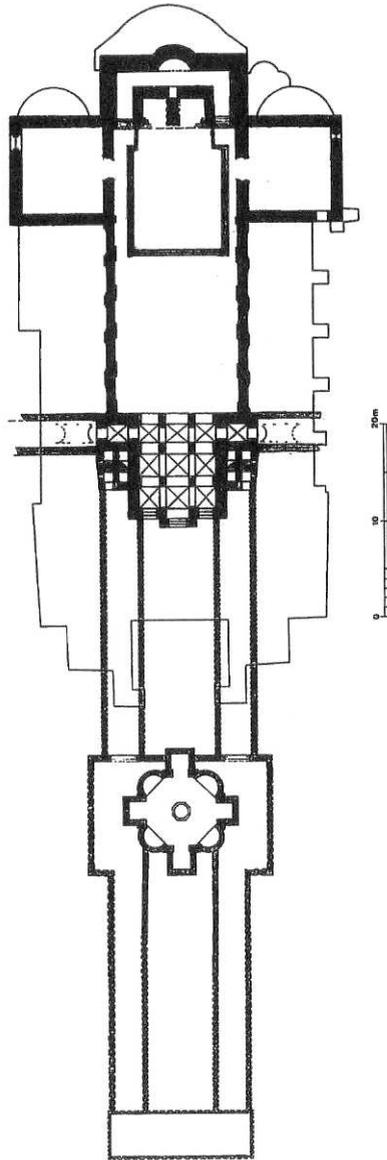
Kaum aber hat er die einstigen Meinungen von Fremersdorf oder Ewig wieder ins Recht gesetzt, übergeht er sie rücksichtslos, indem er eine nicht nachvollziehbare Trennung zwischen Bearbeitern, Ausgräbern und sonstigen Kunsthistorikern durchführt. Dadurch gewinnt Schütte [89] für sich eine weitere Priorität:

„Im Gegensatz zu allen bisherigen Bearbeitern sehe ich hier den Ausgangspunkt der Baugeschichte von St. Pantaleon, der prägend bis heute für die Architektur ist.“

Von wirklichem Interesse ist natürlich der Umstand, dass die starke Abweichung von der Ostrichtung vom römischen Straßenraster samt Bebauung herührt, dem doch gemeinhin eine strikte Ausrichtung nach den vier Himmelsrichtungen nachgesagt wird. Der bekannteste Fall einer derartigen römischen Abweichung bildet das Gelände unterm Aachener Dom, der im Gegensatz zur älteren römischen Bebauung um rund 40° gedreht und sauber geostet ist [vgl. Plan bei Illig 1996, 221]. Dies erschwert die ansonsten gegebene Denkmöglichkeit römischen Ursprungs für dieses Acht- und Sechzehneck zusätzlich.



St. Pantaleon: Bauphase 2, römisch, ca. 370 / Bauphase 3, merowingisch, zw. 700 und 750 / Bauphase 4+5 nächste Seite / Bauphase 6, ottonisch, ab 966 [Pläne S. Schütte, S. 91, 95, 109]



St. Pantaleon: Bauphase 4+5, karolingisch [Plan S. Schütte, S. 103]. Von den langen Mauern ist das meiste, vom westlichen Querbau alles Mutmaßung; beide Phasen haben dieselbe Zeitstellung.

Spätantike Kirche (Phase 2)

Ab ca. 360 entsteht dann eine recht große, 31 x 15 m messende Saalkirche mit Rechteckchor, „soweit der Bau zu erschließen ist“, hat er doch „nur schwache Spuren hinterlassen“ [S. 91]. Trotzdem kann man laut Schütte „hier erstmals, also spätestens im 3. Viertel des 4. Jahrhunderts, gesichert von einem Kirchenbau in diesem Sinn sprechen“ [S. 92]. Der Bau war auf jeden Fall gut aufgeführt, müssen doch Teile des Schiffs „noch in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts aufrecht gestanden haben“ [S. 93]. Ob dies nicht sogar bis in die zweite Hälfte des 10. Jh. gegolten hat, will unten geprüft werden.

MEROWINGISCH – KAROLINGISCH – OTTONISCH ? (PHASE 3 BIS 5)

Wir kommen nun in die seit mehr als 50 Jahren umstrittene Zeitzone: Ist St. Pantaleons Phase 4 karolingisch oder ottonisch. Westbauspezialistin v. Schönfeld hat noch 1999 [180] Bau I (Schüttes Phase 4) unmissverständlich als ottonisch eingestuft:

„Von einem 866 in den Schriftquellen erwähnten Bau, der vermutlich bischöfliche Eigenkirche war, nichts erhalten [...], Lokalisierung daher unmöglich. Eine erste, durch Befunde belegte Bauphase (=Bau I) wird auf eine quellenurkundlich überlieferte 980 geweihte Kirche bezogen“.

Sie bezweifelt also keineswegs die Urkunde von 866, findet aber wie Fußbroich kein Mauerwerk, das dem 9. Jh. zugerechnet werden könnte. Ganz anders Schütte, der gleich drei Bauphasen aus merowingischer und karolingischer Zeit vorweist. Er sieht (**Phase 3**) im frühen 8. Jh. einen Rechteckchor über einer Winkelgangkrypta entstehen, begleitet von zwei Annexen im Norden und Süden, woraus sich eine seltsam kurze Kirche ergibt. Beweis ist ihm ein zeitgenössischer Sarkophag mit merowingischen Scheibenfibeln, für den der vorhandene spätantike Estrich durchbrochen worden ist. Fußbroich hielt alle Bauteile für ottonisch – doch seine Einschätzung scheidet an diesem Befund [S. 95, 91].

Aus meiner Sicht muss nichts scheitern, da es einfach um mehr als nur zwei Bauphasen geht: Der fragliche Estrich (Plan-Nr. 901) ist keineswegs als Teil einer ottonischen Kirche zu sehen, sondern als Teil der spätantiken Kirche ab 360 (Fußbroichs Einschätzung stammt von 1983). Die Scheibenfibeln werden wie der Sarkophag „vermutlich“ der Zeit von 750 bis 800 zugeordnet, also der frühen Karolingerzeit [S. 96].

Doch eine karolingische Bestattung im linksrheinischen, längst christianisierten Köln dürfte keine derartigen Beigaben mehr enthalten. Ich sehe deshalb hier merowingische Bestattungen aus der Zeit vor 614, für die der spätantike Kirchenboden durchbrochen worden ist.

Zweites Argument von Schütte ist eine sehr schlecht erkennbare und ebenso schlecht dokumentierbare Winkelgangkrypta *als Vorgängerin* einer ottonischen Umgangskrypta [S. 94]. Fußbroich hat sie übergangen. Dafür zeigt v. Schönfeld de Reyes das ganze Pro und Contra der Diskussion um diese Winkelgangkrypta auf und kann sie ihrem ottonischen Bau zuordnen [SdR 180]. Obendrein konzediert selbst Schütte ein paar Seiten weiter, dass die alte Winkelgangkrypta erst in ottonischer Zeit zur Umgangskrypta umgebaut worden ist [S. 110], womit dieses sein zweites Argument entfällt.

Nachdem das antike Kirchenschiff für Schütte bis ins 9. Jh. hinein stand [S. 97], bleibt es für Phase 3 bei einem merowingischen Umbau im Chorbereich. Aus meiner Sicht bleibt dieser Umbau merowingisch, wenn auch vor 614, doch ihre Datierung durch Schütte ist ohnehin nicht jahrzehntgenau.

Der erste Westbau (Bau I / Phase 4)

Für eine umfangreiche Erweiterung werden dem spätantiken Kirchenschiff im Westen zwei Mauerzungen angebaut, an die sich der erste Westbau anschließt. In diesen Mauerverlängerungen sind Gerüsthölzer im Mauerwerk erhalten geblieben.

„Dies bot die Möglichkeit einer Datierung mit AMS (einer 14C-Analyse). Die beiden untersuchten Hölzer erbrachten eine Datierung ins 9. Jahrhundert. Leider ist diese Zeit eine Plateauphase innerhalb der 14C-Kurve, so dass erst die Auswertung aller Gerüsthölzbefunde eine präzisere Einordnung ermöglichen wird“ [S. 97].

In zugehörigen Fußnoten wird bedauert, dass die Datierungen innerhalb des 9. Jh. noch nicht präzisierbar seien, zumal auch ein „aussagekräftiges wiggle-matching“ noch nicht durchgeführt werden konnte. Deshalb behält Schütte [S. 101] die exakte naturwissenschaftliche Datierung „der zukünftigen monographischen Vorlage der Befunde“ vor – Aufschub auf eine sehr lange Bank, wenn wir uns daran erinnern, dass Schütte bereit vor 7 (sieben) Jahren die weiterhin ausstehende Monographie über den Aachener Thron versprochen hat, in der ebenfalls die naturwissenschaftliche Datierung ihren Nachweis finden sollte.

Wie dem auch sei: Schütte sieht Übereinstimmung bei C14, bei von ihm ungenannten Befunden, bei der Keramik und bei bautechnischen Merkmalen, die allesamt für das 9. Jh. sprechen, womit der Streit ottonisch (Fußbroich) oder karolingisch (Mühlberg) zugunsten der Karolinger entschieden sei [S. 97]. Wir lassen diesen Befund einen Moment so stehen, bevor Schütte selbst bei Phase 6 ein wichtiges Gegenargument liefern wird.

Dafür sei an das große Kolloquium von 1984 erinnert: Es ging um den Kölner Dombau VII. Günther Binding plädierte zunächst für die Zeit von

Erzbischof Bruno und damit für die Bauanfänge von St. Pantaleon I, das damals bereits auf 966–980 datiert wurde. Im Verlauf der Diskussion ließ sich Binding durch Urkundenhinweise von Rudolf Schieffer beeindrucken – der auch jetzt ein Kapitel für das Pantaleon-Buch beige-steuert hat – und akzeptierte eine vorbrunonische Bauzeit, die folglich vor 953 geendet hätte [Wolf 1996; vgl. Illig 2002, 147 f.]. Wenn Pantaleon I karolingisch wäre, müsste auch Dombau VII in die Zeit um 800 verbracht werden. Die Weichen dafür sind gestellt (s.u. sowie [H. 157])

Schütte braucht auch deshalb eine karolingische Kirche, weil er Aufstellungsplatz für seine „karolingischen“ Plastiken reklamiert [S. 98] – ein Scheinargument, wie sich unten zeigen wird. Zudem erhielt die karolingische Kirche in Schüttes Rekonstruktion ein von ihm sog. Westwerk, das dem von Corvey ausgesprochen nachempfunden ist, obwohl dieses doch noch später angesetzt wird als jenes. Das war einfach, da sich der Mittel-turm (samt zweier Treppentürme) ‘zwingend’ um ein Detail ergänzen ließ:

„Im Westen schloss sich *vermutlich* ein kleiner rechteckiger Vorbau in der Mitte der Fassade ähnlich wie in Corvey an. Die Modellrekonstruktion zeigt entsprechend karolingische Formen“, nicht mehr ottonische wie noch bei Arnold Wolff [S. 98; Hvhg. H.I.].

In den heute stehenden, unstrittig nachkarolingisch umgestalteten Westbau sind „karolingische“ Quader eingefügt, deren Ornamente ursprünglich zu einer friesartigen Dekoration gehört haben könnten. Schütte ‘türkt’ dafür eine Datierungsbestätigung:

„Die Ornamente selbst sind durch gute Parallelen in Italien und nördlich der Alpen, sowohl in Reliefs als auch auf Wandmalerei, recht gut in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts zu setzen.“ [S. 99]

„Gute Parallelen in Italien: s. *Il Futuro dei Langobardi. L’Italia e la costruzione dell’Europa di Carlo Magno*. Ausst. Kat. 2000, S. 264, Cat. 159 mit Abb.“ [zu S. 99 gehörige Fn. 13 auf S. 101].

Wir schlagen in diesem Ausstellungskatalog von Brescia nach, dessen – von Schütte falsch geschriebener – Titel wunderbar doppeldeutig ist: *Italien und die Konstruktion des Europa von Karl d. Gr.* und finden tatsächlich ein vergleichbares Ornament mit Rautenmuster, das der Kirche *Santa Maria a Gazzo Veronese* entstammt. Allerdings wird es gleich zweimal [Bertelli/Broggiolo 264, 268], auf „*metà dell’VIII secolo*“ datiert und in dieser Zeitposition zusätzlich durch zwei Vergleichsstücke gestützt – also auf ungefähr 750 und damit präzise 100 Jahre älter, als Schütte fälschlicherweise vorgibt, weil er es dringend im 9. Jh. braucht. Ein lachhaftes Argument, weil niemand besser als Schütte weiß, dass ‘sein’ Karl die Langobarden 774 so unterworfen hätte, dass danach keine langobardische Kunst mehr verzeichnet wird. Dieses Volk kann ihm beim besten Willen keinen Stein aus der Mitte des 9. Jh. liefern.

Wer vorgefundene Daten einfach manipuliert, schreckt auch vor anderen Widersprüchen nicht zurück. So befindet Schütte zu diesen Ornamentsteinen, dass sie „ohne jeden Zweifel dort sekundär angebracht worden“ sind [S. 99: Hvhg. H.I.], um dann in der zugehörigen Fußnote 10 mitzuteilen, dass sehr wohl Zweifel geäußert worden sind: „Brigitte Kaelble vertritt in diesem Band eine gegenteilige Meinung, die ich nicht teile“ [S. 101]. So einfach ist das: Wenn Schütte nicht zweifelt, dann gibt es überhaupt keinen Zweifel !

Kaelbles Meinung ist allerdings für Schütte schwer goutierbar, verweist sie doch die ornamentierten Quader jener Werkstatt zu, „deren Tätigkeit gegen Ende des 10. Jahrhunderts am Westwerk ihren Abschluss fand“ [Kaelble 208], zumal eines der Ornamente noch gar nicht abschließend bearbeitet worden ist [ebd.] ! So muss Schütte mit Einschätzungen leben, die er unbedingt bannen wollte: Die tatsächlich gut vergleichbaren Ornamentsteine werden um 750, um 850 wie auch um 980 eingeordnet, als langobardisch, karolingisch oder ottonisch! Auf solchen Scheinfüßchen ruht die Karolingisierung des ersten Westbaus von St. Pantaleon ...

Die Erweiterung der Kirche im Westen, Phase 5

Einer Phase 5 werden von Schütte Bauteile westlich des Westbaus zugeordnet. Sie ist allerdings nur eine Pseudophase, weil sie „nicht unbedingt chronologisch begründet ist“ [S. 102] und steht somit im Widerspruch zu allen anderen Phasen. Offensichtlich sollte die Merowinger-/Karolingerzeit gleich drei Phasen erhalten, um sie eindrucksvoller zu belegen. Insofern ist diese Phase 5 ein Teil von Schüttes Phase 4; es wird sich abzeichnen, dass zumindest Teile zu Phase 3 gehören.

Seit den 50er Jahren kennt man westlich des Westbaus einen Zentralbau, dessen Grundriss in Form eines Kreuzkonchenoktogons laut Mühlberg „spätantiken Baptisterien gleich“ [S. 103]. Gleichwohl ist der ungefähr 12 m in Länge und Breite messende Bau von Fußbroich als ottonisches Mausoleum für Erzbischof Bruno gesehen worden. Dem widerspricht Schütte [S. 105] zu Recht. Warum aber wäre dieser Bau wie die gesamte Pseudophase 5 karolingisch?

In ottonischer Zeit angelegte Gräber oberhalb seiner Fundamente schließen bereits Fußbroichs ottonischen Bau aus. In den entscheidenden Schichten wurde fast ausschließlich „karolingische“ Keramik gefunden: Waren mit Rollstempelverzierung „sowie frühe Badorfer Amphoren mit Bandauflagen machen dies genauso deutlich wie ein Glasfragment, das noch in merowingischer Tradition steht“ [S. 105].

Wir erinnern uns, dass Badorfer Keramik keineswegs automatisch für Karolingerzeit spricht, sondern nur dank entsprechender Fundgruppierung [Niemitz]. Und die zum Vergleich herangezogenen norditalienischen Baptiste-

rien aus Novara, Como und Lomello sind spätantik [S. 105], auf jeden Fall nicht karolingisch, wie Schütte extra in einer Fußnote klarstellt:

„Fried Mühlberg hingegen erkannte, dass sämtliche Parallelen des Bauwerks Baptisterien waren, die auch noch zeitlich früher anzusetzen waren“ [S. 108].

Lomello wird ins 7. Jh. datiert, Novara ins 5. Jh., Como ins 4./5. Jh., das vergleichbare Kreuzkonchenoktagon von Albenga ebenfalls ins 5. Jh., das ganz ähnlich geformte Baptisterium der Arianer zu Ravenna auf Ende 5./Anfang 6. Jh. – da liegt der Schluss nahe, dass in Köln ein Baptisterium des 6. oder gar des 5. Jh. gefunden worden sein könnte (dieser Schluss ist nicht aufregend, weil für Kölns Alten Dom gleichfalls ein Baptisterium des 6. Jh. nachgewiesen ist [wikipedia]). Nachdem St. Pantaleon ab 360 als Kirchenbau besteht und dann 340 Jahre lang – trotz rasch fortschreitender Christianisierung – ohne Ausbau oder Umbau geblieben sein soll, ließe sich mit Fug und Recht auf einen ergänzenden Merowingerbau schließen, zumal die Mauern zwischen Kirche und Baptisterium erhofft, nicht nachgewiesen sind (s.u.). Das dort gefundene Glasfragment in merowingischer Tradition (s.o.) kann diese Um-datierung nur stützen. So hätten wir hier eine dritte Möglichkeit: nach Fußbroichs und v. Schönfelds ottonischem Zentralbau aus der Zeit nach 965 [SdR 101] und Schüttes karolingischem Baptisterium aus dem 9. Jh. jetzt ein merowingisches Baptisterium vor 614!

Schüttes Pläne zeigen das Baptisterium eingebunden in vier lange Mauern, die er als Fundamente zweier Atrien östlich und westlich des Baptisteriums interpretiert, ganz im Westen mit einem Stirnbau abgeschlossen. So schön die Pläne sind, so zeigen ihre feinen Strichelungen, dass die Verbindungsmauern zwischen Westbau und Baptisterium reine Mutmaßung sind und dass westlich des Baptisteriums nur zwei kurze Mauern die Richtung weisen. Von dem vermuteten und bereits eingezeichneten Torbau fehlt noch jede Spur [S. 105, 108]. Gleichwohl konnte Schütte [S. 68 f.] der Versuchung nicht widerstehen, diesen über 60 m langen Trakt genauso einzufärben wie die nachgewiesenen Bauteile der Kirche und ihm damit voreilig Realität zu verleihen.

Trotz zweifelhafter Datierung und viel Phantasie auf Papier weiß Schütte über sein karolingisches St. Pantaleon zu berichten:

„Dieser Bau ist keineswegs bescheiden, sondern stellt ein bedeutendes Bauensemble der Karolingerzeit dar, das in Köln, soweit wir bisher wissen, nur vom Dom übertroffen wurde“ [S. 105 f.].

Die zugehörige, nach „Karolingerzeit“ gesetzte Fußnote 8 ist in seiner Formulierung höchst elegant und ähnlich einzuschätzen wie etwa der Begriff ‚Nullwachstum‘:

„Der archäologische Forschungsstand in Köln für die Karolingerzeit ist derzeit noch defizitär“ [S. 108].

Genau so ist es, trotz der Riesengrabung am Heumarkt, trotz der Ausgrabung am Quartermarkt und trotz der laufenden U-Bahn-Ausschachtungen in der Altstadt! „Noch defizitär“ – was für ein Euphemismus.

Ohne ein karolingisches St. Pantaleon wäre das frühmittelalterliche Köln geradezu hochdefizitär. Gleichwohl kommt es Schütte gar nicht in den Sinn, Kölns *dark age* im frühen Mittelalter bestätigen. Er sieht dagegen zwei kleinere *dark ages*: das erste in der Völkerwanderungszeit; der Begriff

„lässt sich sehr gut auch für die [knapp fünf; S. 107] Jahrzehnte nach dem Wikingereinfall 881 in Köln verwenden. Besonders irreguläre Bestattungen im Stadtgebiet und ausgedehnte Schichten von Humus deuten auf einen Bevölkerungsrückgang und sehr schwierige Zeiten hin“ [S. 108].

WESTBAU II (PHASE 6)

Weil die schriftlichen Quellen zwischen 866 und 955 für St. Pantaleon schweigen, ist glücklicherweise niemand auf die Idee gekommen, den zweiten Westbau auch noch den Karolingern zuzuschlagen. Er war erheblich breiter und tiefer als der frühere; außerdem wurde er 9,20 m weiter westlich errichtet. Deshalb musste er mit dem bisherigen, laut Schütte karolingischen, doch eigentlich spätantikem Langhaus verbunden werden:

„Man errichtete die Längsschiffwände *im Stil der Karolingerzeit* und führte sie nach Westen im Bereich des ehemaligen Westwerks A weiter, wobei man sowohl die äußere, als auch die innere Gliederung mit Doppel-lisenen *unverändert übernahm*. Das spricht dafür, dass man sich der Tradition des Ortes bewusst war“ [S. 111; Hvhg. H.I.].

Dieser unterstellte Traditionsgeist führte sogar dazu, dass für den neuen Chorraum „die Lisenengliederung der Innenwände“ übernommen worden ist [S. 110]. Dabei tritt dieses architektonische Gliederungselement – schwach hervortretende Wandverstärkungen respektive schmale, der Wand ohne Basis und Kapitell vorgelagerte Pfeiler – nach *Wikipedia*-Meinung erst am ersten Speyrer Bau auf, also ab 1030 [wikipedia → Lisene]. Das ist veraltete Ansicht, treten sie doch tatsächlich etwas früher auf, beispielsweise auch an dem nach 965 begonnenen, aber längst zerstörten Westbau von St. Patrokli in Soest [SdR 101]. Da aber von karolingischen Lisenen noch nirgends die Rede war, fährt Schütte mit ihnen **den zweiten Guinnessbuchrekord** ein. Er selbst zögert mit der Verkündung dieses Rekordes, weil er genau weiß, dass sein Wandschmuck eher 150 als 100 Jahre zu früh kommt. In seiner Not nennt er zwei Mailänder Vergleichskirchen, doch beide mit spätantikem Ursprung [S. 100, 102].

Stoßen wir dank Schütte obendrein auf den frühesten Bau Deutschlands, der bewusst in einem älteren Stil ausgeführt worden wäre? Hätte die Ottonik

den karolingischen Rinascita-Gedanken unverändert weitergetragen? Der Gedanke erscheint abwegig, wenn man an Glastonbury und seine Architekturfälschungen des 12./13. Jh. denkt [Illig 2006], denn sie wurden aus einer ganz anderen Geisteshaltung heraus viel später produziert. Aber wir kennen bereits zwei, drei französische Beispiele für Karolingerkopien in späterer Zeit [Illig 1996, 301], doch sie sind demselben Denkfehler geschuldet, den Schütte hier begeht. Es gibt dafür also keinen weiteren Guinnessbuchrekord.

Nachdem also die Lisenen-Gestaltung eindeutig nachkarolingisch ist, halten wir uns besser an die Vertreter der ottonisch orientierten Vor-Schütte-Zeit. D. v. Schönfeld bezieht das Testament von Bruno (964) und das urkundliche Weihedatum 980 auf den ersten Westbau, wobei sie betont, dass im Langschiff (heute im Dachraum) die

„noch sichtbaren Außenwände durch etwa 1,50 m breite, gestufte Lisenen gegliedert [sind]. An Innenwänden schmalere, nicht gestufte Lisenen durch einfache Blendbögen verbunden“ [SdR 180].

Das ist Schüttes karolingische Phase 4. In der nachfolgenden Phase 6 stimmt v. Schönfeld mit Schütte überein:

„Im Westen angefügte, den Saal um 9,22 m verlängernde Seitenwände weisen breitere Fundamentierung auf [...]; ihre aufgehenden Teile zeigen innen und außen dieselbe Gliederung wie ältere Saalwände [...] Aufgehendes der Apsis zeigt innen in Mauerwerk eingebundene Wandpfeiler, außen Reste einer zweizonigen Pilaster-Lisenen-Gliederung“ [SdR 181].

Gerade, weil die Phasen 4 und 6 in der Gestaltung so ähnlich sind, konnte v. Schönfeld für zwei ottonische Bauwerke in rascher Folge plädieren, obwohl sie durch die Urkunden nur ungenügend gestützt wird. Zwar hat sie für Bau I das Weihedatum 980, doch der zweite Bau bleibt ohne urkundliche Nennung, was allerdings auch bei anderen, größeren Kirchenbauten des Mittelalters zutrifft [Illig 1996, 289 f.]. Seit Fußbroich wird angenommen, dass die Schenkung der Albinus-Reliquien durch Kaiserin Theophanu, die für 984 angenommen wird, „erneut Bauaktivitäten ausgelöst hat“ [SdR 101].

„Aufgrund dieser Anhaltspunkte wird eine Entstehung von Bau II nach 984 erwogen und seine Fertigstellung um die Jahrtausendwende vermutet“ [SdR 102].

In der Literatur werden dazu die Vollendungsdaten 996 oder 1002 genannt [ebd.]. Notabene: Es versteht sich,

„daß der hier diskutierte zweite Westbau von St. Pantaleon in Köln in der Forschungsliteratur einstimmig als ‚Reduktion‘ des Corveyer Bauprogrammes beurteilt wird. Dabei wird neben weiteren Aspekten besonders der ‚Verzicht‘ auf ein gewölbtes, stützendurchstelltes Erdgeschoss hervorgehoben“ [SdR 104].

Gerhard Anwander [2007] hat im letzten Heft klargestellt, dass all diese Reduktionen, Amputationen, Degenerationen sich erledigen, wenn das „karolingische Westwerk“ aus der Kunstgeschichte verschwindet.

Änderung der Bauweise

Unser Interesse gilt seit Aachen dem bei mittelalterlichen Bauten verwendeten Mörtel. Das Lapidarium von St. Pantaleon bewahrt Reste eines Mosaik-Fußbodens, der mit zum Teil antiken Steinen in opus sectile-Technik ausgeführt worden ist und Reparaturen zeigt. Weil sie „im Gegensatz zum älteren, grauen Verlegemörtel mit rotem Ziegelsplittmörtel ausgeführt sind“, geben sie für Schütte einen deutlichen Hinweis auf eine „karolingische“ Reparaturphase [S. 100]. Wir wissen, dass in Aachens Pfalzkapelle derselbe Mörtel gefunden worden ist, ebenso beim Bau VII des Kölner Doms [vgl. Illig 2002]. Gerade dort zeigte es sich, dass alle noch erhaltenen Mauern anfangs in grauem Kalkmörtel und erst dann in Ziegelsplittmörtel hochgezogen worden sind, wobei der rote Mörtel nicht in gleicher Höhe bei allen Mauern einsetzt [Illig 2002, 148]. Je nach Datierungsvorgabe kann also der rote Mörtel Signalgeber für Karolinger oder Ottonen sein.

Bei dem Mosaik-Boden konnte Schütte nicht davon ausgehen, dass ihn noch die Römer repariert hätten. Er hätte den roten Mörtel gerne als „karolingisch“ eingestuft, aber kennt die Grenzen des Mörtels:

„Mit Ziegelsplittmörtel allein lässt sich indes keine Datierung begründen, da dieser selbst noch in salischer Zeit vorkommt, doch ist im hiesigen Kontext diese Mörtelart wohl auf die Karolingerzeit beschränkt, wo er [recte: sie] sehr punktuell neben anderen (ziegelsplittfreien Mörteln) Verwendung fand“ [S. 102].

Nachdem ich das Aachener Oktogon der Salierzeit zugewiesen habe [Illig 1996, 298], braucht es nicht zu verwundern, dass dort roter Mörtel gefunden worden ist. Warum die Karolinger die beste Mörtelart nur punktuell verwendet hätten, erklärt sich u.a. daraus, dass Bauten aus ganz unterschiedlichen Zeiten den Karolingern zugeschrieben worden sind.

Als die Langschiffwände für den neuen, in jedem Fall ottonischen Westbau B verlängert wurden, hat man zwar – sicher aus Ehrfurcht, nicht aus Einfalllosigkeit! – im karolingischen Stil weitergebaut, aber drei Änderungen vorgenommen. Zunächst wurde ein anderer Mörtel benutzt – doch Schütte [111] verrät nicht, von wo nach wo gewechselt worden ist. Zweitens wurden andere Steinformate verwendet, mit denen „deutlich exakter“ als mit den karolingischen gearbeitet wurde [S. 111]. Dies ist einer der wenigen Hinweise darauf, dass die karolingische Kunst der ottonischen unterlegen gewesen sein könnte. Ansonsten legt Schütte stets Wert darauf, dass die Karolinger obsie-

gen. So mag der neue Westbau viel größer ausgefallen sein, doch der ältere „war allerdings deutlich feiner gegliedert“ [S. 114]. Auch die noch anzusprechenden karolingischen Plastikreste standen qualitativ weit über den ottonischen...

Drittens kam nun eine abweichende Gerüsttechnik zum Einsatz. Während die älteren Mauer regelmäßige Reihen von Gerüstlöchern für Rundhölzer von ca. 10 cm Stärke aufweisen, benötigt die spätere Phase keine Gerüstlöcher mehr [S. 113 f.], weshalb es für sie mangels abgesägter Gerüstreste auch keine C14-Datierungen mehr gibt. Nachdem die Lisenen-Gliederung am Speyrer Dom im Zusammenhang mit dem Einsatz oberitalienischer Handwerker (Comasken) gesehen wird, ließe sich daran denken, dass ihr Auftreten bereits vor 1000 erfolgt ist [vgl. Illig 1996, 455].

FOLGEPHASEN

Ein letzte Diskrepanz ergibt sich dadurch, dass Schütte noch einen Umbau des zweiten zum dritten Westbau beschreibt, der noch innerhalb des 10. Jh. stattgefunden haben soll, wobei der Westbau außen mit Lisenen, Pilastern und Bogenfriesen gegliedert wird. Schütte sieht eine Umgestaltung des Westbaus zu einem Memorialbau der Kaiserin, der noch vor ihrem Tod (991) abgeschlossen worden sein soll [S. 115 f., 127 f.]. D. v. Schönfeld nennt diesen Umbau nicht; bei ihr müsste er im 11. Jh. erfolgt sein, doch wirkt Schüttes Nachweis – verschiedene separate Eingriffe – ohnehin nicht zwingend. Bereits im 12. Jh. sei dann dieses einmalige Beispiel eines überhöhten Kaiser(innen)grabs vom Kirchenschiff abgetrennt worden, so dass der Memorialbau nicht mehr zu erkennen war. Obendrein wurde die Grablege der Theophanu versetzt [S. 128 f.]. Die Zeit der Ottonen war längst vorüber.

Einigkeit besteht darin, dass das Kirchenschiff nach 1000 weiterhin in der von Schütte als karolingisch, von den Kennern als ottonisch gesehenen Wandgliederung besteht. Erst im 12. Jh. werden Seitenschiffe angebaut und Verbindungsarkaden zum Mittelschiff gebrochen. Außerdem werden Kreuzgang und Konventgebäude neu errichtet; nur „das älteste repräsentative Zeugnis abendländischer Klosterarchitektur“ mit seinen sechs ottonischen Bögen bleibt erhalten [S. 130 f.]. Damals wird der Kreuzgang mit „antikem ‚Wasserleitungsmarmor‘“ gepflastert [S. 133]. Schütte meint hier wohl Kalksinter aus den römischen Wasserleitungen, die nach ihrem Verfall demontiert und wiederverwendet worden sind. Dieser Kalksinter ist in vielen Kirchen Kölns benutzt, aber auch exportiert worden. Wir sind ihm in St. Georg zu Köln begegnet, wo er in einer hochromanischen Kirche dafür zeugt, dass Fomenkos Ideen unvereinbar sind mit den materiellen Befunden [vgl. Illig 1997; 2007].

„OTTONISCHE“ BAUPLASTIK

Wir haben gehört, dass laut Schütte noch im 10. Jh., noch vor Theophanus Tod der Westbau neuerlich umgeformt worden sei. Die untypisch große Vorhalle des Westbaus wurde im 18. Jh. abgebrochen; deshalb muss sie mühsam aus Skulpturenresten, Bildvorlagen und archäologischen Indizien rekonstruiert werden. Vorgelegt wird von Schütte [S. 118] eine Fassadenrekonstruktion, die im ersten Geschoss zu Seiten des Portals zwei Nischen, im zweiten Geschoss drei und im dritten Geschoss vier Nischen zeigt.

Nun gibt es zwölf Figurenfragmente, die Rudolf Wesenberg bereits 1955 dieser Westfassade zugewiesen hat. Schütte publiziert sie nach seiner Aussage erstmals vollständig. Sie waren etwa lebensgroß, ca. 170 bis 180 cm hoch und 60 bis 65 cm breit – noch größer war die sitzende Majestas Domini mit ca. 2,20 m [S. 123]. Erhalten sind drei bärtige Männerköpfe, 36 bis 43 cm hoch, ein großes Fragment einer barfüßigen Gewandfigur, drei Flügelfragmente, Hände, Füße und Gewandreste.

1977 machte Matthias Untermann einen Rekonstruktionsvorschlag, der nun von Schütte gründlich überarbeitet worden ist, wobei er als erster ein bislang verborgenes Programm erkennt:

„Das Programm ist als monumentale Zurschaustellung ostentativer Jenseitsvorsorge zu sehen. Fünf Heilige leisten bei Christus [der von drei Engeln umgeben wird; H.I.] Fürbitte für das Kaiserhaus. Direkt dahinter liegt im Inneren die Grabstätte der Theophanu (gestorben 991). Der Umbau des Westwerks zu Bau V [recte: VII; H.I.] kann nur als späte ottonische Propaganda gesehen werden“ [S. 127].

Übergehen wir die rustikale Interpretation christlicher Sichtweise, sondern hören wir die Zusammenfassung Schüttes [126 f.; Hvhg. H.I.]:

„Das Programm von fünf fürbittenden Heiligen unter einer von Engeln umrahmten Majestas ist ohne direktes Vorbild und blieb ohne unmittelbare Nachfolge. Die Figuren von St. Pantaleon bilden *den frühesten erhaltenen Monumentalskulpturenzyklus in Europa nach der Antike*.“

Der erste Satz klingt genau so wie eine Würdigung der Aachener Pfalzkapelle: meisterlich, aber ohne Vorläufer und ohne direkte Nachfolger – also extrem unwahrscheinlich. Doch mit dem zweiten Satz reklamiert Schütte seinen **dritten Guinnessbuchrekord**. Deshalb wollen wir seine Datierung der Skulpturen auf das späte 10. Jh. überprüfen.

Soweit das erkennbar ist, klammert sich Schütte für die Bauplastik an seine Datierung des Umbaus zum dritten Westbau, den er vor dem Tod der Theophanu abgeschlossen sieht. Diese für Bauplastik revolutionäre Datierung will nun unterfüttert werden. Logischerweise müsste, wer von einem Monu-

mentalskulpturzyklus spricht, Vergleiche mit anderen derartigen Zyklen anstellen. Doch die damit befassten Kunstkenner denken – mangels Vergleichbarem – seit langem anders. Hermann Fillitz zog Vergleiche mit der sogenannten „Magdeburger Gruppe“ von Elfenbeinen, die um 970/80 in Mailand entstanden waren [S. 125]. Schütte sähe gerne Parallelen auch zu anderen Elfenbeinen. Günther Binding und Matthias Untermann assoziierten statt dessen antike Skulpturen, was aber verworfen wurde [ebd.]. Auch die Gruppe der hölzernen Großkreuze, voran das ähnlich datierte Kölner Gerokreuz, wird nicht weiter beachtet [S. 125 f.]. Schließlich zieht Schütte [127] doch noch einen arg humpelnden Vergleich mit anderen, ähnlich großen Plastiken: „Vorstufen mögen im Baldachin des Ziboriums von S. Ambrogio in Mailand zu sehen sein.“ Hier wird ein heikler Zeuge aufgerufen, denn die Stuck-, keineswegs Steinarbeiten werden – passend für Schütte – dem Ende des 10. Jh. zugeschrieben, doch von anderen genauso dem 12. Jh. [z.B. Baumgart 35; im Internet finden sich darüber Streitigkeiten]. Im Bemühen um seine Guinnessbuchrekorde gerät Schütte mit möglicherweise zu jungem Stuck auf schwankenden Boden, statt seine Thesen zu fundieren.

So bleibt es bei seiner Datierung für diesen Umbau, als ob es zwingend wäre, dass seine Nischen schon damals für diese Skulpturen entworfen worden wären. Was spräche gegen eine Aufstellung im 12. Jh.? Schütte stellt diese Frage nicht.

Ottonische Plastik

So empfiehlt es sich, beim ‘Begründer’ der ottonischen Kunst nachzufragen, bei Hans Jantzen. Der schrieb 1947 als erster einen Band über *Ottonische Kunst*, der 1959 in *rowohlt's deutscher enzyklopädie* erschienen ist. In ihm beschränkt er diese vorromanische Kunst nicht auf die Zeit der Ottonen:

„Die große Zäsur in der deutschen Kunstgeschichte des 11. Jahrhunderts liegt nicht zwischen dem Ottonischen und <Salischen>, sondern fällt in die Zeit HEINRICHS IV. Sie schneidet mitten durch das <Salische> hindurch [Jantzen 58].

Vielmehr sieht er die Grenze beim Beginn des Investiturstreits, bei 1070, wo in den romanischen Ländern die *premier art roman* endigt [ebd. 59]. (Warum für Deutschland eine irreführende kaiserliche Benennung erfunden werden musste, obwohl die Epoche nicht mit den Ottonen endet, bleibt dunkel.) Doch obwohl Jantzens Blick fast 50 Jahre über das Ende der sächsischen Kaiser hinausreicht, kommt ihm keine Monumentalplastik zu Gesicht, nur Architektur, Malerei und Kleinplastik. Ihn nimmt das nicht wunder:

„In der Tat kennen wir keine karolingische Monumentalskulptur, nicht etwa, weil die Denkmäler verlorengegangen wären, sondern weil die



Einer von St. Pantaleons drei monumentalen Köpfen in Front- und Seitenansicht, 43 cm hoch [S. 119], von Schütte auf vor 1000 datiert. Vergleichsstücke, von links: Frühestes, vorromanisches Steinrelief, St-Genis-des-Fontaines (1019/20); Opfer Abrahams, Sainte-Marie, Souillac 1120–1135; Prophetenfigur, San Zeno, Verona (um 1135) [Toman 258, 264, 304]. Die Fragmente aus St. Pantaleon werden um 130 bis 160 Jahre zu früh datiert.

abendländische Frühzeit in der Eroberung der menschlichen Figur nicht von großfigurigen Bildwerken, sondern von Malerei, Elfenbeinschnitzereien und Goldschmiedekunst ihren Ausgang nahm. Das Gebiet großfiguriger Bildnerei ist den germanischen Völkern von den Ursprüngen her fremd. [...] Auch die ottonische Skulptur kann diese Herkunft von der Kleinkunst nicht verleugnen, obwohl bereits bedeutende Ansätze zur großen Bildwerkunst sich abzeichnen“ [Jantzen 115].

Nun könnte ein Jantzen, der die karolingischen Schriften nicht ernst nimmt, auch sonst hoffnungslos veraltet sein. Aber wenn ich einen jüngeren Band zur Hand nehme – *Romanik* von Rolf Toman [1996] –, dann finde ich zwar viel Plastik quer durch Europa, aber keine einzige nennenswerte Bauplastik vor 1070. Der Reigen an Steinplastik wird eröffnet – „nach Jahrhunderten plastischer Abstinenz“ [Brandt 304] – mit ganz primitiven Kapitellen an der ‘Krypta’ von St-Benigne in Dijon (ab 1000) und dem Türsturzelief von St-Genies-des-Fontaines, einem Relief mit unbeholfenen ‘Birnenköpfen’, das dank der Inschrift auf 1019/20 datiert wird [ebd. 258; vgl. Illig 1996, 199]. Auch die Arbeiten von Tournus, zwischen 1025 und 1050 angesetzt [ebd. 258], sind nur unbeholfene Reliefs. Die ersten einigermaßen plastischen, doch arg plumpen Konsolfiguren zeigen sich am Giebel von San Martin in Frómista (Provinz Palenzia, 1066–1100) [ebd. 257]. Sauber, vollrund gearbeitete Köpfe wie die von St. Pantaleon werden durchgehend ins 12. Jh. datiert. Eine Ausnahme mögen die berühmten Kapitelle von Cluny bilden [Zarnecki Abb. 82], die auf 1095 und damit vielleicht zu früh datiert werden, aber keineswegs monumentale Züge tragen.

Monumentalskulptur tritt auch erst jetzt auf: in den ersten Tympana über Hauptportalen wie dem von Saint-Sernin in Toulouse (vor 1118) [ebd., 259], als noch sehr steife Pfeilerreliefs im Kreuzgang zu Moissac (1100) [ebd., 262], als Nischenfiguren ähnlich jenen von St. Pantaleon etwa in Notre-Dame-la-Grande zu Poitiers um die Mitte des 12. Jh. [ebd., 269]. In Deutschland hinkt die Bauplastik ohnehin hinterher.

„Zwar fehlte die Bauplastik an den ottonischen Bauwerken nicht völlig, doch sie beschränkte sich im großen ganzen meist auf ornamentierte, nicht figürliche Kapitelle“ [Zarnecki 54].

Die Kreuzabnahme an den Externsteinen dürfte bei uns das älteste Monumentalrelief sein; es zeigt auch bärtige Männerköpfe [ebd. 313] und wird dem ersten Viertel des 12. Jh. zugerechnet.

Da der Griff zu anderen Standardwerken nichts anderes zutage fördert, lässt sich festhalten: Wer einen qualitätvollen Monumentalskulpturenzyklus mit lebensgroßen Steinfiguren für die Zeit von 1060–1090 präsentieren könnte, der würde zu Recht die Welt erstaunen, aber vielleicht Furore machen.

Wer einen solchen für die Zeit von 960–990 vorstellt, macht sich nur lächerlich. Zumal, wenn er wie Schütte kein einziges steinernes Vergleichsobjekt heranzieht, sondern das Schnitzen kleiner Elfenbeinplatten oder von Stuck für adäquat hält. Hier hat sich Sven Schütte besonders gründlich ins Abseits gestellt.

Ein polemisches Wort noch zum Gerokreuz, das Schütte [S. 126] nicht heranziehen wollte. In dieser Zeitschrift wird laufend das hartnäckige Bemühen protokolliert, hölzerne Großkreuze bis in karolingische Zeiten zurückzudatieren [etwa Illig 2005]. Gegenwärtig geschieht dies, indem bislang zweifelsfrei der Romanik zugerechnete Kruzifixe mit Hilfe von nicht nachprüfbaren C14-Messungen veraltet werden. Ausgelöst wurde diese Modeerscheinung durch knappe Hinweise in frühen Schriften auf derartige Großskulpturen. Doch statt zu konstatieren, dass ein Fälscher des 12. Jh. eben große Skulptur wie selbstverständlich vor Augen hatte und sie anachronistischerweise in die Karolingerzeit projizierte, werden mit einer Beharrlichkeit, die jeder besseren Sache wert wäre, Groß- wie Kleinkreuze veraltet – bei letzteren ist Christian Beutler [1991] mit einer Umdatierung von ca. 1200 ins 6. Jh. seit langem unbestrittener Spitzenreiter. Bei den Großkreuzen liegt die Crux daran, dass im Kölner Dom das so genannte Gerokreuz hängt, das ‘zwangsläufig’ zu Lebzeiten von Bischof Gero (969–976) entstanden sein muss. Durch diese von mir unterstellte Fehlzuschreibung gilt es als „der älteste Monumentalkruzifix des Abendlandes“ – und keiner begreift, warum die ottonischen Holzbildhauer zwar mit den Elfenbeinschnitzern gleichauf waren, während die Steinmetze ‘nebenan’ noch drei bis vier Generationen benötigten, um derartige Figuren formen zu können. Für Großkreuze muss dringend eine stringente Reihung *ohne* C14-Daten erstellt werden. (Elfenbeinarbeiten können bei der Gelegenheit gleich mitgeprüft werden, stellt doch Dorothea Hochkirchen in anderem Zusammenhang Vergleiche mit dem Elfenbeinschmuck des Lorscher Evangeliiars an: Er wird um 810 datiert [H. 153], während wir von Gert Zeising [1999] den Nachweis zumindest für die Bildmalereien haben: *nach* dem Gero-Codex von ca. 970!)

„KAROLINGISCHE“ BAUPLASTIK

Citius, altius, fortius – dieses olympische Motto lässt auch Bauarchäologen nicht kalt. Und so übertrifft Schütte sich selbst, indem er und Hochkirchen zwei Fragmente von Bauskulpturen mit dem Anspruch vorstellen: „Sie sind momentan die ersten steinernen Monumentalskulpturen der Karolingerzeit, die wir kennen“ [S. 98].

Es handelt sich um das Flügelbruchstück von einem „Engel in Unterlebensgröße“ – (als könnte dies einer von uns beurteilen) – und um das Frag-

ment eines gerippten Drachenleibes mit Flügelansatz. Beide Stücke sind um die 25 cm groß [H. 149]. Warum gehören diese beiden Flügelreste aus dem Lapidarium nicht zu den pseudo-ottonischen Fragmenten, die auf der Westempore der Kirche ausgestellt werden? Die Antwort kommt gewissermaßen vom Steinmetz: Diese beiden Skulpturenreste sind mit einem so genannten Zahneisen bearbeitet worden, das eine gezähnte Schneide besaß.

„Die Abdrücke der einzelnen Zähne sind heute noch deutlich an denjenigen Stellen des Reliefs zu erkennen, die nicht durch zusätzliche Arbeitsgänge geglättet wurden“ [H. 149].

Der Vorteil dieses Werkzeugs liegt darin, dass gleichzeitig überschüssiges Steinmaterial beseitigt und eine diffizile Form ausmodelliert werden kann. Die Zähne verhindern, dass unerwünscht große Steinstücke abplatzen [H. 157]. Weil das Zahneisen zeitweilig in Vergessenheit geraten sein soll, wird seine Verwendung als Datierungshinweis gewertet.

„Das mit einer gezähnten Schneide versehene Zahneisen bildet von der Römerzeit bis zur Karolingerzeit das für Bildhauer- und diffizile Steinmetzarbeiten bevorzugte – weil ideale – Werkzeug. Die Steinbearbeitung mit gezähnten Werkzeugen ist typisch für die römische, merowingische und die frühere karolingische Zeit. In spätkarolingischer, ottonischer und salischer Zeit ist dieses Werkzeug im deutschsprachigen Raum an sicher datierten Bauten bislang nicht nachgewiesen. Im 9. Jahrhundert wird die Zahnfläche und das Zahneisen am häufigsten an Bauwerken der 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts eingesetzt. Hiebsspuren gezählter Werkzeuge kommen [in] nachkarolingischer Zeit erstmals wieder in der frühen Stauferzeit, etwa ab 1130 vor, z.B. an den Ostteilen des Wormser Domes“ [H. 151; ähnlich 161]. „In Köln setzte der Gebrauch gezählter Werkzeuge nach karolingischer Zeit erst wieder um 1260 massiv ein, z.B. an der aus Kalkstein hergestellten Piscina im Ostchor des Domes“ [H. 157].

Das wirkt wie ein präziser, harter Befund. Doch wie soll man sich das vorstellen? Wieso legt eine ganze Handwerkszunft ihr ideales Werkzeug entschlossen zur Seite, um es nach 300, in Köln nach rund 430 Jahren wieder in die Hand zu nehmen? Weigerten sich die Schmiede, einen derart effizienten Meißel weiterhin herzustellen, durften Leistungsnormen nicht mehr überboten werden, gab es neue Arbeitsschutzvorschriften oder ein persönliches Kapitular von Karl d. Gr.? Bislang war derart irrationales Handeln meisterlicher Handwerker nur aus dem Alten Ägypten bekannt. Nachdem es dort massiv auf die Chronologie durchschlug, gilt es auch im Mittelalter, sie neuerlich zu prüfen.

(En passant: Wenn Hochkirchen [H. 161] das Zahneisen allemal bis 850 in Verwendung bleiben lässt, dann bleibt ihr – in so genannter spätkarolingi-

scher Zeit – außer Corvey praktisch kein Bau zur Untersuchung – doch gerade der dürfte nicht karolingisch sein.)

Nahe liegender Schluss wäre: Das Zahneisen ist zusammen mit der spätrömischen Baukunst ausgestorben und wurde erst wieder nach 1100 erfunden. Dann müssten die Karolinger ihr Idealwerkzeug, das sogar die *dark ages* der Völkerwanderungszeit überlebt hat, nicht mitten in der Arbeit weglegen, und die Flügelfragmente wären nicht karolingisch, sondern romanisch. Erlaubt ihre Qualität eine solche Datierung?

„In ihrer einzigartigen künstlerischen und handwerklichen Qualität übertreffen die karolingischen Skulpturen bei weitem ihre ebenfalls singulären spättonnischen Nachfolgereliefs, die bisher als die älteste steinerne Monumentalplastik des Abendlandes galten“ [H. 156].

Vergleiche mit anderen Karolingerplastiken sind mangels Masse leider nicht möglich. Gleichwohl wäre wieder einmal bewiesen, dass die Karolingerzeit in künstlerischer Hinsicht ein Nonplusultra darstellte, von dem es nur bergab gehen konnte. Ein simpler Gedanke wie der, dass die Qualität von Steinmetzarbeiten von der Vorromanik über Frühromanik und Hochromanik ansteigt, um sich dann in Manierismen zu verlieren, verblasst vor der Übermächtigkeit des Karolingischen.

Für Schüttes pseudo-ottonischen Skulpturen als älteste des Abendlandes lässt sich nur bedauernd sagen: Wie gewonnen, so zerronnen. Aber besser wenige Stunden lang Spitzenreiter bei Guinness als nie. Zusätzlich geht **der vierte Guinnessbuchrekord** an die beiden „karolingischen“ Flügelfragmente.

Doch es geht munter weiter. Wie dem Buch auf S. 7 vorangestellt, erreichte dank der langen Druckverzögerung bereits der nächste Titelträger das Ziel und das hier besprochene Buch: In der Kathedrale von Lichfield kamen drei Fragmente zu Tage, die einen 65 cm hohen Engel zeigen, wohl einen Verkündigungengel, dem (noch) die Maria fehlt. Er wird dem späten 8. Jh. zugeordnet und wurde nach den Wikingerangriffen von 873/74 rituell bestattet – so der Archäologe Warwick Rodwell [H. 156]. Deshalb lautet der aktuelle Bucheintrag für Engel und Drache:

„Sie gehören zu den bislang ältesten bekannten monumentalen Steinskulpturen, die seit der römischen Antike im mittelalterlichen Abendland geschaffen wurden“ [H. 157].

Eines scheint sicher: Demnächst wird es in der Kategorie „älteste Plastik des Mittelalters“ neue Titelaspiranten geben.

In Köln aber bahnen sich weitere mächtige Umwälzungen, also Revolutionen an. Dorothea Hochkirchen prüft Meißelspuren am Alten Dom von Köln. Da sie auch an seinen Überresten – es gibt dank der stark erhöhten Grundflä-

che des gotischen Doms und dank der Hanglage noch meterhohe Mauerreste – Zahneisen Spuren gefunden hat, scheint der Jahrzehnte lange Datierungsstreit entschieden: Dieser Bau ist keineswegs ottonisch, er ist auch nicht karolingisch aus der Zeit um 850/70, wie es Georg Hauser und Werner Jacobsen 1991 vertreten haben, sondern soll nun eine Frühestdatierung erhalten [H. 157]. Hochkirchen bringt das in ihrer Fußnote 11 noch ganz vorsichtig – „deuten auf eine Bauzeit des Alten Domes um ca. 800 hin“ –, weil ihre einschlägige Untersuchung der Steinbearbeitung karolingischer Bauten des 9. Jh. noch nicht abgeschlossen ist [Fnr. 7, S. 157], doch in ihrem Text steht bereits klar und ohne Zweifel: Reste „des um 800 errichteten Alten Doms“ [H. 152].

Wenn die Ergebnisse ohnehin feststehen, braucht es keine langen Begründungen mehr. Wir kennen das bereits von Schütte, der pünktlich zum Jahr 2000 und zur Aachener Ausstellung *Krönungen* den Otthron in einen Karlsthron rückverwandelte, obwohl die versprochene Begründung bis heute aussteht.

Wir haben bis dahin wohl noch lange Zeit, uns die Konsequenzen zu überlegen, die sich aus der Zahneisenbenutzung an Sockelsteinen des Kölner Dombaus VII ergäben. Gab es noch einen zahneisengerechten Bau vor dem gotischen Bau (ab 1248), denn römisch kann er nicht sein? Wäre er also tatsächlich karolingisch – oder ist das Zahneisen gar nicht zeitweise ausgestorben, sondern wurde nur von den Handwerkern gebraucht, die es als ideal einschätzten? Das wäre der zweite Schluss, wenn der naheliegende von S. 363 nicht zutrifft.

Für St. Pantaleon werden wir bald beobachten können, wie begeistert die Kollegen des ‘Veraltungstriumvirats’ dessen Umstürze begrüßen oder ablehnen werden. Noch ist alles offen.

ABGESANG

Sven Schütte kämpft seit 1999 so engagiert wie kein anderer Wissenschaftler gegen *das erfundene Mittelalter*. Dass er dabei gelegentlich weit übers Ziel hinausschießt, wird ihm von seinen Kollegen wohl vergeben, geht es doch um eine Angelegenheit von europäischem Rang. Und jede Kampfpartei benötigt einen *bad guy*, von dem sich *der weiße Ritter* vorteilhaft abheben kann. Diese Rolle spielt er so gut, dass man sie als ihm eigenen Charakterzug sehen könnte. Schon seine erste Äußerung in einem Leserbrief an die F.A.Z. [1999] war typisch, wie sich zeigen sollte: „Heribert Illig geht sogar so weit, Ergebnisse von Forschern ins Gegenteil zu verkehren“ [ebd.]. Es ging dabei um die Untersuchung an den Mosaiken der Aachener Pfalzkapelle durch Ulrike Wehling. Meine Antwort ergab sich zwingend: Schütte

„nennt dabei eine stärkere [zeitliche] Eingrenzung, als sie Wehling irgendwo vornimmt. So hat er nicht nur Wehlings persönliche Einschät-

zung falsch wiedergegeben, sondern vor allem meine Ausführungen in ihr Gegenteil verkehrt. Er praktiziert genau das, was er mir unredlicherweise vorgeworfen hat. Aber Projektion ist der Wissenschaft kein unbekanntes Phänomen“ [Illig 1999, 395 f.].

Der am Kölner Institut für Ur- und Frühgeschichte lehrende Archäologe ist ein getreuer Paladin des großen Karl; deshalb warf er sich in die Bresche, als ich am 12. 4. 2000 in 'seinem' Köln über den heilig gesprochenen Karl als den Vierten der Hl. Drei Könige Kölns sprach. Nach dem Vortrag riss er die Diskussion an sich, indem er allen Zuhörern ein alten Buches unter die Nase hielt, um zu demonstrieren, dass ich mich bei dessen Zitation beim Erscheinungsdatum um ein Jahr vertan hätte – bei 22 Seiten Literaturverzeichnis ein zwingender Nachweis für meine mangelnde Sorgfalt. In diesem Stil ging es weiter – immer wohlwollend geduldet von Moderator Dr. Johannes Lehmann. Sein stärkstes Argument war schließlich: Ich würde seine Forschungen zum Aachener Thron nicht zur Kenntnis nehmen. Ich antwortete wahrheitsgemäß, dass ich – mangels Namensnennung – gar nicht wüsste, wer vor mir da so lebhaft agiert, dass ich aber auch keine aktuelle Arbeit zu diesem Thema kennen würde. „Sie erscheint in wenigen Wochen!“ so sein gnadenloser Bescheid. Es ist anzumerken, dass zwei Monate später nur 10 Seiten im Katalog *Krönungen* veröffentlicht wurden, die für den gleichen Zeitpunkt angekündigte Monographie zum einstigen Otto- und jetzigen Karlsthron aber seit nunmehr 7 (sieben) Jahre in Verzug ist [Vergeblich in den *Zeitensprüngen* angemahnt 2001, 115, 266, 519; 2004, 91; 2005, 120 f.; 2006, 159]. Offenbar sträubt sich die Feder zu sehr bei dem Gedanken, dass dieser Thron nicht nur vom großen Karl besessen wurde, sondern aus Stein vom Grab Christi bestehen könnte.

Die Leser der *Zeitensprünge* wurden über ihn immer auf dem Laufenden gehalten; so brauche ich nur daran zu erinnern, wie Schütte 2001 die Gewinnung der Throndaten beschrieben hat:

„Zur Sicherheit waren an dieser Untersuchung mehrere Analytiker, Dendrochronologen (die das Alter nach Jahresringen bestimmen – die Red.) und Radiokohlenstoff-Forscher beteiligt, Statistiker rüttelten die Kurven – und siehe da: Der große Karl darf wieder Platz nehmen.“ [Schütte 2001; vgl. Illig 2001, 520].

So kommt die Wahrheit durch Rütteln und Schütteln ans Licht. Zu Köln im April 2000 konnte sich Schütte gar nicht beruhigen. Dass es damals nicht mit rechten Dingen zugeing, wurde durch den Reporter des *Kölner Stadtanzeigers* manifest. Er begrüßte mich vor der Veranstaltung und entschuldigte sich beim Veranstalter, dass es seiner Zeitung leider nicht möglich gewesen sei, meinen Vortrag auch nur mit den allerdürftesten Hinweisen anzukündigen. So waren nur etwa 40 bis 50 Personen erschienen. Der Reporter lauschte dem Vortrag,

dann den sinnlosen Fragen des Moderators, der vier Mal mit immer anderen Worten von mir wissen wollte, was die Allgemeinheit von meiner Forschung hätte, dann Schüttes anonymen Auftritt in der Zuhörerschaft – und schrieb nichts darüber bzw. der Stadtanzeiger veröffentlichte nichts. Der um die große Öffentlichkeit seines zweifelhaften Erfolgs als Störenfried gebrachte Schütte tat nun das, was ein Wissenschaftler nicht tut: Er schrieb selbst einen Bericht und ließ ihn vom stärksten Hetzer gegen die Phantomzeitthese, von Tilman Chladek, ins Internet stellen. Und dort beweist der Bericht Tag für Tag, dass Schütte kein seriöser Wissenschaftler ist.

Der nächste Aufprall passierte, als Schütte meine Argumentation zur Aachener Kuppel als zu gut empfand. Die massive Hausteinkuppel wurde ihm zum Ärgernis, worauf er 2004 schwadronierte:

„Niemand weiß, ob die Kuppel tatsächlich massiv ist, weil bislang keiner ins Innere des Steins geschaut hat. Darum kann sie sehr wohl nach byzantinischer Art, nämlich hohl gewölbt sein“ [Schütte laut Bernsdorff 89; Illig Contra 2004, 90 f.].

Dies muss, von einem Mann, der wegen seinen Forschungen im Aachener Dom quasi zu Hause ist, als bewusste Irreführung gewertet werden. Denn seit 2002 die Kuppeluntersuchung von G. Patitz und B. Illig mit indirektem Radar veröffentlicht worden ist, weiß jeder, der es wissen will, wo welcher Quader verlegt worden ist. (Nur deshalb konnte Prof. Volker Hoffmann darüber im Detail sprechen [vgl. Illig/Niemitz 2004]).

Und nun also der gerade verzweifelt-freche Versuch, St. Pantaleon gleich mit zwei karolingischen Bauphasen aufzurüsten, samt karolingischen Bauplastiken, die einsam im luftleeren Raum platziert werden und deshalb ein ottonisches Verbindungsglied hin zu der allein passenden Romanik benötigen. (Natürlich alles mit der von ihm eingeforderten Sorgfalt: Zweimal muss ich hier bei wichtigen Zitationen korrigieren – „recte“ auf den S. 344 und 357, dann hier auf S. 350 oder bei der Fehlbenennung einer phasentrennenden Mauer als 723 anstatt 732 [S. 91]).

Versuchen wir ein Fazit: Sven Schütte ist ein schonungslos harter Kämpfer, wenn es um 'seinen' Karl geht, der ihn auch seit Jahren nährt. Das ist sein gutes Recht. Leider hält er in diesem öffentlichen Kampf so gut wie alles erlaubt (für sich): Er treibt seine eigene Argumentation bis ins Sinnlose (Stichwort: verlangte Kenntnis unveröffentlichter Berichte), er verleumdet Kontrahenten (sie hätten eine Argumentation verdreht), er fälscht unterstützende Datierungen (Stichwort Ornamentquader), er ignoriert wissenschaftliche Untersuchungen (Stichwort: Aachener Kuppel), er untermauert kühne Behauptungen nicht mit einer ordentlichen Argumentation (Stichwort Monographie für Aachens Thron), er vervollständigt allzu leicht Grabungsbefunde

zu kompletten Plänen (Stichwort St. Pantaleon) und beweist völlige Ignoranz bei der bauplastischen Entwicklung des Abendlandes. Außerdem schludert er auch bei einer Druckverzögerung von mehr als einem Jahr.

Nachdem er zusammen mit Dorothea Hochkirchen den Alten Dom von Köln (so schon bei seinem Auftritt 2000) für karolingisch hält, muss damit gerechnet werden, dass er weiter Architektur und Plastik in das dark age der Karolingerzeit schaufelt. Immerhin demonstriert er mit seiner völlig unwissenschaftlichen Haltung, dass er die Fundsituation dieser Epoche für ebenso unbefriedigend hält wie wir. Defizitär eben – hochdefizitär.

LITERATUR

- Anwander, Gerhard (2007): Wo ein Wille ist, ist auch ein Westwerk! Ein Kernbauwerk der Karolingerzeit erweist sich als Hirngespinnst; in *Zeitensprünge* 19 (1) 185-212
- Baumgart, Fritz (^o1988): *Oberitalien*. DuMont Kunst-Reiseführer; Köln
- Bernsdorff, Jan (2004): „Die verschwundenen Jahrhunderte“; in *P.M. Perspektive* 1/2004, 86-89
- Bertelli, Carlo / Brogiolo, Gian Piero (2000): *Il futuro dei Longobardi. L'Italia e la costruzione dell'Europa di Carlo Magno*. Ausstellungskatalog für Brescia; Mailand
- Beutler, Christian (1991): *Der älteste Kruzifixus. Der entschlafene Christus*; Frankfurt am Main
- Brandt, Michael (1993): *Bernward von Hildesheim und das Zeitalter der Ottonen*. Katalog der Ausstellung Hildesheim 1993. 2 Bände; Mainz
- Chladek, Tilman = home.snafu.de/tilman.chladek/Seiten/Brief_Schütte.html [Bei Google-Eingabe "Sven Schütte" an erster Stelle – zumindest noch am 29. 7.]
- CR = Colonia Romanica. Jahrbuch des Fördervereins Romanische Kirchen Köln e.V. Bd. XXI, 2006 (erschienen Juni 2007): *Neue Forschungen zur Geschichte, Baugeschichte und Ausstattung von St. Pantaleon in Köln*. Hg. Margrit Jüsten-Hedtrich; Köln
- Fußbroich, Helmut (1983): *Die Ausgrabungen in St. Pantaleon zu Köln*. (Kölner Forschungen, Bd. 2); Mainz
- H = Hochkirchen, Dorothea (2006): Zwei Skulpturenfragmente der karolingischen Kirche von St. Pantaleon; in *CR*, 149-158
- Illig, Heribert (1996): Flechtwerk und Ketzertum. Langobardische Notizen II; in *Zeitensprünge* 8 (4) 448-477
- (1997): Einrede des Herausgebers; in *Zeitensprünge* 9 (2) 305 (s. 2007)
 - (1999): Sperrfeuer vor Paderborn. Methodische Korrektheit und emotionale Begleiterscheinungen; in *Zeitensprünge* 11 (3) 389-402
 - (2001): Vom Rütteln (an) der Wahrheit. Zur weiteren Diskussion der Phantomzeitthese; in *Zeitensprünge* 13 (3) 513-523
 - (2002): Mörtel mit Zuschlag. Ein Diskussionsbeitrag zu Ingelheim und Aachen; in *Zeitensprünge* 14 (1) 145-149
 - (2004): Die Debatte der Schweigsamen. Zum „Schwachsinn“ des frühen Mittelalters; in *Zeitensprünge* 85-101

- (2005): Alte Kreuze, alte Throne und Byzanz. Bestätigungen in der Mittelalterdebatte; in *Zeitensprünge* 17 (1) 111-124
- (2006): Konzertierte Fälschungen. Glastonbury, Wells und Saint-Denis; in *Zeitensprünge* 18 (3) 692-712
- (2007): Erweiterung von (1997) fürs Internet; aktualisiert unter www.fantomzeit.de
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*. 2 Bände; Gräfelfing
- Illig, Heribert / Niemitz, Hans-Ulrich (2004): Aachen: alt, ganz alt oder noch älter? Eine Neueinschätzung durch Volker Hoffmann; in *Zeitensprünge* 16 (2) 272-278
- Jantzen, Hans (³1963): *Ottotonische Kunst*; Reinbek (¹1947)
- Kaelble, Brigitte (2006): Ein ottonisches korinthisierendes Kapitell aus St. Pantaleon; in *CR*, 205-210
- Mühlberg, Fried (2006): St. Pantaleon in Köln vom 9. bis 13. Jahrhundert; in *CR*, 11-20
- Niemitz, Hans-Ulrich (1994): Die Dauerkrise frühmittelalterlicher Keramikforschung; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (2) 40-59
- Patitz, Gabriele / Illich, Bernhard (2002): Karls Kapelle klargemacht. Untersuchung des Mauerwerks am Aachener Dom; in *B + B* 8/2002, 16-19
- Schütte, Sven (1999): Verdachtschöpfer gegen die mediävistische Fachwelt [Leserbrief]; in *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 16. 6.
- (2000): Der Aachener Thron; in Mario Kramp (Hg.): *Kronungen. Könige in Aachen – Geschichte und Mythos*. Katalog der Ausstellung in 2 Bänden; Mainz 213-222
- (2001): Der Aachener Königsstuhl. Graffiti aus Jerusalem. Forscher beweist: Thron entstand doch schon zur Zeit Karls des Großen; in *Kölner Stadtanzeiger*, 2. 6. 01
- S. = Schütte, Sven (2006): Geschichte und Baugeschichte der Kirche St. Pantaleon; in *CR*, 81-136
- Schieffer, Rudolf (1992): *Die Karolinger*; Stuttgart
- SdR = Schönfeld de Reyes, Dagmar v. (1999): *Westwerkprobleme. Zur Bedeutung der Westwerke in der kunsthistorischen Forschung*; Weimar
- Toman, Rolf (1996): *Die Kunst der Romanik. Architektur · Skulptur · Malerei*; Köln
- Wolf, Arnold (Hg., 1996): *Die Domgrabung Köln. Altertum · Frühmittelalter · Mittelalter. Kolloquium zur Baugeschichte und Archäologie 14.-17. März 1984 in Köln. Vorträge und Diskussionen*; Köln
- Zarnecki, George (1991): *Kunst der Romanik. Malerei · Plastik · Architektur*; Stuttgart
- Zeising, Gert (1999): „Zwischen den Zeiten“ oder Zeiteinsprung? Eine Schnittstelle und ein Konflikt zwischen spezialwissenschaftlicher und interdisziplinärer Forschung; in *Zeitensprünge* 11 (3) 459-479

Die Kroaten: Volk mit sagenhafter Herkunft!

Georg Dattenböck

„...Kroatien ist das Wort, das Mutter mich lehrte...“
Ivan Ivanisevic, kroatischer Dichter [*Kroatien* 23].

„Die Herkunft und Ansiedlung der Kroaten ist immer noch nicht ganz geklärt, da die Quellen über die Ansiedlung in diese Gebiete [*Kroatiens*] sehr spärlich sind, und wegen *des späteren Entstehungsdatums auch problematisch*, was den Inhalt der Ereignisse angeht, über die sie berichten“ [*Kroatien* 2006; Hvhg. G.D.].

Was sind konkret diese „problematischen Quellen“, wer hat sie verfasst?

„Das Werk des byzantinischen Königs Konstantin VII. Porphyrogenetos (905–959) ‚Über das Regieren des Kaiserreiches‘ (De administrando imperio) ist ein Zeugnis über die älteste bekannte Zeitspanne der kroatischen Geschichte – ihre Ankunft in die heutigen Gebiete. Diese Übersiedlung fand im 7. Jhdt. statt, behaupten die meisten Historiker“ [*Kroatien*. 23].

Erstaunlicherweise ist die Redaktion des zitierten Kulturführers tatsächlich auf das zentrale Problem – nicht nur der kroatischen Ethnogenese und Geschichte – gestoßen: auf die Person des Kaisers Konstantin VII., des größten Verfälschers/Umschreibers/Vernichters antiker Quellen [Illig 1999, 159-169]. Konstantin ‚verdanken‘ wir außerdem die Tatsache von 300 Jahren zu viel in unserer Zeitrechnung. Aus diesen realen Gründen sind es tatsächlich „problematische Quellen“, auf denen Kroatiens offizielle Geschichte fußt.

Die von Konstantin eingeleitete und von ihm und nachfolgenden Potentaten (Otonenkaisern und Papst Silvester II.) durchgezogene Aktion kulminierte sichtbar in der Änderung der Schrift: Die Majuskelschrift wurde auf Minuskelschrift geändert. Es war ein Bruch der Tradition, Kultur und Überlieferung, ähnlich wie z. B. in der Türkei 1928. Stark betroffen waren die heute als slawischen Völkerschaften bekannten Stämme, besonders jedoch die Kroaten. Sie leb(t)en an der Bruchlinie zwischen Ost- und Westrom, zwischen orthodox, muslimisch und katholisch. Ihr historisches Siedlungsgebiet wurde geteilt. Der südliche Teil ist heute orthodox und muslimisch und ein eigener Staat.

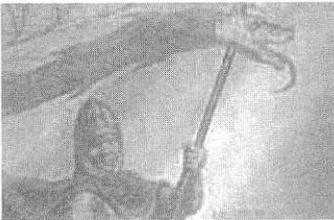
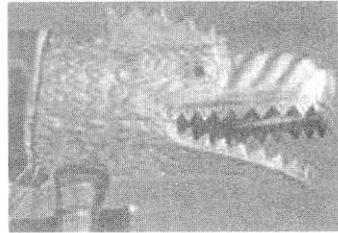
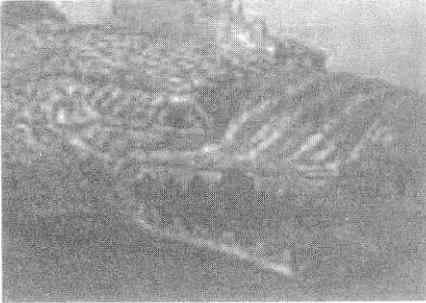
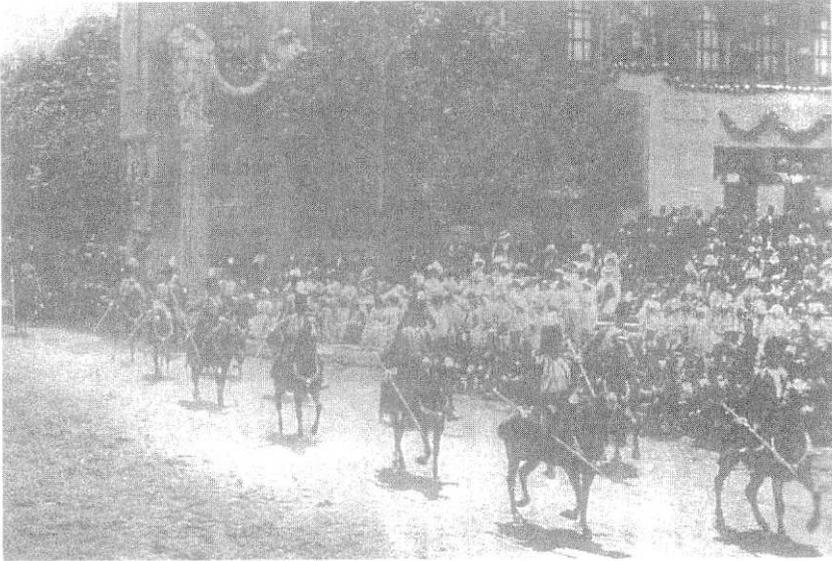
Durch Schaffung einer sehr straff und zentral geführten Kirchenorganisation in den Synoden von Split 925 und 928 gelang auch in Kroatien das große konstantinische Projekt. Beginnend durch die „Mission der Brüder Kyrill und Method“ ist es mählich gelungen, eine „kroatische Variante der kirchen-

slawischen *Sprache* vom 12. bis in die 2. Hälfte des 16. Jhdts. zu formen“. Fußend auf der ursprünglichen „tschakavischen Mundart“ der Kroaten, die uns erstmals auf einer Schenkungstafel auf der Insel Krk (aus lateinisch: Curicta; italienisch: Veglia; deutsch: Vegl), in Baška (mit romanischer St. Lucija-Kapelle), im 11. Jh. entgegentritt, ist es der Kirchenorganisation gelungen, das kollektive Gedächtnis, die Erinnerung oder „*das Wort*“, wie es der Dichter ausdrückte, zentral zu verwalten. Diese Schenkungstafel ist die älteste in kroatischer Sprache und glagolitischer Schrift erhaltene Steinplatte und berichtet von einem König Zvonimir.

Die Kroaten durchlitten das Schicksal vieler Völker: Im Laufe ihrer Geschichte mussten sie mehrere Sprachen benutzen: Latein, daneben die kirchenslawische Sprache vom 12. bis zum 16. Jh. und das Altslawische. Daneben gab es auch drei Schriftarten: Die lateinische Schrift, die sich auf Grund der politisch-religiösen Entwicklung durchsetzte und heute verwendet wird, daneben aber die glagolitische und die kyrillische Schrift [vgl. *Kroatien*]. Die ältesten kroatischen Dokumente in kyrillischer Schrift findet man in den Urkunden „*Povaljska listina*“ (1184) und „*Povalski prag*“ (1184) auf der Insel Brač. Lateinische Texte finden wir im 14. Jh. in „*Ordnung und Gesetz von Zadar*“ (1345), im „*Gebet von Šibenik*“ (1347); in glagolitischer Schrift ist der auf Krk gefundene *Glagolita Clozianus* verfasst, der zwischen 950 und 1050 datiert wird (zu den ältesten Steintafeln vgl. S. 266 ff.), ebenso das „*Gesetz von Vinodol*“ (1288) sowie die „*Urkunde von Istrien*“ im 13. Jh. Vor allem das kroatische Küstengebiet und die Inseln davor waren die Zentren der historischen Entwicklungen.

„Einige [Wissenschaftler] nehmen an, daß die Ethnogenese der Kroaten weit von der heutigen Heimat ihren Ursprung hat und zwar auf dem Gebiet von Persien, von wo aus die Kroaten ihren Weg westwärts angetreten haben, und nach einigen Jahrhunderten das Gebiet der Slawen zwischen den Flüssen Weichsel, Dnjepr und der westlichen Dwina und dem Karpatenbecken im Polessje ansiedelten. Hier gründeten sie ihren Staat (>Weißkroatien<) und drängten den hier angetroffenen Slawen ihren Namen auf, und mit der Zeit haben sie selber die Kultur und Sprache der slawischen Mehrheit angenommen und sich angepaßt“ [*Kroatien* 23].

Diese Iran-These hat einen wahren Kern, nur wird das betreffende Volk nicht genannt. Es kann sich nur um einen Teil des im Verband der Vandalen von den Flüssen Theiß und Maros in den Westen ziehenden Reitervolkes der Alanen/Roxolanen gehandelt haben. Die Orte „Alan“ an der Küste gegenüber der Insel Krk und „Alano“ in Venetien erinnern an sie. Die berühmten Reiterkrieger der Alanen sind vom Ursprung her auf die in Persien seit alten Zeiten lebenden indogermanischen Mannäer (Mager) zurückzuführen. Die Mannäer verehrten Mannus, den auch die gotisch sprechenden Stämme als Stammvater



Kroaten auf dem Festzug von 1908 [Grossegger 165] / Römischer Drachenkopf vom Legionslager in Niederbieber, rechts moderne Nachbildung mit Drachenschwanz als Windsack, wie auf den Zeichnungen von G. Embleton [Internet]

verehrten. Diese uralte Tradition der alanischen Reiterkrieger starb bei den Kroaten niemals aus, und so waren sie die letzten 1.000 Jahre ebenso berühmt wie gefürchtet. Vom 16. bis 19. Jh. waren sie als die „Panduren“ im Dienst der römisch-deutschen Kaiser zu Wien bekannt. Im riesigen Festzug in Wien des Jahres 1908 zur Huldigung des greisen Monarchen Franz Joseph anlässlich seines 60-jährigen Regierungsjubiläums zogen alle Völkerschaften – nur die Tschechen blieben fern – an ihrem Kaiser in den Nationaltrachten vorbei. Darunter die Kroaten. Grossegger [1992, 165] zitiert aus dem Festzugsprogramm:

„Dann die Grenzer, von Nationalität Kroaten, meist schlanke, große, schön gewachsene Burschen, mit fremdartigen bronze-farbigen Gesichtszügen. Tapfer, ja tollkühn, unübertrefflich im Plänkler- und Patroillendienst, zäh und ausdauernd, dabei begabt mit den untrüglichen Instinkten des Naturmenschen, waren die kroatischen Soldaten eine Kerntruppe, wie es nicht leicht eine bessere gab [...] Auch hier bewahrten die Kroaten wieder ihre alte Kaiserstreue, die sie auf allen Schlachtfeldern Europas betätigt haben und die sie in der Kriegsgeschichte der Monarchie berühmt machte; gibt es doch fast kein Ereignis, mit dem nicht die Namen kroatischer Heerführer und kroatischer Regimenter verbunden gewesen wären.“

Auf dem Bild aus dem Festzug 1908 sieht man kroatische Reiter mit Lanze. „*Contus sarmaticus*“ hieß die lateinische und „*Kontos*“ die griechische Bezeichnung zur Zeit des Römischen Reiches für eine lange Lanzenart, welche zwischen 3 und 5 Meter lang im Kampf zu Pferde von den Alanen/Roxolanen beidhändig geführt wurde. Diese Kampfart mit dem langen Speer wurde auf Grund ihrer schlachentscheidenden Wirkung noch von Römern und Byzantinern übernommen. Die diese Lanze tragenden Reiterkrieger wurden als „*Contarii / Kontophoroi*“ benannt und konnten sowohl

- a) schwer gepanzerte Reiter: „*Katafracti*“, geschützt durch Schuppen-, Ketten- oder Lamellenpanzer oder
- b) überschwer gepanzerte Reiter und Pferde: „*Clibanari*“ oder
- c) leichte Reiter sein. Die späteren Ulanen-Regimenter der alten österreichischen Armee gingen aus diesen alanischen Reiterkriegern hervor.

Jeder Führer einer Reitereinheit zur Zeit der Alanen führte an einer langen Stange einen Drachenkopf. Abbildung 2 zeigt einen im Jahre 1966 beim großen römischen Legionslager in Niederbieber bei Neuwied am Rhein original gefundenen derartigen Kopf, daneben der aus getriebenem Kupferblech dem Original nachgebaute Kopf. Auf einer römischen Säule im englischen Chester fand sich eine Darstellung eines Reiterkriegers mit Drachenstandarte, hier von Gerry Embleton, basierend auf dem Original, nachgezeichnet (Ab. 4). Dem Kopf des Drachens war eine Art Luftsack angeflanscht, welcher den folgen-

den Bogenschützen im Gefecht die Windrichtung anzeigte. Die Alanen und Vandalen waren als römische Söldner in allen ehemaligen Reichsgebieten stationiert. Dieses Drachen-/Greifsymbol findet sich an vielen Orten, wo Vandalen/Alanen an den Heerstraßen sich niederließen. Als Symbol ihres Heidentums wurde es mit dem Gegensymbol der christlichen „Drachentöter“ Georg und Margarethe bekämpft und findet sich in manchen Ortswappen Kroatiens wieder.

Trotz ihrer überragenden kriegerischen Eigenschaften mussten die Alanen/Roxolanen, skythisch-sarmatische Stämme und ebenso Ost- und Westgoten sowie die Vandalen den ab 375 aus Zentralasien hereinbrechenden übermächtigen Hunnen nach Westen ausweichen. Ein Teil der Alanen ging, historisch gesichert, mit den Vandalen eine enge Stammesverbindung ein. Wahrscheinlich wird man unter „Alanen“ auch viele andere indogermanische Stämme zu verstehen haben, die sich auf der Flucht zu wandernden Notgemeinschaften zusammenschlossen. Der Hunnensturm bewirkte generell, dass gemischte Haufen unter entschlossenen Heerführern sich zu Marsch- und neuen Siedlerverbänden aus vorgegebenen Umständen zusammenfanden.

Diese vandalisch-alanische „Stammesehe“ dürfte bereits im Gebiet der „Przerworsk-Kultur“ – ab 1922 nach einem Grabfund in Südostpolen so bezeichnet – stattgefunden haben. Diese „Przerworsk-Kultur“ geht auf die Vandalen zurück, die sich auch als Lugier (Lukegenes=Lichtgeborene) benannten. Im obigen Zitat aus dem kroatischen Kulturführer wird dieser Vorgang als „Staatswerdung“ unter dem Namen „Weißkroatien“ dargestellt.

Im Kulturführer wird angenommen, dass die „Kroaten“ ihre ursprüngliche Muttersprache langsam zugunsten des Altslawischen wechselten. Dieser Vorgang dürfte wesentlich vielschichtiger und komplizierter gewesen sein. Denn auch die gotisch sprechenden Vandalen/Ostgoten, letztere lange Zeit Nachbarn und dann Fluchtgefährten der Alanen im südrussischen Raum, müssen bei dieser kroatischen Ethnogenese mit in Betracht gezogen werden. Thomas Archidiaconus (1200–1268) berichtet in der *Historia Salonitana*, dass die Kroaten aus Polen kamen und „Linguones“ (Lugier) genannt wurden. Diese hätten sich dann hier mit den ansässigen illyrischen Cureten zu einem Stamm zusammengeschlossen und seien oftmals auch „Goten“ genannt worden.

In Tyniec bei Krakau saß ein Führungsgeschlecht dieser „Weißen Chrowaten“. Heydebrand [1936, 339] berichtet, dieses Geschlecht habe die „Tyr-Rune“ („T“) geführt. Der kroatische Historiker Sergevic [1935, 447] hat den Namen der Kroaten aus dem gotischen „*hroth*“ (Sieg, Ruhm) abgeleitet. In der isländischen *Hervarar-Sage* und im altenglischen *Widsith-Lied* finden wir den Namen „*Hreidhgoten*“, aus dem „Hrvat(ska)“ abgeleitet sein könnte. Näher läge m. E. jedoch, den Namen aus dem vorgefundenen illyrischen Stammesnamen „*Cureten*“ abzuleiten.



Das Taufbecken des kroatischen Herzogs Viseslav in Nin [Kroatien 118 ff.]. Nin liegt in Norddalmatien in der Gespanschaft Zadar. Nin (Lateinisch: Aenona) ist das älteste kulturelle Zentrum Kroatiens, war bereits römische Kulturmetropole Dalmatiens und Königsstadt der Kroaten. Die „Heilig-Kreuz-Kirche“ dürfte in die arianisch-gotische Zeit zurückreichen. Bischof Gregor von Nin war im 10. Jh. einer jener Männer, welcher die Kirchenpolitik und damit die Geschichte des Landes entscheidend prägte. Denkmäler in der Altstadt Nins und in Varazdin verweisen auf ihn. Das abgebildete, sechseckige Taufbecken muss aus dem 10. Jh. stammen. An jeder der sechs Kanten befindet sich beidseitig eine eindeutige Abbildung der Irminsul, die auch noch beim Kreuz in der Mitte erkennbar bleibt. In den Kreuzbalken ist eine Flechtbandornamentik erkennbar, die langobardischen Arbeiten entspricht. Auch in Nin tobte der innerkirchliche Streit. „Die Franken“ entschieden diesen Streit mit der Hinwendung der Kroaten zum Katholizismus römischer Prägung. „Mit den Franken“ im 10. Jh. kamen auch die „Niner Schutzpatrone“: die hl. Anselm, Ambrosius und Marzella [nin].

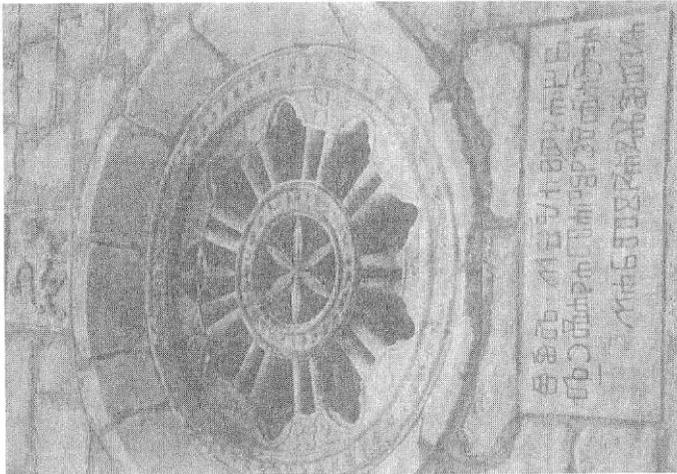
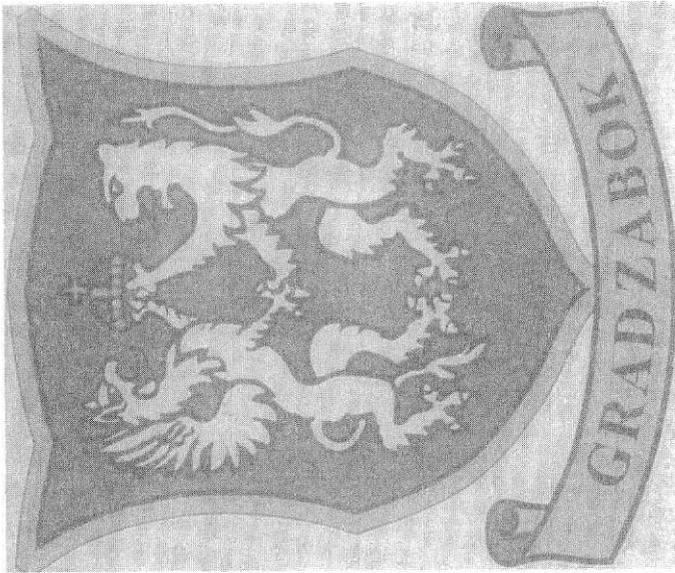
In diese Betrachtungen muss auch der christliche Arianismus der vandalisch-gotischen Stämme einbezogen werden. Gotenkönig Theoderich zog, als er 489 von Pannonien aus zur Eroberung Italiens aufbrach, auf den römischen Heerstraßen in Richtung Friaul-Venetien. Er hat dabei auch wesentliche Teile Kroatiens gestreift und besetzt. Als er dann von Ravenna aus seine Herrschaft befestigte, war auch das Territorium des historischen Kroatiens zur Gänze unter seiner Herrschaft und 60 Jahre lang Teil des Ostgotenreiches. Namen von kroatischen Orten wie: Gradiska, Gradec, Gradisa, Grad Zabok, Stari-grad, Novigrad usw. erinnern daran, dass dort in gotischer Zeit wehrhafte Wohnburgen errichtet wurden. Im Slawischen steht „grad“ für Stadt, im Skandinavischen „gard“ für umzäunter Platz.

Theoderichs weltbekanntes, heute noch erhaltenes Grabdenkmal in Ravenna wurde aus Quadern der Steinbrüche Dalmatiens errichtet. Der aus einem einzigen Quader errichtete Deckstein seines Grabmals wiegt 400 Tonnen und wurde per Schiff nach Ravenna gebracht. Eine sowohl logistisch-seemännische Leistung als auch technische Hochleistung der Steinmetze! Die ältesten, meist kleinen christlichen Kirchen Kroatiens könnten gotisch-arianischen Ursprungs sein. Es ist als sicher anzunehmen, dass die ersten Kroaten arianischen Glauben hatten. Das ernste Mahnschreiben eines Papstes an den „Slawenapostel Method“ lässt die Verhältnisse im 10. Jh. erkennen. F. Kurze [1889, 229, Anm. 3] zitiert das Schreiben:

„Wir haben gehört, daß Du nicht so, wie die heilige römische Kirche seit der Apostel Zeiten gelehrt hat, lehrst; daß Du das Volk auf einen Irrweg führst, und wir haben auch gehört, daß Du die Messe in barbarischer Sprache, das heißt in slavina lingua, zelebrierst; wir haben Dir aber verboten, den Meßgottesdienst in dieser Sprache abzuhalten und Dir geboten, es in lateinischer oder griechischer Sprache zu tun“.

Hier wird der erbitterte Kampf innerhalb der Kirche, der Gegensatz zwischen Byzanz und Rom, erkennbar. Die christologischen Streitigkeiten führten zu Loslösungen von einzelnen Nationalkirchen. Bekämpft wurde auch der Arianismus als Häresie und Ketzerei. Meist symbolisch-bildlich dargestellt als „hl. Georg“ oder „hl. Margarete“ mit dem Greif/Drachen, dem Feldsymbol der hauptsächlichlichen Träger des arianischen Glaubens, den Vandalen/Alanen und Goten. Wegen der Besetzung des mährischen Bischofssitzes und wegen der Liturgiesprache kam es sogar zur Inhaftierung des Method durch die bairische, romtreue Kirchenorganisation. Er musste jedoch freigelassen werden. Kampffeld war die Messfeier, die Liturgie und die zu verwendende Sprache (auch Schrift).

Es wird sowohl die gleichzeitige Verwendung von glagolitischer, kyrillischer und lateinischer Schriftform in Kroatien verständlich. Die versuchte Neubildung einer „kirchenslawischen“ Sprache war eine der Folgen des



Glagolitsche Inschrift über dem Eingangstor der Kirche in Imisalj, nordwestlicher Teil der Insel Krk. Rechts: Greifsymbol des Ortes Grad Zabok, Nähe Zagreb [Fotos: Verfasser]

innerkirchlichen Kampfes. Die kyrillische Schriftform schließt an die „Glagoliza“ an; nach derzeitiger Lehrmeinung wurde die Glagoliza von den Aposteln Method und Konstantin und ihren – aus Mähren vertriebenen – Schülern Gorazd und Klemens mitgebracht. Sie wurde aus 24 dem Griechischen sowie 14 dem Armenischen, Hebräischen und Koptischen entlehnten Buchstaben entwickelt.

Die Kirche, das „Kirchenslawische“ und die Schriftformen haben das Denken, die Sprache, Erinnerung, die Geschichte und Kultur der Kroaten entscheidend geprägt. Das einleitende Zitat des Dichters erhält somit eine tiefere Bedeutung

Literatur

- Dattenböck, Georg (2006): *Vandalen – Gründer von Baiern und Österreich?*; Marchtrenk
- Heydebrand, F. von (1936): *Die Bedeutung des Hausmarken- und Wappenwesens für die schlesische Vorgeschichte und Geschichte*; in *Alt Schlesien*, Nr. 6
- Grossegger, Elisabeth (1992): *Der Kaiser Huldigungs-Festzug Wien 1908*; Wien
- Kroatien = *Kroatien/Hrvatska. Kulturführer* (2006); Zagreb
- Kurze, Friedrich (1889): *Thietmari Merseburgensis episcopi*; Hannover
- Illig, Heribert (1994): *Hat Karl der Große je gelebt?* Gräfelting
- (1996): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; Düsseldorf/München
 - (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München
 - (2003): Split und die Rätsel Altkroatiens; in *Zeitensprünge* 15 (1) 161-190
- Maior, Johann Daniel (1692): *Bevölkertes Cimbrien*; Plön
- nin = www.nin.hr/d/geschichte/html
- Schmoekel, Reinhard ((2006): *Die Merowinger vor ihrem Reich. Die sarmatischen und sigambrischen Wurzeln der Dynastie*; Bonn
- Sergevic, Chr. (1935): Die gotische Abstammung der Kroaten; in: *Nordische Welt*, Nr. 3

Georg Dattenböck, dattenboeck@resi.at

Das St. Severusstift in Gemünden im Westerwald

Vom Schweigen zwischen erster und zweiter Urkundennennung

Renate Laszlo

Abstract: An drei Beispielen wird der Nachweis versucht, wie viel oder wie wenig die vorhandenen Urkunden über reale Geschichte des 9. Jh. ff. aussagen können. So bestätigt sich im 'früher hessischen, nun rheinland-pfälzischen Detail', was Illig und Anwander [2002, 44-46] für einen oberbayerischen Landkreis festgestellt haben: Allzu oft klafft in der Urkundenüberlieferung nach der Phantomzeit ein Loch von mehreren Jahrhunderten.

Das Gebiet um Gemünden und Westerbürg

Seit 1938 kennt man aus Westerbürg Keramik der Hunsrück-Eifel-Kultur. Diese Bodenfunde von Tongefäßen mit Resten aus Feuerbestattungen in der Aue des Hülsbaches in Westerbürg zeigen, dass neben dem Limburger Becken auch die Täler der Westerwaldbäche nach dem Ende der Bronzezeit zumindest vereinzelt von so genannten Urnenfelderleuten besiedelt sind. Gemünden ist ein Ort, der von drei Bächen (*tribus rivulis*) umflossen wird und seinen Namen auf die Einmündung von Holz- und Schafbach in den zur Lahn fließenden Elbbach zurückführt.

Germanische und keltische Flur- und Geotop-Namen erinnern an die Stämme, die das Gebiet in historischer Zeit bevölkern. So soll die Mitte des 17. Jh. erstmals nachgewiesene Bezeichnung „Katzenstein“ für eine Basaltformation im Wald zwischen Gemünden und Westerbürg ursprünglich auf den Stamm der Chatten zurückgehen.

Die zu Tacitus' Zeit noch unabhängigen Chatten, wie auch die Tenkterer, Usipeter, Sigambrier und andere germanische Stämme zwischen den Sachsen im Norden, den Alemannen im Süden, dem Thüringer Wald im Osten und dem Rhein im Westen schließen sich zu einem starken Stammesverband zusammen, der schon im 3. Jh. von den Römern als „Franken“ bezeichnet wird, was soviel wie die Kühnen oder Freien bedeutet.

Hellmuth Gensicke [8] weist darauf hin, dass nach der Aussage des Geographen von Ravenna völlig eindeutig das Flussgebiet der Lahn um die Mitte des 5. Jhs zum Land der Franken gerechnet wird, worauf Büttner [37] im *Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte* zuerst aufmerksam macht.

Damit wird bei dem Gang durch die Jahrhunderte schließlich auch die Zeit der Karolinger erreicht.

Graf Gebhard vom Niederlahngau

Nach einer Urkunde vom 13. 7. 832 erhält der ostfränkische Graf Gebhardt vom Niederlahngau zu seinem Königslehen „im Gebiet der Lahnaue in einem Ort, der Habuch genannt wird, in der Mark von Hadamar“ (*in pago Loganaha in loco, qui dicitur Habuch in Hatimero marca*) von einem Priester Riculf einen Mansus (Hufe, 7,5 ha) Ackerland im Tausch gegen anderthalb Mansen Wald oberhalb des *Richilingisbaches* in der *Heriltibisheimermarca*.

Von Gensicke [44] wird der *Richilingisbach* in der *Heriltibisheimermarca* als „Schwingbach in der Hörnsheimer Mark (Kreis Wetzlar)“ identifiziert. In Riculf vermutet er den Stifter der Kirche zu Reißkirchen (Kreis Wetzlar), das 1304 noch Richolfiskirchen heißt sowie den Priester Richolf, der nach dem *Fuldaer Nekrolog* 856 stirbt und seine Hofstätte zu Rechtenberg, 70 Joch (35 ha) nebst 3 Hörigen zu Habechesheim sowie weitere Güter in Herlebesheim (alles im Kreis Wetzlar) dem Kloster in Fulda schenkt.

Da „Habuch in der Hadamarer Mark“ sonst unbekannt ist, versucht K. Glöckner eine Emendation von *loco qui dicitur Habuch in Hatimero marca* zu *loco qui dicitur Habuchesheimero marca* (Hochelheim in unmittelbarer Nähe von Richolfs Gütern gelegen). Diese Auslegung der Urkunde kann allerdings nicht überzeugen.

Die Stiftungen des Grafen Gebhard

Über die Gründung des St. Severusstifts in Gemünden in 879 durch den Gau- grafen Gebhard von der Niederlahn soll eine Urkunde ausgestellt worden sein, die nur in verderbten und sehr späten Abschriften existiert, die in sehr verwirrender Weise wiederum von verlorenen Abschriften stammen und alle auf einem von dem Probst des St. Severusstiftes im 14. Jh. bei Ludwig von Bayern angeforderten Transsumpt (einer Bestätigung) aus dem Jahre 1333 basieren sollen, das aber auch nicht mehr erhalten ist.

Bei den Abschriften handelt es sich um eine von Erzbischof Richard von Trier beglaubigte Westerburger Kopie aus dem frühen 16. Jh., eine Runkeler Kopie ebenfalls aus dem 16. Jh. und eine auf der Runkeler Kopie basierende Dillenburger Abschrift aus dem 18. Jh. [Kremer 1,39]. Aus diesen drei späten und verderbten Abschriften der nicht im Original erhaltenen Gründungsurkunde, die alle auf die Bestätigung der verbrieften Rechte und Besitzungen durch König Ludwig von Bayern vom 22. 6. 1333 zurückgehen sollen, stellt J. M. Kremer in den *Originis Nassoicae*, ohne Angabe der geringfügigen Abweichungen in den Abschriften, einen Urkundentext her.

Den Text einer weiteren, von den vorgenannten Kopien unabhängigen Abschrift, die ebenfalls auf die Bestätigung König Ludwigs von Bayern zurückgehen soll und aus dem 16. Jh. stammt, bearbeitet H. W. Struck in *Quellen zur Geschichte der Klöster und Stifte im Gebiet der mittleren Lahn bis zum Ausgang des Mittelalters* [Bd. 2, Nr. 667, 1959].

Bereits 845 soll Graf Gebhard zu Kettenbach an der Aar ein Kloster gründen, das im gleichen Jahr von König Ludwig dem Deutschen mit dem Dorf Lierschied im Einrichgau und 70 Joch Land in der Mark Hahnstätten ausgestattet wird (bemerkenswerterweise die gleiche Menge Land, die Riculf etwa um die gleiche Zeit dem Kloster in Fulda vererbt). Die Urkundenlage für Kettenbach entspricht der für das Stift in Gemünden. Die Originalurkunde und die Bestätigung von 1333 durch König Ludwig von Bayern sind nicht mehr erhalten.

Die Stiftung in Kettenbach gibt Gebhard offenbar schon kurze Zeit später wieder auf. Der Grund dafür könnte die entfernungs- und infrastrukturell bedingte ungünstige Lage von Kettenbach im Südwesten des Lahngaus sein, wo sich das Stift hinter einem großen Wald zwischen Aar und Dörsbach versteckte.

Stattdessen gründet der Gaugraf in dem nur ein paar Kilometer von seiner vermutlichen Residenz in Hadamar entfernt liegenden und über den Lauf des Elbbachs bachaufwärts leicht zu erreichenden Ort Gemünden das St. Severusstift, das zusammen mit der neu erbauten Kirche am 9. 11. 879 von Erzbischof Bertolf von Trier eingeweiht wird.

Ungeachtet minimaler Abweichungen stimmen die noch vorhandenen oben genannten Abschriften der Stiftungsurkunde aus dem 16. - 18. Jh. in ihrem Inhalt im Wesentlichen überein:

„Graf Gebhard bekundet, dass er sich mit dem Rat guter Männer und mit Hilfe seines geistlichen Vaters, des Erzbischofs Hetti von Trier, freiwillig Gott geweiht, die geistliche Tonsur genommen und in dem von drei Bächen umflossenen Ort Gemünden seine Kirche neu errichtet und 12 Kanoniker eingesetzt hat, davon sechs Priester (Sacerdotes), und je drei Diakone und Subdiakone, denen er die Nutznießung an seinen Eigengütern gegeben hat, damit sie für sein und seiner Erben Seelenheil Sorge tragen.

Nach Vollendung dieses Werkes und der Bestimmung der Einkünfte der Brüder aus seinen Gütern an jenem Ort, führt er den Nachfolger des Hetti, den Erzbischof Bertolf von Trier, zur Weihe der Kirche herbei, der sie zum Lobe Gottes, seiner heiligsten Mutter, der Jungfrau Maria, des hl. Kreuzes, des hl. Apostels Petrus und des hl. Bekenner Severus sowie zu Ehren aller Heiligen weiht.

Mit Zustimmung seiner Söhne Udo, Bertolf und Berengar stattet der Gau-

graf die Kirche mit seinen Erbgütern zum Nutzen der dort dienenden Kanoniker aus. Zu den Zuwendungen gehören der Novalzehnte der Pfarrei, 3 Mansen an jenem Ort, das Haus, in dem das Brot der Kanoniker gebacken und das Bier gebraut wird, die zwei Dörfer Winnen und Hergenroth, das Gut Hilsse, fünf Mansen zu Wengenroth, zwei zu Kalsberg, je einer zu Wilsenroth und Langendernbach und drei zu Holzhausen. Diese Güter sollen für immer dem Lebensunterhalt der Kanoniker des Stifts dienen.

Gebhard überträgt der Kirche gewisse Eigengüter und bestimmt, dass diese den vorgenannten sechs Priestern durch die Hand des Propstes zu verleihen sind, damit dort sein und seiner Eltern Gedächtnis begangen wird.

Auch die Güter und Ländereien in Kettenbach übergibt Gebhard den Kanonikern zur Vermehrung ihrer Einkünfte. Genannt werden Gebäude, Äcker, Weingärten, Wälder, Felder, Wiesen, Weiden, Gewässer, Fischfang, Flussläufe, Mühlen und Wege, sowie die Orte Daisbach, Hausen über Aar, Hainhausen, Nuenhusen (Neuenhäuser Hof), Orhusen (Oberhäuser Hof), Kettenbach, Rückershausen, Selebach, sowie die Zehnten und Aktivlehen des Stifts zu Kettenbach.

Gebhards Sohn Graf Udo bedenkt das St. Severus Stift am gleichen Tag mit dem Zehnten von Irmtraut und dem Wald von Werholz zum Bau der Stiftsgebäude und lässt diese Schenkung durch den Bann des Bischofs bestätigen.

Geschehen ist dies unter dem Siegel des Ausstellers vor König Ludwig, Erzbischof Bertolf von Trier, Diakon Heinrich, Subdiakon Regenbert, Probst Waltmann und Waldo, dem Abt des Klosters St. Maximin, versehen mit dem Signum der Grafen Ernst, Udo und Berengar im Jahre 879, in der 12. Indikation, 9. Monat November, bei der Weihe durch den Erzbischof von Trier im 4. Jahr König Ludwigs III. des Jüngeren.“

Die ebenfalls in der Stiftungsurkunde genannten Grenzpunkte des *Bifangs*, des Pfarrsprengels, der nicht Eigentum des Stiftes ist, sondern in dem das Stift seine geistlichen Rechte ausübt, sind noch 1504 die gleichen, zumindest für die Ostgrenze [Gensicke 90].

Bis auf den Ort Holzhausen, der sich nicht genau identifizieren lässt, liegen die Schenkungen an das St. Severusstift (außer den Gütern von Kettenbach) nicht nur wie ein Ring in einigen Kilometern Entfernung um das Stift herum, sondern auch verkehrsgünstig im Einzugsbereich der genannten Westerwaldbäche. Der Ort Kalsberch wird noch 1270 in der Nähe von Westerburg erwähnt.

Bei Kremer ist im Vergleich zu Struck anstelle des Dorfes Wilsenroth das in der Nähe liegende Dorf mit dem ähnlichen Namen Willmenrod aufgeführt;

bei den Kettenbacher Zuwendungen an Gemünden fehlen in Kremers Text die 845 von König Ludwig dem Deutschen an Kettenbach gespendeten 35 Hektar Land in der Mark zu Hahnstätten und anstelle von Orhusen (Oberhäuser Hof) ist der Ort Schutzene (Schießheim) genannt.

Gensicke [90] vertritt die Meinung, dass die Stiftungsurkunde „trotz der mangelhaften Überlieferung sicher auf eine echte Vorlage zurückgeht“ und begründet das wenig stichhaltig damit, dass man

„von den auch sonst in der Urkunde bezeugten anderen Personen des 9. Jhs., den Erzbischöfen Hetti und Bertolf, Graf Gebhard und seinen Söhnen, sowie Abt Waldo von St. Maximin, in Gemünden im 13. und 14. Jh. kaum aus einer anderen Überlieferung Kenntnis haben konnte“,

und weiterhin, dass die Urkunde „nur einen geringen Teil der in 1333 nachweisbaren Besitzungen des Stiftes enthält“. Er räumt aber ein, dass

„die Übergabe der *Provende Lehn* von Gebhard an den Probst vielleicht erst vor 1221 interpoliert worden ist, wo dem Probst die *Provendenleyn* gegen jeden Einspruch zugestanden wurden“

und merkt an, dass „die genaue Angabe von 12 Kanonikern für das 9. Jh. allerdings verdächtig ist“ [ebd., 91, Anm. 12].

Helmut Schossau beschäftigt sich 1977 in der Broschüre *St. Severus Gemünden und die Vogtei Westerburg* ausführlich mit der Geschichte des Stifts von den Anfängen bis ans Ende des 18. Jh., als noch ein Rest des Stifts besteht, vertreten durch die Pfarrer von Gemünden, Westerburg und Schadeck. Schossau [17] schreibt:

„Wie ein großer Fels in einsamer Landschaft steht die Gründungsurkunde des Stifts vor uns. Mit diesem Dokument aus dem Jahre 879 bricht die urkundliche Überlieferung ab und setzt erst wieder mit dem Jahr 1221 ein.“

In der Tat steht die nur in späten und verderbten Abschriften erhaltene Stiftungsurkunde von 879 völlig singulär in der historischen Tradition des St. Severusstifts zu Gemünden. Danach gibt es mehr als 300 Jahre keine Mitteilung über das Stift. Es ist nicht einmal bekannt, wann und wo der Stifter Graf Gebhard vom Niederlahngau seine letzte Ruhestätte findet.

Erst 342 Jahre später, zu Beginn des 13. Jh. beginnen die Quellen der Überlieferung zu sprudeln, nicht nur in Urkunden, sondern auch in Form von Mitteilungen über die Pröpste von Gemünden, die Vögte, die Vogteirechte der Herren von Westerburg und anderes, aber auch so banale Mitteilungen, dass die Insassen der Stifte Spitznamen haben und die Gemündener Kanoniker „Heufresser“ genannt werden. Eine Reise des Propstes und zwei seiner Kleriker nach Limburg zur Beratung mit den Geistlichen des St. Georgenstiftes ist dokumentiert, wie auch der Kontakt des Stiftes mit Wallfahrern, die

1232 auf ihrem Pilgerzug von Ahrweiler nach Marburg auf einem Teilstück der späteren „Rheinstraße“ nördlich von Salz, an Weltersburg vorbei, über Willmenrod und Berzhahn nach Gemünden gelangen, dort ihr Nachtlager nehmen, und dann weiter über Seck, hinter Westenburg her über Rennerod, Emmerichenhain nach Haiger und über Gladenbach nach Oberhessen pilgern. Auch Klagen der Vögte sind aktenkundig, wie die von Reinhard, Herr von Westenburg und Schaumburg, der schwere Anschuldigungen gegen die Geistlichen des Stifts wegen der Sittenverderbnis und mannigfacher Missbräuche erhebt, durch die das Vermögen zurückgegangen und ein ausreichender Lebensunterhalt nicht mehr gesichert sei.

Die erste Urkunde stammt vom 21. 8. 1221, in der Erzbischof Dietrich von Trier Streitigkeiten zwischen dem Probst von St. Severus und dem Vogt Siegfried von Westenburg schlichtet und den Kanonikern nicht nur die Hälfte des Zehnten gegen Siegfried, sondern auch die bereits erwähnte Verleihung der „Provendeley“ ohne Einspruch zuerkennt.

Über die Stiftskirche, die nach der Urkunde „zum Lobe Gottes ... und zu Ehren der Heiligen geweiht“ und mit Gütern und Ländereien ausgestattet wird, schreibt der nassauische Historiker C. D. Vogel [31] ohne Quellenangabe, dass Graf Gebhard schon 850 daran dachte, das 845 in Kettenbach an der Aar gegründete Stift nach Gemünden zu verlegen und fährt fort:

„Zwanzig und mehr Jahre gingen hier über die Erbauung der Kirche hin, die endlich 879 vollendet und dem heiligen Severus als Schutzpatron übergeben wurde.

Daraus folgert Schossau, dass die 879 geweihte erste Stiftskirche, über deren Bauart und Aussehen die Stiftungsurkunde nichts aussagt, wegen der langen Bauzeit eigentlich ein größeres Bauwerk aus Stein gewesen sein müsste. Aber für diese Kirche fehlen jegliche architektonischen und archäologischen Nachweise und es ist auch sonst absolut nichts über sie bekannt.

Die Fachleute sind einhellig der Meinung, dass die jetzige Stiftskirche zu Gemünden *nach Bautypus, dem Rest der Gesimse und Basen* der südlichen Arkaden sowie der *romanischen Ausmalung* der Vierung und des Chores erst zu Beginn des 12. Jh. errichtet wird.

Im Laufe der Jahrhunderte wird die Kirche mehrfach restauriert, unter anderem auch nach einer Brandbeschädigung im 15. Jh. Von einer Vorgängerkirche wird unerklärlicherweise bisher niemals eine Spur gefunden, auch nicht bei der Grabung im Verlauf der letzten umfassenden Restauration der Kirche in den Jahren 1971/74. Dem Passus in der Stiftungsurkunde,

„dass Gebhards Sohn Graf Udo das St. Severus Stift am gleichen Tag mit dem Zehnten von Irmtraut sowie mit dem Wald von Werholz zum Bau der Stiftsgebäude bedenkt und diese Schenkung durch den Bann des Bischofs bestätigen lässt,“

ist zu entnehmen, dass bei der Gründung das Stiftsgebäude offenbar noch nicht errichtet oder fertig gestellt ist und dafür noch Bedarf an Bauholz besteht. Es erhebt sich die Frage: Was wird eigentlich 879 in Gemünden eingeweiht? Vielleicht eine kleine Holzkirche, von der keine Spur mehr erhalten ist und ein noch nicht errichtetes oder nur halbfertiges Stiftsgebäude, das im Wesentlichen nur aus dem Haus besteht, in dem „das Brot der Kanoniker gebacken und das Bier gebraut wird“!

Die Westerburg

In der Gründungsurkunde des St. Severusstifts wird in dem Passus „Geschehen ist dies unter dem Siegel des Ausstellers vor König Ludwig“ die Anwesenheit des Königs bei der Einweihung bestätigt und der König als erster Zeuge vor dem Erzbischof Bertolf von Trier angeführt. Auch das vierte Regierungsjahr Ludwigs III., des Jüngeren (876–882), wird in der Urkunde genannt. Nach Gensicke spricht nichts gegen eine Zeugenschaft des Königs in Gemünden am 9. 11. 879,

„da dieser Ende des Jahres in Frankfurt (Böhmer-Mühlbacher Nr. 1563 e) und erst am 22. 11. 879 in Regensburg (Böhmer-Mühlbacher Nr. 1564) weilte“.

Es wird seit alters her immer wieder berichtet, dass König Ludwig während der Einweihungsfeier des St. Severusstifts in Gemünden auf der Westerburg übernachtet hat. In der Stiftungsurkunde wird der Tagesablauf des Königs nicht erwähnt, auch nicht, wie und in welcher Begleitung er nach Gemünden kommt oder wo er die Nacht verbringt. Das ist auch kein Wunder, geht es doch darin eigentlich nur darum, die Schenkungen an das Stift zu bezeugen.

Der Umstand, dass zu den Legaten an St. Severus das im Unterflecken der Ansiedlung um die Westerburg, im Tal des Hülsbachs gelegene Gut Hilsse sowie fünf Mansen Land in dem benachbarten, seit 1969 in die Stadt Westerburg eingemeindeten Dorf Wengenroth gehören, lässt den Schluss zu, dass die auf einem nach Westen steil abfallenden Basaltkegelstumpf thronende Burg der Herren von Westerburg und Runkel in dem nur einen Steinwurf von den erwähnten Stiftungsgütern entfernten, durch Stadtmauer und Graben befestigten und abgetrennten Oberflecken zur Zeit der Gründung des St. Severusstifts schon besteht und mit den drei Stadttoren, der *Pforte* an der Hergenrother Straße, der *Mittelpforte* sowie dem *Gemündener Tor* zusätzlich gesichert ist, sich also ganz hervorragend als Übernachtungsort für einen König und sein Gefolge eignet.

Die aus Basaltsteinen erbaute Burg liegt drei bis vier Kilometer von Gemünden entfernt und ist durch den gräflichen Forst oder über den Schafbach auch in früherer Zeit leicht zu erreichen.

Das Jahr der Erbauung ist unbekannt. Eventuelle Urkunden darüber sind in den Wirren der Zeitläufte verloren gegangen. In *St. Severus Gemünden und die Vogtei Westerburg* schreibt der Herausgeber Willy Mehr [1] in der Einleitung:

„Gemünden oder Westerburg, welches Gemeinwesen entstand zuerst? Geschichtlich ist diese Frage bis heute nicht zu beantworten. Ob das Severusstift im 9. Jahrhundert nach Gemünden verlegt wurde, weil die Westerburger Herren bereits eine ‚Kaiserliche Vogtei‘ inne hatten, oder ob die Vogtei Westerburg zum Schutz des Stiftes und seiner Besitzungen eingerichtet wurde, liegt im Dunkel.

Das Vorwort von Band 10 der *Westerburger Hefte* beginnt der gleiche Autor mit der Feststellung:

„Es ist für einen Historiker noch immer schwer, aus dem 9. bis zum 13. Jh. etwas über Westerburg zu erfahren. Zu oft sind archivalische Nachrichten hierüber verderbt übernommen oder ganz vernichtet worden.“

Dem *Hessischen Hauptstaatsarchiv (HHStA)* in Wiesbaden ist zu entnehmen, dass „das Archiv der Herrschaft Westerburg mehrfach fremde Zugriffe, Beraubungen und Veräußerungen erlitten hat“ [Greif 15].

In der *Gerechsamkeit der Herrschaft* § 26, *HHStA Wiesbaden 339/1931*, schreibt Johann Ludwig Knoch, Archivar in Westerburg von 1756 bis 1762, „dass das Archiv in verwirrenen Zeiten in solcher Confusion war, dass die genauen Umstände einer Sache unmöglich eingesehen werden konnten“.

In der *Mitteilung HHStA Wiesbaden* [212, 8248, S. 31] wird ausgeführt, dass das Archiv zu Westerburg in den französischen Revolutionskriegen erbrochen und eines großen Teils seiner Litteralien beraubt worden ist.

Oskar Fuchs, der von 1921 bis 1933 Pfarrer in Westerburg ist, befasst sich nebenamtlich eingehend mit der Geschichte des Grafenhauses und der Burg. Aus einer Eintragung in *HHStA Wiesbaden 339, Findbuch Bd. 1, Vorbemerkungen*, geht hervor, dass er noch über „früher im Westerburger Archiv enthaltene Archivalien“ verfügt, die „1937 aus den Händen des Pfr. Fuchs in den Besitz des fürstl. Leiningischen Archivs zu Amorbach übergangen“ und heute nicht mehr auffindbar sind. Weiterhin ist bekannt, dass

„Graf Gustav Friedrich (1876–1929) wenige Jahre vor seinem Tod den Westerburger Archivhauptbestand dem Staate Preußen geschenkt hat. Dieser Bestand wurde in das Archiv Wiesbaden eingestellt. Kurz vor Ende des 2. Weltkrieges wurden die wichtigsten Archivalien dieses Bestandes ausgelagert und sind bei Kriegsende verloren gegangen.“

Pfarrer Fuchs legt die Entstehung der Burg in das 9. Jh. fest. Um diese Zeit entstehen auch die Burgen der jeweils etwa 25 km südlich und südwestlich von Westerburg liegenden Städte Limburg und Weilburg. (Vom 19.-30. Mai

dieses Jahres feierte die Stadt Weilburg mit großem Aufwand ihr als „kleiner Hessentag“ angekündigtes 1100-jähriges Bestehen).

Nach der Sage soll die Westerbürg noch früher entstanden sein. So ist in einem in der Burg befindlichen, 1840 restaurierten Stammbaum ein sagenhafter Melchior von Westerbürg als erster Westerbürger Stammherr für das Jahr 210 n. Chr. als Ahnherr eingetragen.

Weil die Stadtrechtsurkunde von 1292 die Westerbürg als *oppidum* ausweist, siedelt der Autor der *Kleinen Stadtgeschichte* mit Vorbehalten an der gleichen Stelle auf dem Basaltplateau eine nicht nachzuweisende keltisch-germanische Fliehbürg an.

Eine von Graf Konrad von Westerbürg (1893-1993) in Auftrag gegebene und 1986 vorgelegte baugeschichtliche Untersuchung konstatiert für die beiden ältesten Bauteile der Burg, einen Wohnturm und ein Wohngebäude, eine Entstehungszeit zwischen 1180 und 1200. Spuren eines Vorgängerbaus werden nicht gefunden Diese Bauzeit korrespondiert mit den ersten schriftlichen Aufzeichnungen über die Westerbürg aus dem 12. Jh. und dem Beginn des 13. Jh.

Als Urahn der Burgherren gilt Siegfried I. von Westerbürg und Runkel, der erstmals in einer Urkunde vom 1. April 1159 genannt wird (*Siegfried von Westerbürg*). Sein offenbar vor 1191 geborener Sohn Siegfried II. wird 1209 erstmalig in einer Urkunde für das Kloster Maria Laach erwähnt. Es ist der gleiche Siegfried, der 1221 als erster Vogt des St. Severusstifts in Gemünden urkundlich bezeugt ist.

Für die Stiftskirche St. Severus in Gemünden und die Westerbürg trifft zu, was bei vielen Ansiedlungen der Fall ist. Zweifelhafte Abschriften oder rückwirkend eingeschobene Bestätigungen und Mitteilungen aus dem Mittelalter sowie die daraus resultierenden Überlieferungen weisen auf eine Entstehung im 9. Jh. hin, nach den bauhistorischen Untersuchungen und den literarischen Quellen sind die Gebäude aber erst rund 300 Jahre später im 12. Jh. nachweisbar.

Die Besonderheit daran ist, dass die drei dazwischen liegenden Jahrhunderte eine Leerzeit darstellen, aus der so gut wie gar nichts bekannt ist, in der nichts geschieht und sich nichts verändert, und sich somit das 12/13. Jh. an das 9. Jh. anzuschließen scheint.

St. Lubentiusstift in Dietkirchen

Als ein weiteres Beispiel von vielen darf ich das St. Lubentiusstift in Dietkirchen (bei Limburg) an der Lahn anführen. Lubentius wird zuerst im 8. Jh. in der Vita des heiligen Maximin genannt. Nach Quellen aus dem 11. und frühen 12. Jh. soll er im 4. Jh. nicht nur in Kobern an der unteren Mosel, sondern

auch im Raum von Dietkirchen missioniert haben, und seine Gebeine sollen nach seinem Tod auf wunderbare Weise auf dem Flussweg nach Dietkirchen gekommen sein. Für Gensicke bietet diese Überlieferung einen Hinweis auf eine besonders frühe Mission des Lahngebiets, das um die Mitte des 5. Jh. zum Frankenreich gehört. Das 4. Jh. erscheint ihm allerdings zu früh, deshalb setzt er den Beginn der Mission ziemlich willkürlich ins 6. Jh.

Nach einem kurzen Auszug einer von Brouwer in *Metropolis ecclesiae Trevericae* I, 260 f., in der Ausgabe von C. v. Stramberg (Hrsg. 1855–56) zitierten Urkunde schenkt ein Diakon Adelbert 841 die Klausen Nentershausen dem Kloster zu Dietkirchen. Gensicke [88 f.] hält es für möglich, dass Brouwer die Datierung vornimmt, und es durchaus auch 877 oder, weniger wahrscheinlich, 900 sein könnte, verweist in einer Anmerkung auf Goerz MR III Nr. 2117 und schreibt dazu auf:

„Wir haben keinen Anlass am Inhalt der Urkunde zu zweifeln, da 1251 Erzbischof Arnold von Trier dem Kapitel zu Dietkirchen die Pfarrkirche zu Nentershausen, die demselben schon seit alter Zeit gehörte, nach Verzicht des damaligen Inhabers, inkorporierte.“

Gensicke unterliegt hier einem Denkfehler: Wenn die Pfarrkirche zu Nentershausen schon seit alters her dem Kapitel des Stifts zu Dietkirchen gehört, kann es 1251 keinen damaligen Inhaber geben, der Verzicht leistet, und die Kirche braucht auch nicht mehr durch eine Urkunde des Erzbischofs Arnold von Trier dem Stift inkorporiert zu werden.

In Dietkirchen haben wir die gleiche Situation wie in Gemünden. Mit dem von Brouwer im 17. Jh. erwähnten zweifelhaften Bruchstück einer Urkunde von 841 soll das Stift in Dietkirchen von einem Diakon Adelbert eine als Klausen bezeichnete Pfründe zu Nentershausen geschenkt erhalten und mit einer vermutlich echten Urkunde von 1251, die vielleicht vom Probst des St. Lubentiusstifts als Bestätigung der Schenkung aus dem 9. Jh. beim Erzbischof Arnold von Trier angefordert wurde, wird die Pfarrkirche zu Nentershausen erneut in das Stift eingegliedert, nachdem man mehr als 300 Jahre so gut wie nichts vom Lubentiusstift und der Kirche in Nentershausen gehört hat.

Literaturverzeichnis

- Böhmer, Johann Friedrich / Mühlbacher, Engelbert (²1908): *Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern I*; Hildesheim
- Brouwer, Christoph. / Masen, Jacob (1671): *Antiquarium et annalium Trevirensium libri XXV*; Lüttich
- (1855/56): *Metropolis ecclesiae Trevericae I-II*, Ausgabe von C. von Stramberg; Koblenz
- Büttner, Heinrich (1951): Frühes fränkisches Christentum am Mittelrhein; in *Archiv für mittelhheinische Kirchengeschichte*, III, S. 9 ff.

- Gensicke, Hellmuth (1958): *Landesgeschichte des Westerwaldes*, Veröffentlichung der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz gemeinsam mit der Historischen Kommission für Nassau, Band XIII; Wiesbaden
- Glöckner, Karl (1929-1936): *Codex Laureshamensis*, I-III, (Arbeiten der Historischen Kommission für den Volksstaat Hessen); Darmstadt
- Goerz, Adam (1876-1886): *Mittelrheinische Regesten (MR)*, I-IV; Koblenz
- Greiff, Karl (1999): *Westerburg, Stadt seit 1292*; Westerburg
- Huyskens, Albert (1908): *Quellenstudien zur Geschichte der hl. Elisabeth Landgräfin von Thüringen*; Marburg
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*; Gräfelting
- Kremer, Johann Martin (1779): *Originis Nassoicae*, I-II; Wiesbaden
- Lehmann, Johann Georg (1866): *Geschichte und Genealogie der Dynasten von Westerburg*; Wiesbaden
- Mehr, Willy (1978): *Siegfried von Westerburg*, Reihe Westerburger Hefte Nr. 10; Westerburg
- (1985): *Kleine Stadtgeschichte*, Reihe Westerburger Hefte Nr. 21; Westerburg
- Schnetz, Joseph (Hg., 1940): „in patria Francorum“, *Geograph von Ravenna IV 24, Itineraria Romana II* 1940, 61; Leipzig
- Schossau, Helmut (1977): *St. Severus Gemünden und die Vogtei Westerburg*, Reihe Westerburger Hefte Nr. 7; Westerburg
- Stramberg, Christian von (Hg., 1855/56) s. Brouwer, C. / Masen, J.
- Struck, Wolf Heino (1956): *Das St. Georgenstift, die Klöster, das Hospital und die Kapellen in Limburg an der Lahn, Regesten 910 bis 1500*, (Veröffentlichung der Historischen Kommission für Nassau XII, 1); Wiesbaden
- (1959): *Quellen zur Geschichte der Klöster und Stifte im Gebiet der mittleren Lahn bis zum Ausgang des Mittelalters*, Bd. 2, Nr. 667; Wiesbaden
- Wiese, Ernst (1911): *Urkundenbuch der Stadt Wetzlar*, I; Marburg

Renate Laszlo, 56462 Höhn, Postfach 1

Originales vom Erzfälscher Wibald von Stablo

Marianne Koch

Abstract: Auf der Grundlage des römischen Privatrechts wird das Vitenbildkonzept einer Altartafel-Zeichnung aus dem Kloster Stablo entschlüsselt. Die Abtei Stablo tritt uns hier als Teilnehmer im Kreditierungsverfahren einer Eigentumswirtschaft entgegen. Mit der neuen Übersetzung der Vitenschriftbänder gibt die Verfasserin dem Text seinen materiellrechtlichen Inhalt zurück. Merkmale römischer Rechtsgeschäfte, von der urkundenähnlichen Bildform- und -aussage abgeleitet, stützen die Interpretation.

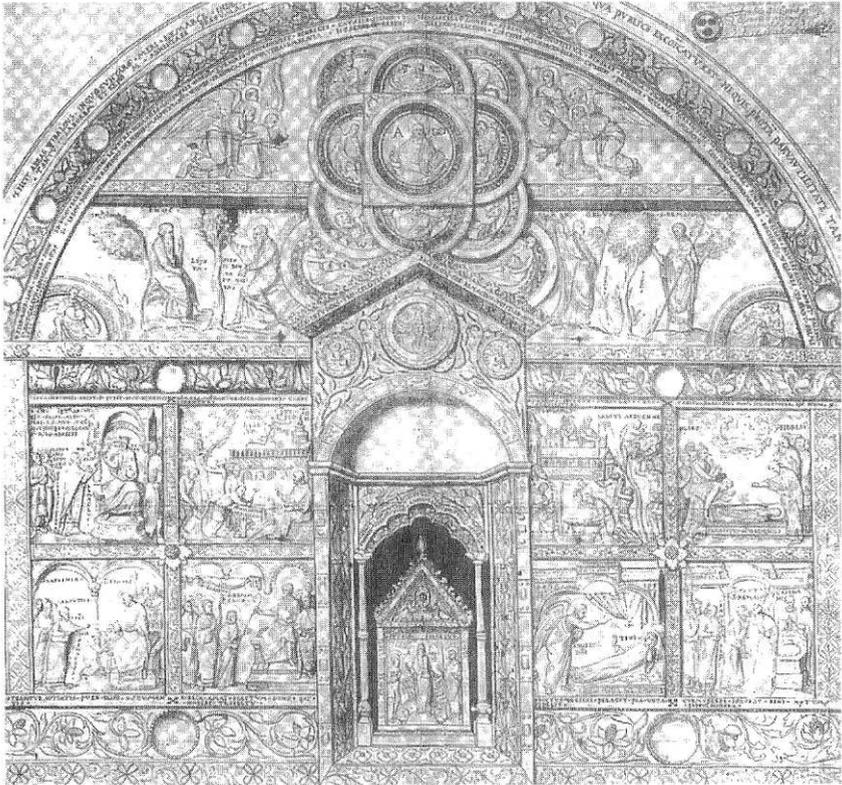
Im Jahr 2006 konkurrierten in Norddeutschland gleich zwei Großausstellungen zum hohen Mittelalter miteinander. Während Paderborn mit *Canossa – Erschütterung der Welt* seine Mittelalterverdunkelungsstrategie von 1999 fortsetzte und den Besucher auf verschleierte Erkenntnispfade schickte, die ihn nur selten ein Exponat deutlich wahrnehmen ließen, boten die Magdeburger mit dem *Römischen Reich Deutscher Nation* ein erfrischend konservatives Ausstellungskonzept und manches Aha-Erlebnis.

Das Ausstellungsstück Nr. IV. 19, Zeichnung des Remaclusretabels der Klosterkirche von Stablo [Ausstellungskatalog 2006, 204/05], erscheint unter all den Schätzen auf den ersten Blick wenig spektakulär.

Warum der Rückschluss auf eine originale Wibaldstiftung der Remaclusaltarbildwand möglich ist

Die sehr detaillierte Zeichnung einer Altarbildwand mit großem Bogenabschluss – 87 x 86 cm, an den Seitenrändern beschnitten – hat sich als notariell beglaubigte Urkunde in den Akten des Reichskammergerichts zu einem Stabloer Liegenschaftsprozess von 1661/66 erhalten. Der Zeichenstil der Urkunde selbst ist dem 17. Jh. verpflichtet. Im Bogenfeld wird Abt Wibald († 1158) als Stifter genannt. Den *Zeitensprünge*-Lesern ist Wibald durch Anwänders Faußnerbesprechung [2003, 518; 2005, 701] und Faußner [2003] bekannt.

Die Kölner Kunsthistorikerin Susanne Wittekind [2004, 235 f.] belegt in ihrem Werk zur Kunst- und Liturgiekonzeption bei Wibald von Stablo den Weg der überlieferten Zeichnung als Kopie von einer um 1588 entstandenen, sehr genauen Goldschmiedezeichnung, angefertigt zwecks Wiederaufbau des Retabels nach Reparaturarbeiten am Chorgewölbe der Kirche.



Remaclusretabel, Klosterkirche von Stablo [Ausstellungskatalog 2006, 204 f.]

Das Originalretabel aus dem 12./13. Jh. wird durch zwei bewahrte Emaillemedaillons [Katalog 1, 201 IV, 18a/b] und zwei Schriftzeilenbruchstücke fassbar. Aus dem Maßstabvergleich mit der vorliegenden Zeichnung errechnet Wittekind die Originalgröße von 275 cm Höhe zu 311 cm Breite, jedes der 8 Vitenfelder im Sockelbereich misst 45 x 45 cm. Der zwischen ihnen eingestellte Reliquienschrein hat eine Gesamthöhe von 77 cm [Wittekind 237].

Aufstellungsort war nach Wittekind der Ostabschluss des Mönchschores der Abteikirche, in der Sichtachse den Hochaltar überragend. Bis zum Ende des 17. Jh. wird er dort als Matutin-Altar oder Babolenusaltar erwähnt [ebd. 244 f., Anm. 67 u. 77].

Anmerkungen aus dem erhaltenen Briefbuch Wibalds erweisen ihn als großzügigen Stifter von Kirchenschmuck für seine Heimatabtei Stablo mit besonders guten Beziehungen zu Goldschmieden [ebd. 319]. Im 12./13. Jh. ist Wibald der einzige in Frage kommende Stifter und Konzeptor, der über finanzielle und handwerkliche Ressourcen, die geistliche und weltliche Bildung sowie den Zugang zur Abtei für die Aufstellung eines derartigen Monuments verfügt.

Warum das Remailus-Retabel aus seinem kunstgeschichtlichen Rahmen fällt

Als Retabel bezeichnet die Kunstgeschichte vorgotische Altartafelbilder, i.d.R. kleiner, meistens bebildert mit *Maiestas Domini* und/oder Ausschnitten aus altem und neuem Testament. Die augenfälligen Besonderheiten des Remailusretabels sind erklärungsbedürftig:

- Seine Monumentalität und sein architektonischer Aufbau in Wandsockel mit Bogenzone im Verhältnis 1:1 erinnern an ein triumphbogenhaft überhöhtes Portal.
- Im abschließenden äußeren Schriftbandbogen befindet sich Wibalds Stifterinschrift mit Angabe des verwendeten goldenen und silbernen Materialwertes; die Gesamtausgabe wird mit 100 Mark beziffert.
- Ein darunter liegender zweiter Schriftbogen benennt die zu Stablo gehörenden Liegenschaften.
- Der eingestellte Reliquienschrein des heiligen Gründungsabtes Remailus, 77 x 32 cm, unter der vorkragenden Ädikula im zentralen Mittelfeld der Basishälfte, erweckt den Anschein einer Heiligengrabsnische. Die Kombination zum Ensemble ist einzigartig.
- Die jeweils vier rechts und links der Tumba angeordneten vergoldeten Vitenfelder zeigen keinen Bibelheiligen, kein einziges Heiligenwunder, keine Missionstat, sondern Weg und Werk eines verantwortungsvollen Hausvaters. Fünf der Bilder spiegeln Urkundenqualität einschließlich

Rechtssymbol und benannter Zeugen. Aber auch die übrigen drei Felder haben Nachweischarakter (s.u.).

Wittekinds Wibaldbuch gibt einen profunden Einblick in Kommunikationswege und -medien, theologische und politische Standorte Wibalds und führender Zeitgenossen, zeichnet Liturgie als zeitgenössisches pädagogisches Erlebnis nach und künstlerische Einflusszonen auf. Hierbei gibt sie dem Retabel zentrales Gewicht für die Erzeugung gemeinschaftsbegründender Geisteshaltung, neudeutsch „corporate identity“.

Wittekinds umfassender Interpretation, immer bezogen auf geistig-religiöse Inhalte, entgeht allerdings das offensichtliche Hauptanliegen der Bildwand. Sie nimmt den Urkundencharakter von Einzelheiten durchaus wahr, erkennt ein ungewöhnliches Ensemble, registriert das Gesamtwerk aber nicht als Urkundenensemble und kann es nicht als Bonitätsausweis identifizieren und gewichten. Hier setzt meine Untersuchung ein.

Im Folgenden soll aufgewiesen werden, dass sich Stabulo unter Wibald als Teilnehmer am Verkehr der Eigentumswirtschaft präsentiert, sowohl als potentieller Darlehensgeber/Gläubiger wie Darlehensnehmer/Schuldner. Kriterien, die auch heute jede Kreditbank prüft, werden in den Vitenbildern wiedererkannt:

Rechtssubjekt, Geschäftsfähigkeit, Verfügungsberechtigung, Vertretungsvollmacht, Kreditfähigkeit, Kreditwürdigkeit, ordnungsgemäße Geschäftsführung und Haftungsrahmen/Haftungsbegrenzung.

Wie der von Heinsohn/Steiger entschleierte Eigentumsbegriff römische Rechtsfiguren klärt

Exkurs: Eigentumswirtschaft

Aus der Geschichte kennen wir drei unterschiedliche Gesellschaftssysteme materieller Reproduktion [Heinsohn/Steiger 1996, 17 f.].

- Solidargemeinschaft der Stammesgesellschaft ist ein auf Verwandtschaft aufbauendes Herrschaftsregime nach der Sitte, das lediglich die Nutzung von Gütern als Besitz kennt. Kein Eigentum. [ebd. 203]
- Befehlsgesellschaft des Feudalismus und Realsozialismus basiert auf der Herrschaft über tributpflichtige Unfreie, kennt ebenfalls nur den Besitz und seine Güterverteilung [ebd. 209]. Kein Eigentum.
- Eigentumsgesellschaft der Freien holt ihre Herrschaftsregelungen nicht aus der Gütersphäre, sie verfügt über Eigentum und Besitz [ebd. 94]. Sie bedarf des Rechtsstaats.

Der Unterschied zwischen den ersten beiden Strukturen und der Eigentümergesellschaft ist prinzipiell, er ist ein Qualitätssprung.

1. Zwischen -6. und -4. Jh. wird in antiken Stadtstaaten das Eigentum erfunden. Das römische Recht hat keine substantivische Vokabel für Eigentum. Solcherart Übersetzung bedeutet immer Besitz. Der unstoffliche Inhalt des Rechtsguts „Eigentum“ wird gerade durch seine verbale Form ausgedrückt: *meum esse ex iure Quiritium*, behaupten Kläger und Beklagter im Prozess – d.i. Meinsein aus quiritischem (ausgerufenem) Recht [Kaser 1986, 350].

2. Eigentum ist ein abstraktes Ding. Man kann es nicht sehen, riechen, schmecken oder anfassen [Heinsohn/Steiger 1996, 19]. Es entsteht durch Rechtsakt. Es ist ein Rechtstitel, der den Verkauf, aber vor allem die Belastbarkeit und Verpfändbarkeit im Kreditkontrakt ermöglicht.

3. Eigentum bedarf der Rechtsordnung zu seiner Erzeugung, zu seinem und seiner Eigentümer Schutz. Es tritt als unstoffliches Gut zum Besitz hinzu; um es nicht zu verlieren, muss es bewirtschaftet werden [Heinsohn/Steiger 1996, 437 f.].

4. Bewirtschaftung von Eigentum erfolgt im Kreditvertrag. Beide Vertragspartner sind Eigentümer, gleiche und freie. Der Gläubiger blockiert sein Eigentum um den Wert des Darlehens, das er dem Schuldner übergibt. Dafür erhält er einen Zinsausgleich. Der Schuldner blockiert sein Eigentum, weil er es als Sicherheit für Darlehen und Zinsausgleich einsetzt. Bei nicht termingemäßer Darlehensrückzahlung muss er friedlich die Vollstreckung in sein Eigentum dulden [ebd. 439]. Kredite gibt es also nur in der Eigentumswirtschaft. Kreditwirtschaft ist ein zentrales Kriterium der Eigentumswirtschaft.

5. Eigentum bedarf des Staates. Er garantiert die Vertragsfreiheit und die Erfüllung von Verträgen durch Klageschutz. Er schafft Rechtsordnung und Gerichtsstand, stellt Hilfskräfte, die dem säumigen Schuldner die widerstandslose Vollstreckung in sein Eigentum erleichtern. Nur in der Eigentumswirtschaft gibt es Staat als rechtsstaatlichen Garant, der den herrschaftlichen (gewaltsamen) Güterzugang verhindert [ebd. 437]. Weitere Erläuterungen zum Konzept der Eigentumswirtschaft bei Heinsohn/Steiger gibt Niemitz [2000, 318; 2001, 691].

Wie mittelalterliche Lebenswirklichkeit im Lichte römischen Rechts hervortritt

Interpretation des Vitensockels am Remaclus-Retabel, unten links nach oben rechts:

1. Die Übergabe des Knaben Remaclus an Bischof Eligius (Bild S. 394) ist in der rechtlich vorgeschriebenen spätantiken Form für Übergabegeschäfte, wie Verkauf, Heirat, Adoption, der *traditio* dargestellt. Sachverhalts-



Bild 1: Übergabe des Knaben Remaculus an Bischof Eligius [Ausstellungskatalog 2006, 204 f.]



Bild 2: Bischofsinvestitur des Remaclus [Ausstellungskatalog 2006, 204 f.]

merkmale sind: Aufgabe von Herrschaftsrecht, Annahme dieses Rechts, Willensübereinstimmung, mindestens fünf Zeugen, die nicht nur den Akt selbst bezeugen, sondern auch für die Übergabeberechtigung haften.

Die Hingebungsgeste der Vaterhände, ermahrender rechter Zeigefinger und nach unten offene Linke, sagt: Geh! Der Vater, als *paterfamilias* alleiniger Rechtsvertreter der Familie, gibt seine *patria potestas*, die väterliche Gesamtvollmacht im Innenverhältnis, auf und entlässt den Knaben in das entsprechende neue Gewaltverhältnis der Familie unter Eligius [vgl. Wandruszka 113 ff.]. Diese neue *familia* ist eine geistliche Gemeinschaft, angedeutet durch Nimbierung des Eligius wie auch Remaclus'. Der lat. Familiabegriff geht über den blutsverwandtschaftlichen Verband hinaus, umfasst jedes geborene oder tradierte Mitglied außer Sklaven und ist in juristischer Sicht eine Gesellschaft mit dem allein rechts- und prozessfähigen *paterfamilias* (Vater, Bischof, Abt) an der Spitze.

Die korrespondierende Annahmegeste des Eligius, ausgestreckter rechter Arm mit nach oben offener Hand, sagt: Ich nehme dich auf! Remaclus ist somit in die Gesellschaft des Eligius eingetreten, seine erbrechtlichen Ansprüche aus der alten Familie verbleiben allerdings beim Knaben und gehen in die Haftungsmasse der neuen *familia* ein. Eligius ist jetzt sein *paterfamilias*.

Willensübereinstimmung ist gegeben, ein Irrtum über das Rechtsgeschäft ausgeschlossen. Sechs Zeugen, darunter die Mutter – besonders wichtig, da sie künftige Versorgungsansprüche an den Sohn aufgibt – bekunden den Akt.

Offizieller geht es kaum. Sicherheitshalber sagt uns die Bildunterschrift aber genau: TRADITUR AUTENTIS PUER ELIGII DOCUMENTIS (übers.: Dem Eligius wurde der Knabe mit Originalurkunde übergeben).

Der Hl. Eligius (588 –659) war nacheinander Goldschmied, Münzmeister unter König Dagobert, Priester, Klostergründer und Bischof von Noyon. Diese phantomzeitliche Figur ist auch durch sein Beschlagswunder bekannt.

2. Die Bischofsinvestitur des Remaclus (Bild S. 395)

ist wieder als rechtsrelevantes Übergabegeschäft gestaltet. Diesmal entlässt der *paterfamilias* Eligius den erwachsenen jungen Mann durch weg-schiebenden Handgestus aus seiner Gesellschaft in Richtung auf den namentlich erwähnten König Sigibert. Der nimmt ihn allerdings nicht in seine königliche *familia* auf, sondern überreicht Remaclus den Bischofsstab.

Nach römischem Recht kann ein erwachsener Sohn zu Lebzeiten des Vaters nur dann Rechtssubjekt werden, wenn der Vater in einer verkaufsähnlichen Handlung seine *patria potestas* an einen neuen *paterfamilias* delegiert, das Geschäft aber fehlschlägt, weil die Herrschaftsvollmacht nicht angenommen wird. Dieses Rechtsinstitut der Emanzipation ist im Bild festgehalten. Die Stabübergabe des Königs an Remaclus bedeutet nicht nur die Zurückwei-

sung des Antrags auf Aufnahme in die königliche *familia*, sie konstituiert im selben Moment die Rechts- und Geschäftsfähigkeit des Sohnes.

Die Nimbierungen von Eligius, Remaclus und Sigibert signalisieren, dass die Beteiligten sich einig sind, er solle eine eigene geistliche *familia* gründen. Sechs Zeugen sind anwesend.

Das Bildkonzept Wibalds um 1150 ist angesichts der Trennung von geistlicher und weltlicher Gewalt nach dem Wormser Konkordat 1122 erstaunlich. Für geistliche Ämter hatte der König/Kaiser kein Investiturrecht mehr. Die Lebenswirklichkeit lässt aber auch Barbarossa 1152 Wichmann von Magdeburg als Bischof investieren.

Die Bildunterschrift unterstreicht die Qualifikation zur Emanzipationsurkunde: X RECX AMAT ELECTUM DONO DAT HABERE TRAIECTU [übers.: Der christliche König liebt den Gewählten (und) er stattet mit Geschäftsfähigkeit aus (wörtlich: gibt zu haben von der Trahierungsgabe – d.h. rechtlich wirksame Übergabegeschäfte tätigen zu können)].

3. Trudos Traum

hat keinen Dokumentcharakter, dient aber zusammen mit dem nächsten Bild als Ausweis für den Geschäftsscharakter der Abtei Stablo. Remaclus selbst ist nicht dargestellt. Ein Mann namens Trudo hat offenbar einen Angsttraum. Ein Engel erscheint ihm, der mit Fingerzeig auf Remaclus im nächsten Bild weist. Aussage: Du hast Sorgen, gehe zu Remaclus!

Zum weiteren inhaltlichen Aufschluss dieses Bildes führt die schriftliche Trudo-Vita. Trudo ist der Gründungsabt der Nachbarabtei St. Trond und wird sowohl in den Remaclusviten wie in seiner eigenen Vita als Schüler des Remaclus geführt. Er hat gelobt, auf seinem Besitz/Eigentum eine Kirche und geistliche Gemeinschaft zu gründen. Zunächst zieht er als Wanderprediger durch die Gegend, dann gründet er St. Trond.

Viten kommen in der Festtagsliturgie und den Konventslesungen regelmäßig zum Einsatz. Die Konventsmitglieder, aber auch die Öffentlichkeit können sie zumindest für ihre Ortsheiligen auf Stichwort hin memorieren. Da die Abbildungen auf der Tafel nur Schwerpunkte und Rahmen des Inhalts vorgeben, bleibt ein unterschiedlich großer Spielraum für flexiblen Viteneinsatz. Den jeweiligen politischen oder didaktischen Zielen entsprechend können sie funktionaladäquat eingesetzt werden. Es ist also vorteilhaft, eventuell auch für denselben Heiligen zwei oder drei tendenziell abweichende Biographien zu haben.

4. Trudos Treffen mit Bischof Remaclus (Bild S. 398)

erinnert zunächst an die Heimkehr des verlorenen Sohnes. Aber Remaclus wird als Entgegenkommender dargestellt, bietet die Wange zum Bruderkuss.



Bild 4: Trudos Treffen mit Remaclus [Ausstellungskatalog 2006, 204 f.]



Bild 5: König Sigiberts Liegenschaftsübergabe an Remaclus [Ausstellungskatalog 2006, 204 f.]

Es muss demnach anders sein. Stutzig macht weiter die Zeugenverteilung. Die linke Vierergruppe wird als *Bischofsfamilia* bezeichnet, hinter dem Sitz rechts stehen zwei als *capelani* erklärte Mönche. Die Mitglieder der Bischofskapelle gehören jedoch zur gemeinsamen Gesellschaft/*familia*. Sie werden hier also wegen ihrer Funktion separiert. Der vordere Mönch weist mit der rechten Hand auf sich selbst und hält in der anderen ein Buch. Aussage: Ich bin der Buchhalter. Ich habe geprüft !

Trudo ist demnach mit einem Anliegen zu Remaclus gekommen, das von dessen Buchhaltung positiv geprüft worden ist. Sein Anliegen muss daher Finanzen betreffen. Trudos Nimbus bedeutet wiederum die Gründungsabsicht für eine geistliche Gemeinschaft.

Gesamtaussage: Remaclus kommt Trudo mit einem Darlehen zur Gründung von St. Trond entgegen. Sechs Zeugen belegen den Akt.

Die Bildunterschrift differenziert den festgehaltenen Vorgang genauer als Gewährung eines Darlehens: QUEM PLEBS IUNORAT BENE NOTUM PRESUL HONORRA [übers.: Der Bischof ehrt nach genauer Prüfung, wen das Volk ignoriert.]

Aus der Bildunterschrift allein kann der festgehaltene Vorgang nicht als Darlehensgewährung entnommen werden, sie ist auch christlich als Aufnahme in bischöfliche Schutzgewalt interpretierbar.

Das „g“ in *ignorat* wird bei Susanne Wittekind zu „u“ verlesen; so gibt sie mit der unbekanntem Vokabel *iuorot* einen ihr selbst unbewussten Hinweis auf mögliche Assoziationen an den Tempel der *Iuno Moneta* in Rom als Synonym für Bank. Die moderne Verlesung ist natürlich kein Interpretationsbeleg. Ein zweiter Blick auf den Bildinhalt bekräftigt allerdings, dass Trudo und Remaclus sich auf gleicher Ebene begegnen. Remaclus hat den Arm um Trudo gelegt, beide bieten die Wangen einander an.

Die Aufnahme in bischöflichen Schutz oder sogar in bischöfliche Gewalt setzt die Traditionsgeste eines Dritten oder die Unterwerfungsgeste des Schutzbegehrenden voraus, deren Annahme mit einer Aufhebungsgeste des Bischofs entsprochen werden muss. Nichts davon ist hier der Fall. Der fehlende Kniefall oder wenigstens ein gesenkter Kopf des Trudo sind zu auffällig, um von Schutzbegehren zu sprechen. Nimmt man die o.g. Separierung der *capelani* und ihre Aussage hinzu, bestätigt sich die Bildaussage als Darlehensgewährung.

Mit dieser Tafel wird eine vertrauensvolle Geschäftsbeziehung hervorgehoben, durch die sich Remaclus/Stablo als Gläubiger profiliert, die somit der Einwerbung von Schuldnerkontrakten dienen soll.

5. König Sigiberts Liegenschaftsübergabe an Remaclus (Bild S. 399)

ist die Verbildlichung des Übergaberechtsakts für Immobilien. Sigibert in weltlichem Ornat – ohne Heiligenschein diesmal – überreicht den blühenden

Stab an Bischof Remaclus. Er investiert ihn mit weltlichem Gut. Ob dazu nur Besitzrechte zählen oder Eigentum hinzutritt, kann aus der hochkarätigen Zeugenliste erschlossen werden. Die höchsten Vertreter des Reiches, Erzbischof Kunibert (Köln), Maiordomus Grimoaldus neben sechs weiteren benannten Fürsten bezeugen: Es kann sich nur um den Rechtsakt der Eigentumsschöpfung handeln.

Diesmal treten zur Unterfütterung und Feinsteuerung der Bildaussage außer den Remaclusviten noch zwei papierne Gründungsurkunden, ein der älteren Vita vorgeschaltetes Bild [Wittekind 289, Anm. 240 f.] und die aktualisierte Liegenschaftsaufzählung im Triumphbogen des Retabels selbst hinzu. Hier werden die Liegenschaften benannt, der Haftungsrahmen wird konkretisiert.

Der Bildtitel unterstreicht die Interpretation: *LOCA PONTIFICI DEDIT ET IUBET HEC BENEDICI* (übers.: Er hat die Liegenschaft dem Geistlichen übergeben und verordnet dies als ausgelobt).

IUBET ist staatliche Verwaltungsrechtsvokabel; zur Besitzübergabe tritt also ein Staatsakt hinzu. Unterstrichen wird dies noch durch das lateinische „*ET*“, das unabhängige Sätze miteinander verbindet, weiteres Indiz hierfür ist der zusätzliche Tempuswechsel. In einer Handlung ist Besitz übergeben worden und wird als Eigentum staatlich ausgelobt.

6. Die Gründung Malmedys (Bild S. 402)

dokumentiert die Inbesitznahme der Liegenschaft durch Remaclus mit dem Bau der Klosterkirche. Remaclus ist nicht mehr als Bischof gekleidet, sondern als Abt. Auf seine Anweisung hin wird die heidnische Verehrungsstätte der Diana niedergerissen und christlich umgewidmet.

Nach römischem Recht muss der Eigentümer innerhalb von zwei Jahren seinen Besitzwillen kundtun, sonst wird die Immobilie zu „herrenlosem“ Land und kann von anderen zu Eigentum „ersessen“ werden. Die Darstellung zeigt, dass der Eigentumserwerb hiermit rechtlich wirksam abgeschlossen ist und durch die Siedlung dauerhaft erhalten wird. Remaclus erweitert seine *patria potestas*, übernimmt seine Funktion als Gründungsabt und *paterfamilias* der Klostersgesellschaft von Malmedy und Stablo.

Die Überschrift bezeugt die Umwidmung: *DUM MALA MUNDANTUR LOCA NOMINE CONDECORANTUR* [übers.: Sofern die üblen Stätten gesäubert worden sind, wurden sie mit einem Namen (zusammen)geschmückt]. *MALA* verweist auf die Namensgebung *MALmedy*.

7. Die Gründung von Stablo (Bild S. 403)

hat den gleichen Rechtssinn wie die vorherige Tafel. Darüber hinaus gibt sie den Hinweis auf Lage und Umfang der Liegenschaft als *saltus arduenne* an. Bis ins 16. Jh. gab die Vokabel *saltus* das größte römische Längenmaß an,



Bild 6: Die Gründung Malmedys [Ausstellungskatalog 2006, 204 f.]



Bild 7: Die Gründung von Stablo [Ausstellungskatalog 2006, 204 f.]

bezeichnete aber auch ein riesiges Landgut, *dominium*. Hier geht es um vermessenes Land, das zu Eigentum vergeben wird. Erst die humanistische Interpretation der Varusschlacht verwandelt die Vokabel in unseren Wörterbüchern über *saltus teutoburgensis* in wildes Waldgelände.

Die alte Wortbedeutung wird durch die Überschrift gestützt, wo *nemus* als Waldweide erscheint. Soviel Überblick muss man Wibald zutrauen, dass er nicht zwei unterschiedliche Nutzungsarten des Ortes im selben Bild ausweist. In den Viten erscheint immer wieder der Topos vom unbewohnten Land, auf dem Klöster begründet werden – natürlich auch bezüglich Stablo. Ich halte dies für eine bewährte Prozessstrategie. Im Eigentumsstreitfall hat man so notfalls das Argument der Ersitzung, sollte die *traditio* fehlerhaft sein. Die Schrift lautet: *QUO NEMUS ERUITUR STABULAE XRO STABILITUR* [übers.: Wo Waldweide ausgerissen (gerodet) wird, wird das Lager für Christus befestigt]. Im Namen Stablo wird an seine Bestimmung als christliches Lager erinnert.

8. Das Begräbnis des Remaclus

schließt die Bildfolge. Nach römischem Erbbrauch muss der „Sohn“ als Nachfolger den *paterfamilias* bestatten. So ist eine ordnungsgemäße Erbfolge öffentlich dokumentiert, mit oder ohne ausdrückliches Testament des Erblassers. Das Volk ist zu Füßen des aufgebahrten Remaclus, sein Stabloer Konvent hinter seinem Kopf aufgestellt. Der erste der Mönche schwenkt das Weihrauchfass über dem Leichnam. Er ist Nachfolger und neuer Abt der Stabloer Klostersgesellschaft.

Bildaussage: Mit der ordnungsgemäßen Bestattung ist die Rechts- und Geschäftsfähigkeit der Gesellschaft gesichert, ihr erster Mönch und bevollmächtigter Vertreter ist der jeweilige Amtsnachfolger des Remaclus.

9. Der Reliquienschrein (Bild S. 390)

ist in die zentrale Nische mit vorragender Ädikula wie in eine Grabtumba eingestellt. Die Bildfront des Schreins schmückt Christus zwischen Petrus und Remaclus. Schriftfahnen geben den Bibelverweis auf das Gleichnis vom guten Hausverwalter, der über die Knechte gesetzt ist [Luk. 12. 35/47]. Ausgewiesen wird damit Remaclus' Vertretungsvollmacht für Stablo und seine ordnungsgemäße Geschäftsführung; in beide treten seine Abtsnachfolger ein.

Die zentrale bildbeherrschende Platzierung der Reliquie macht ein Problem des römischen Gesellschaftsrechts deutlich, das endgültig erst im 19. Jh. gelöst wurde. Es gibt kein Rechtsinstitut der Juristischen Person wie etwa in unserm BGB. Rechtssubjekte, Träger von Rechten und Pflichten können daher nur natürliche Personen sein [vgl. Martin 2002]. Nur sie können haften. Bei Gesellschaften haftet nicht das „Gesellschaftsvermögen“ als Ganzes, sondern jeder Einzelne auch mit seinem darüber hinaus gehenden Vermögen.

Das Klostervermögen untersteht der *patria potestas* als Einheit, wird behandelt wie Privatvermögen des Abtes. An ihn wird geschenkt, er macht Gewinn, er haftet, u.U. auch mit weiterem Privatvermögen. Beim Tod des Abtes entsteht ein Erbschaftsproblem mit seiner Geburtsfamilie. Verständlich, wenn Auswege aus dem Dilemma erprobt werden.

Ich sehe hier eine spezielle materielle Funktion des Reliquien- und Heiligenkults im Mittelalter, die neben dem Wunder- und Fürbittglauben – und den Einnahmen daraus – besteht. An der Bildwand wird dies gerade durch das Auslassen von Wundertaten betont.

Die im Zentrum ausgestellten Heiligenreliquien verdeutlichen: „Rechtssubjekt Klostersgemeinschaft“, vertreten durch den lebenden Abt. Natürlich können so auch Schenkungen direkt an die Klostersgemeinschaft gehen, nicht wie vorher nur an den Abt. Seine Abtshaftung andererseits gilt nur im Rahmen des Klostervermögens.

Es gibt noch eine weitere Haftungseinschränkung. Mit der Grabstätte auf dem Klostergrundstück verliert die so geweihte Erde ihre Eigentumsqualität und gilt fortan als „ewiger“ Besitz. Sie kann nicht als Sicherheitsleistung eingesetzt werden.

10. Triumphtor und sein Bogenabschluss (Bild S. 390)

gestalten nicht nur den Eintritt des Mönchs in die Gesellschaft als Ankunft im Hort der Sicherheit und Glückseligkeit, sondern sie wollen vielmehr Erfolg und Liquidität signalisieren, locken den Investor wie den potentiellen Schuldner mit den Werbeausgaben für Gold und Silber des Retabels.

Fazit

Das Remaclus-Retabel präsentiert in der Basiszone Willen und Fähigkeit von Kloster Stablo/Malmedy, unter Wibald kreditwirtschaftliche Gläubiger-Schuldner-Kontrakte einzugehen. Es bietet für alle Kriterien der Bonitätsprüfung eine positive Antwort. Besonders wichtig sind ihm das Aufweisen von Legitimationsketten für Eigentumsqualität und Rechtssubjektivität. Im 12. Jh. gibt es Eigentumswirtschaft! Unsere Vorstellung von einer ausschließlich feudal durchstrukturierten Gesellschaftsformation im Mittelalter ist fehlerhaft.

Für die Frage nach dem Ziel von Fälschungen und Fiktionen tut sich im Umkreis des Kreditverfahrens ein neues Feld auf. Erfolgsmaßstab dieser Erfindungen ist nicht allein Besitz- und Machtakkumulation im Prozessstreitverfahren, sondern die Anerkennung und Bewährung als Vertragspartner in der Eigentumswirtschaft.

Literatur

- Anwander, Gerhard (2003): Wibald von Stablo – Constantin Faußner. Mutiger Forscher entlarvt genialen Fälscher; in *ZS* 2003, 518
- (2005): Das hat kein Niveau!; in *ZS* 2005, 701
Katalog = Ausstellungskatalog Magdeburg 2006: *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation, Teil 1*, Bd. 1; Dresden
Faußner, Hans Constantin (2003): *Wibald von Stablo. Bd.1, Einführung in die Problematik*; Hildesheim
Heinsohn, Gunnar / Steiger, Otto (1996): *Eigentum, Zins und Geld – Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft*; Reinbek
Kaser, Max (1986): *Römische Rechtsquellen und angewandte Juristenmethode*; Wien · Köln · Graz
Lukasevangelium (1962) in *Die Bibel n. d. Übersetzung D. Martin Luthers*; Witten
Martin, Paul C. (2002): Der ubiquitäre Bonifaz und seine aktuelle Web-Page. Nach welchem Recht wurde das Kloster Fulda beschenkt? in *ZS* 14 (3) 520-554
Niemitz, Hans-Ulrich (2000): Das Konzept „Eigentum“ und seine Rolle in der Diskussion um Chronologie, Evolutionismus, Ethik, Recht und Gesellschaftsvertrag; in *ZS* 12 (2) 318-338
- (2001): Geld – Ethik – mittelalterlicher Feudalismus. Zu drei Entwicklungen ohne Evolution; in *ZS* 13 (4) 691-723
Wandruszka, Nikolai (2004): Der erste Hufschmied; in *ZS* 16 (1) 104-124
Wittekind, Susanne (2004): *Altar – Reliquiar – Retabel. Kunst und Liturgie bei Wibald von Stablo*; Köln · Weimar · Wien

Marianne Koch 33818 Leopoldshöhe
MarianneKoch1@gmx.de

Arbeitsentlastung für Wibald

Eine Wandlung der These von Hans Constantin Faußner

Heribert Illig

Hans Constantin Faußner hat 1986 seinen Kollegen den Fehde-Hands Schuh hingeworfen, als er sie auf dem Fälschungs-Kongress in München mit einer völlig unerwarteten These verschreckte: Er stellte seinen Meisterfälscher (1098–1158), den die Forschung lange als ‚Graue Eminenz‘ Konrads III. einschätzte, so vor:

„Wibald, Benediktiner, war seit 1130 Abt seines Klosters Stablo und dazu seit 1146 des angesehensten sächsischen Klosters, der Reichsabtei Corvey, nachdem er im Herbst 1137 ein Gastspiel als Abt des ersten Benediktinerklosters der Christenheit, des Klosters Montecassino, gegeben hatte, dabei aber zwischen die Mühlsteine der Großen Politik wie des eigenen Konvents gekommen war. Wohl in Stablo baute er ein ‚Atelier für kreative Diplomatie und Schreibe- und Malkunst‘ von einer solchen Kreativität und Leistungsfähigkeit auf, daß in dem Vierteljahrhundert unter seiner Leitung die hier verfertigten Urkundenreihen zu einer neuentwickelten, wirkungsvollen Waffe für die Gregorianer [Anhänger Gregors XIII.; H.I.] im Kampfe um die *libertas ecclesiae* und ihrer eigenen Kirchen wurden und die von ihm für diesen illustren Kreis konzipierten Prachtwerke der Kalligraphie und Buchmalerei und von ihm mit entworfenen Elfenbein-, Email- und Goldschmiedearbeiten einen einsamen Höhepunkt mittelalterlichen Kunsthandwerks darstellen“ [Faußner 1988, 149 f.].

Wie konnte dieser Abt Wibald salische, ottonische und selbst karolingische Urkunden fälschen, die als echt akzeptiert wurden? Er stellte sich dafür eine Vorlagensammlung zusammen, die Faußner indirekt aufspürte. Der Archivar Georg Friderich Schott fertigte sich Abschriften von Urkunden an, die ihm für seine Regionalforschungen am Rhein, in der Pfalz, Hessen und Nassau von Nutzen waren. Schon vor seinem Tod, 1823, musste er seine über 2.000 Urkundenabschriften veräußern, die auf höchst verworrenen Wegen in verschiedene Archive fanden. Die zugehörigen Originale sind nie aufgetaucht.

Als Wibald 1904 den Bestand sichtete, fand er eine Gruppe von Texten, die ausschließlich aus Schotts Abschriften bekannt waren und von keinem Regest, keinem Zitat genannt werden. Aus diesem Grund stuft er diese Gruppe als moderne Fälschungen Schotts ein, der nun „für einen der geschicktesten und fruchtbarsten modernen Urkundenfälscher gehalten“ wurde

[Faußner 1988, 153]. Für Faußner handelte sich bei den 22 unikal von Schott überlieferten Urkunden aus der Zeit von Ludwig dem Deutschen (868) bis Konrad III. (1140) keineswegs um Fälschungen. Ganz im Gegenteil:

„Der von Hause aus schon nicht große Bestand an Diplomen dieser Zeit wurde durch die Wibaldschen Fälschungsaktivitäten noch wesentlich vermindert; denn sobald Wibald mit der Fertigung einer Diplomatereihe ‚unter Vertrag genommen‘ wurde, blieb grundsätzlich kein Originaldiplom des eigenen Bestandes mehr erhalten, allein schon wegen der benötigten Siegel. Den wenigen, meist nur in Abschrift überlieferten Diplomen aus der Zeit stehen daher die Urkundenreihen Wibalds gegenüber, darunter zahlreiche ‚Originaldiplome‘. Zwangsläufig bestimmen sie, was unter Kanzleibrauch und Kanzleidiktat zu verstehen ist, und führten damit zu dem Verdikt über die Vorlagen Wibalds: Die Wibaldschen Fälskate ließen die 22 echten Diplome zu modernen Fälschungen werden“ [Faußner 1988, 168].

Damals zeigte Faußner auf, wie Wibald sich älterer Vorlagen bedient hat und wie man den Umfang seiner und seines Ateliers Arbeiten gewinnen kann. Indem er auf die Arbeiten der Paläographie zurückgriff, ergab sich ihm ein neuer Ansatz. Da Hartmut Hoffmann klargestellt hatte, dass klösterliche Skriptorien keineswegs nur für den Eigenbedarf, sondern auch für auswärtige Interessen gearbeitet hatten [Hoffmann 1986 lt. Faußner 1988, 190], führten die möglichen Vergleiche zu dem Befund, dass Mönche je nach Auftraggeber in bestimmten Stilen arbeiten konnten.

„In Prosa übertragen: Der Registermeister [des Registrum Gregorii] ist auch der Meister des Egbertcodex und der Theophanu-Urkunde, bei der ihm ein Schreiber des ‚Fuldaer‘ Schreibstils zur Seite stand. Dann arbeitete er bei Codices mit, die Hoffmann dem ‚Lorscher‘ und dem ‚Mainzer‘ Schreibstil zuordnet“ [Faußner 1988, 192].

Von diesen Ergebnissen machte Faußner keine Abstriche. 1993 [30] schrieb er noch vorsichtig:

„so wird man sich bei aller menschlich verständlichen Indignation über die ‚Zumutung Wibald‘ dennoch darauf einstellen müssen, daß der Bestand an Vorwibaldschen Königsurkunden, also der karolingisch-ottonisch-salischen Zeit, recht bescheiden bleiben wird, und man zunächst auf das anderthalb Dutzend – als den derzeit größten Bestand – angewiesen ist, den der Salm-Kyrburgische Archivar Georg Friedrich Schott († 1823) aus der Wibaldschen Vorlagensammlung in Abschrift überlieferte“

Vier Jahre später sprach er dann aus, was seine Fachkollegen genau so verstanden und ihm nicht verziehen haben:

„Da es nicht eine einzige Originalurkunde der karolingisch-ottonisch-salischen Zeit gibt und Abschriften von solchen, nur von *Schott* überliefert, als moderne Fälschung in diesem Jahrhundert nicht einmal mehr der Edition für wert erachtet wurden, mußten die Wibaldschen Königsurkunden zum Kernstück der Hilfswissenschaft Diplomatik werden, die für sie den Primat der diplomatischen Methode postulierte“ [Faußner 1997, 62].

Johannes Fried von der Uni Frankfurt stellte 1996 [312 f.] ohne Freude fest, „daß gegenwärtig mit großem wissenschaftlichem Aufwand eine These diskutiert wird, die das Gros der bislang für original überliefert, also für unzweifelhaft echt gehaltenen karolingischen, ottonischen und salischen Königsurkunden zu Fälschungen der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts erklärt.“

Neue Ergebnisse Faußners

Im Jahr 2003 sah dies ganz anders aus. Wir finden nun einen Satz, dessen Tragweite leicht übersehen werden kann:

„Da Wibald nicht, wie ich anfänglich annahm, die vorgefundene Originalurkunde seiner Vorlagensammlung einverleibte und sie bei folgenden Fertigungen heranzog, sondern die Originalurkunde vernichtet wurde und das Wibaldsche Pseudo-Original als Vorlage diente, so konnte ein fehlerhaftes Pseudo-Original oder eine fehlerhafte Abschrift eines Pseudo-Originals als Vorlage für alle Urkunden ein und desselben Jahres zu unrichtigen Jahresangaben führen“ [Faußner 2003, 122].

Das klingt ähnlich dem Zitat von 1988 [168]. Doch damit hat Faußner die von Schott per Abschrift überlieferten Urkunden vollständig ausgemustert: Es konnte sie zu Zeiten Schotts nicht mehr geben und so werden sie von Faußner nicht mehr genannt. Anstelle eines kleinen Bestands von 22 Urkunden kennt er nun 181 Original-Vorlagen-Urkunden [Faußner 2003, 71], die Wibald benutzt und dann vernichtet hat. Sie

„verteilen sich nach *Ausstellern*:

Merowinger	23	Ital. Könige	4	Salier	29
Karolinger	79	Ottonen	43	Lo[thar III.]	3“.

Zwar vernichtet, doch nachweisbar. Es gab also zumindest zahlreiche Königsdiplome vor 1122, auch wenn die Fälschungen aus den Händen Wibalds und seiner ‘Kombattanden’ zahlenmäßig dominieren.

Unverändert bleiben Faußners Überlegungen zum Wormser Konkordat [vgl. Anwander 518 ff.], dem Dreh- und Angelpunkt dafür, dass er vor 1122 keine originale nachmerowingische Königsurkunde kennt:

„Damit musste jede Wibaldsche Königsurkunde der karolingisch-ottonisch-salischen Zeit zu einem rechtshistorischen Anachronismus werden,

da sie auf Rechtskriterien abgestellt wurde, die erst im 2. Viertel des 12. Jahrhunderts zu solchen wurden“ [Faußner 2003, 90].

Eine Ausnahme bilden für Faußner die Papyrusurkunden von Saint-Denis. Dort konspirierte Wibald anfänglich mit dem uns wohlvertrauten Abt Suger [Illig 1996, 349-367] (später entwarf er Urkunden *gegen* dessen Ansprüche). Wibald fand im dortigen Kloster an die 18 Papyrusurkunden, deren Reste er mit der beschriebenen Seite auf Pergament klebte und dann beschriftete, z.B. mit einer Bestätigung von König Dagobert I. [Faußner 2003, 96]. Erst nach der Kenntnis von altägyptischen Papyri konnte man die Papyrusreste ablösen und entdeckte die ursprünglichen beschriebenen Seiten.

„Somit: Außer den ‚diplomatischen Papyrus-Spolien‘ von Saint-Denis, wie sie 1844 entdeckt wurden, gibt es keine einzige ‚echte‘, also zeitgemäße merowingische Königsurkunde“ [Faußner 2003, 105].

Für Faußner sind also nur die abgelösten Papyrus-Reste, die Wibalds Umtrieben als Unterlage dienten, Überreste echter Königsurkunden, während Theo Kölzer, der in den letzten Jahren [1998/99] neuerlich die merowingischen Königsdiplome ediert hat, die Zahl der Fälschungen ‚erst‘ auf zwei Drittel hochgetrieben hat.

Weiterungen

Es ist aber die Liste von Wibalds Fälscherarbeiten immer länger geworden. Faußner hat in seiner mittlerweile sechsbändigen Edition weit über 6.000 Urkunden als Produkte des kreativen Ateliers bezeichnet, dazu Prunkhandschriften wie die berühmte Heiratsurkunde der Theophanu. Nicht genug damit: Auch der Trierer Dom- und Reliquienschatz samt Trierer Rock sowie die Reichskrone wären unter Wibalds Oberleitung angefertigt worden [bereits Faußner 1986]. Allein in dem ersten Band von 2003 werden fast beliebig viele Werke vor 1100 als Machwerke Wibalds enttarnt:

- *Gesta Dagoberti I.* (Die Taten von König Dagobert II.) [ebd. 101],
- Einhards Translationsbericht der Reliquien von Marcellinus und Petrus [ebd. 146],
- Widukunds *Sachsengeschichte* [ebd. 156],
- *Gesta Oddonis* (Die Taten Ottos I.) von Hrotsvith v. Gandersheim [ebd.],
- Evangeliar Ottos III. [ebd. 162],
- *Vita brunonis* von Ruotger (Vita Brunos, Erzbischof von Köln) [ebd. 163],
- zwei Remaclus-Viten (s. S. 401 f. bei Koch) [ebd. 110],
- drei Servatius-Viten [ebd. 118],
- das *Ottonianum* von Heinrich II. als Prunkurkunde [ebd. 150],
- eine Passio für den Hl. Dionys, der dabei mit dem Dionysius Areopagita gleichgesetzt wird [ebd. 128]

und so weiter und so fort (vgl. Anwander [521 ff.]).

Es stellt sich angesichts dieser übermenschlichen Arbeitsleistung die Frage, ob es all diese Zuschreibungen auf ein einziges Atelier noch braucht (so schon von Anwander [521] aufgeworfen. Denn wenn damals in den Klöstern noch oder doch Originalurkunden lagen, dann gibt es ja zumindest zwei weitere Möglichkeiten: Jeder, der nach dem Wormser Konkordat von 1122 Gründe hatte, seinen Grundbesitz per Urkunden abzusichern, konnte sich Zugriff auf alte Urkunden beschaffen und die diplomatische Form genau so wie das Schriftbild 'abkupfern'. (Faußner [2003, 90] berichtet nicht nur von dem Bestand in Saint-Denis, sondern auch von einem Bestand von Königsurkunden im Trierer Domarchiv, der bis Karl den Großen zurückgereicht hätte.) Mit Entfallen von Wibalds dauerhafter Vorlagensammlung entfällt auch seine Monopolstellung, allein alte Urkunden produzieren zu können.

Zum zweiten hatte er dieses Privileg ohnehin auch in Faußners früherer Sicht nur sehr beschränkt. Denn wann immer sein Atelier eine Fälschung fabrizierte und irgendwo vorlegte, konnten sich andere Schreiber daran orientieren und ebenfalls Fälschungen in der passenden, zeitgemäßen Form produzieren. Schon bislang hatte also Wibald nur den Primat der Erstfälschung – nun ist klar, dass dank zugänglicher Urkundenbestände 'jeder' eine Fälschung kreieren konnte.

Es wäre ohnehin überraschend gewesen, wenn es nur ein einziges 'kreatives Fälschungsatelier' im 12. Jh. gegeben hätte. Ohne Faußners Argumentationsketten kritisieren zu können und zu wollen, besteht nunmehr die Möglichkeit, dass Wibald und seine Skribenten keineswegs alle der ihm von Faußner zugeschriebenen mehr als 6.000 Urkunden samt Viten und Reliquien fabrizieren mussten, sondern viel mehr Hände miteinander-gegeneinander tätig waren. So muss sich Wibalds Atelierbetrieb in unserer Vorstellung nicht mehr ständig vergrößern, nachdem er bereits eher einer Manufaktur denn einem Skriptorium geglichen hat. Wo hätte es sonst noch eine portable Manufaktur gegeben, die für fast beliebige Auftragsgeber 'vor Ort' in Aktion treten konnte!? Gleichzeitig eröffnet sich die Möglichkeit für weitere Ateliers, so dass das 12. Jh. selbst im fälschungsverseuchten Mittelalter in dieser Disziplin an die Spitze rücken dürfte.

Literatur

- Anwander, Gerhard (2003): Wibald von Stablo – Constantin Faußner. Mutiger Forscher entlarvt genialen Fälscher; in *Zeitensprünge* 15 (3) 518-524 (im Internet steht eine deutlich erweiterte Fassung dieser Arbeit)
- Faußner, Hans Constantin (1986): *Wibald von Stablo, der Trierer Dom- und Reliquienschatz und die Reichskrone*; Innsbruck
- (1988): Zu den Fälschungen Wibalds von Stablo aus rechtshistorischer Sicht; in: *Fälschungen im Mittelalter. Internationaler Kongress der Monumenta Germaniae*

- Historica. München, 16.– 19. September 1986. Teil III Diplomatische Fälschungen (I).* [Reihe *Monumenta Germaniae Historica Schriften* Bd. 33, III]; Hannover, 143-200 (gegenüber dem 1986er-Referat erweiterte Fassung)
- (1993): *Die Königsurkunden-Fälschungen Ottos von Freising*; Sigmaringen
 - (1997): *Königsurkunden-Fälschungen Wibalds von Stablo im Bayerisch-Österreichischen Rechtsgebiet aus diplomatischer und rechtshistorischer Sicht.* (Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Band XVIII); Sigmaringen
 - (2003): *Wibald von Stablo. Seine Königsurkunden und ihre Eschatokollvorlagen aus rechtshistorischer Sicht. Erster Teil. Einführung in die Problematik* (Quellen und Erörterungen zu Wibald von Stablo, Bd. I, 1); Hildesheim
- Fried, Johannes (1996): Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte; in *Historische Zeitschrift* 263 (2) 291-316
- Hoffmann, Hartmut (1986): *Buchkunst und Königtum im ottonischen und frühsalischen Reich* (Schriften der MGH 30, 1); Hannover
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Koch, Marianne (2007): Originales vom Erzfälscher Wibald von Stablo; in *Zeitensprünge* 19 (2) 389-406
- Kölzer, Theo (1998/99): *Merowingerstudien* I, II (MGH Studien und Texte Bd. 21, 26); Hannover

Auf den Spuren der *Germania* und anderer Fälschungen

Gerhard Anwander

Die *Germania* eines gewissen Tacitus darf als Werk mit problematischer politischer Wirkung gelten. Nationalismus und Nationalsozialismus wären ohne diese Schrift anders, wenn nicht ganz ausgefallen. Nun gab und gibt es immer wieder Forscher, die an der Echtheit dieser Schrift zweifeln [s. TOPPER 1996], natürlich kaum die des Mainstreams. Dafür wird ein gewaltiger Aufwand an Interpretation mit verbalen Verstiegenheiten betrieben, ohne dass die Echtheit der Schrift ernsthaft und kritisch geprüft wird [jüngeres Beispiel dafür KREBS 2004]. So etwas ist ansonsten bekannt vom Umgang mit religiösen Texten wie Bibel und Koran, da bei der Klärung der Herkunft offenbar würde, dass die Texte weniger von Göttern oder Gott stammen, sondern von interessengeleiteten Menschen, deren Endziel es ist, per Auslegungshoheit dieser *Heiligen Schriften* große Massen an naiven Gläubigen zu beherrschen.

Weniger verständlich ist dieses Nicht-Infragestellen, wenn es um antike Autoren wie Tacitus geht, es sei denn, man unterstellt, dass die Schriften quasi-religiösen Status für die Gemeinde haben, wofür einiges spricht. Tatsächlich tragen die Auslegungsbemühungen der Tacitusforscher im 19. und 20. Jh. exegetische Züge. Die Tacitus-Theologie wendet Satz für Satz um, untersucht, interpretiert, legt aus, deutet neu usw., so dass auch hier eine krasse Kluft von riesigem Deutungsaufwand einerseits und fehlenden Klärungsbemühungen bezüglich der Echtheit andererseits erkennbar ist. Vielleicht lauert auch in Sachen *Germania* eine Ernüchterungsbefürchtung im Unbewussten.

Bedauerlicherweise trifft das grundsätzliche Nicht-Infragestellen bei der *Germania* auch für durchaus sympathische Autoren wie Allan A. LUND zu, der die Wirkungen der *Germania* auf den deutschen Nationalismus ebenso gründlich wie kompetent untersucht und dargestellt hat. LUND [1995, 35 ff.] erwähnt zwar Autoren, die eine Fälschung der *Germania* erörtert haben, scheint sich aber selbst dieser Deutung letztlich zu verschließen, sonst würde er nicht Titel publizieren wie *Zum Germanenbild der Römer* [LUND 1990]. Nun ist zwar die Frage, ob die *Germania* eine Fälschung ist oder nicht, für die Klärung der Wirkungsgeschichte nicht unmittelbar wichtig, aber mittelbar doch von erheblicher Bedeutung. Ohne die mutmaßlichen Intentionen der Fälscher aufgespürt und berücksichtigt zu haben, bleibt jede noch so feinsinnige Interpretation Stückwerk! Zudem ist das Thema Fälschung an sich bedeutsam,

sind doch Politik und Gesellschaft, national wie international, gestern wie heute, vom Gift der Lüge und Fälschung satt durchtränkt. Und für das Thema Phantomzeit ist die *Germania* deshalb interessant, weil sie ausgerechnet in fiktiver Zeit zitiert wird, ansonsten im ganzen Mittelalter nicht; deshalb also: auf den Spuren der *Germania*. Zunächst ein kleines Dossier, das auch als Leitfaden durch die weiteren Ausführungen dient.

Titel: *De origine et situ Germanorum Liber*

Vermuteter Autor: Publius (oder Gaius) Cornelius Tacitus

Kurzname der Schrift: *Germania* [(angeblich) zusammen aufgefunden mit den weiteren sog. *opera minora*: *Agricola* und *Dialogus de oratoribus*]

Entstehungszeitpunkt offiziell: 98 n. Chr.; alternativ: später

Wiederentdeckungszeitraum: ab 1420

Hauptbeteiligte an der Wiederentdeckung, Szenario 1 (1420–1430):

- Gianfrancesco Poggio Bracciolini (Büchernarr; 1380–1459)
- Niccolò Niccoli (Büchernarr; 1363–1437)
- Nikolaus von Kues, (Nicolaus Cusanus; Universalgenie; 1401–1464)
- ein *monachus Hersfeldensis* (möglicherweise Heinrich von Grebenstein)

Hauptbeteiligte an der Wiederentdeckung, Szenario 2 (1455–1460):

- Enoch von Ascoli; Philosoph; †1457
- Papst Nicolaus V.; *1397, 1447–1455
- Papst Pius II.; Enea Silvio de' Piccolomini; *1405, 1458–1464
- Giovanni Pontano; Philosoph; 1429–1503.

Vermutete Überlebensstandorte der *Germania*, in den Klöstern:

- Corvey
- Hersfeld
- Fulda

Originalschriften, Druckvorlagen: Fehlanzeige

Erstherausgabe als Druck: Venedig 1470? Bologna 1472?

Bisherige Zweifler (Auswahl):

- Voltaire (18. Jh.)
- Peter Franz Josef Müller (frühes 19. Jh.)
- Eduard Norden (frühes 20. Jh.)
- Robert Baldauf (frühes 20. Jh.)
- Wilhelm Kammeier (frühes 20. Jh.)
- Leo Wiener (frühes 20. Jh.)

Zitationen der *Germania* vor dem 15. Jh.:

- Flavius Aurelius Cassiodorus (ca. 485– ca. 580)
- Jordanes († nach 552)
- Rudolf von Fulda (* vor 800–865)

Wirkungsgeschichte: katastrophal

Wir beginnen mit Auszügen aus dieser Wirkungsgeschichte. Denn vielen Menschen ist heute nicht oder nicht mehr bewusst, welchen Einfluss die *Germania* auf „die Deutschen“ bis hin zum Dritten Reich hatte.

Tacitus und die Spätfolgen

Hierbei lassen wir uns vom Werk des Allan A. LUND von 1995 leiten: *Germanenideologie im Nationalsozialismus*. Eine der folgenschwersten Aussagen findet sich bei TACITUS bereits zu Beginn in Abschnitt 2 [TACITUS 1988, 71]:

„Die Germanen selbst sind, wie ich glauben möchte, die ursprüngliche Bevölkerung des Landes und keineswegs durch feindliche Zuwanderung oder freundliche Aufnahme Fremder vermischt. [...] Wer würde ferner – abgesehen von der Gefahr auf dem grauenerregenden und unbekanntem Meer – Asien, Afrika oder Italien verlassen, um Germanien aufzusuchen, mit seinen unschönen Landschaften, seinem rauhen Klima und trostlosen Äußeren, wäre es nicht sein Heimatland?“

Die angeblich edle Reinrassigkeit – oder meint der Römer gar Inzucht? – der Germanen entsteht also bloß dadurch, weil kein anderes Volk dorthin strebt, denn es ist dort, bayrisch treffend ausgesprochen, einfach zu *greislig*!

Ich will nun nicht in die Details der Tacitus-Exegese einsteigen, aber anhand dieses Reinheits- und Bodenständigkeitsmotives schlaglichtartig beleuchten, wie jeder das herauslas, was er sich wünschte und seinen kritischen Verstand und den des Volkes dabei betäubte.

In diesem zitierten Absatz lässt der angebliche Autor Tacitus die – aus heutiger patriotischer Sicht gesehenen – Widersprüche aufeinander prallen: Bodenständigkeit und Reinheit galten später und heute – warum auch immer – als Vorzüge, aber das in einer hässlich-trostlos-unwirtlichen Gegend? Was auch immer der Autor sich bei diesen Sätzen gedacht oder beabsichtigt hat: Der Patriot bzw. Nationalist übersieht das ihm Unangenehme und stürzt sich auf die vermeintlich fette Beute: Bodenständigkeit und Reinheit der Rasse. Wir sind doch irgendwie ein auserwähltes Volk! Ähnlich ambivalent ist eine weitere einschlägige Passage [TACITUS 1999, 13]:

„Ich selbst schließe mich der Meinung derjenigen an, die glauben, Germaniens Völkerschaften seien nicht durch Heiraten mit anderen Völkern zum

Schlechten hin beeinflusst und seien deshalb ein eigener, reiner und nur sich selbst ähnlicher Menschenschlag geworden. Daher haben sie auch, soweit das bei einer so großen Zahl von Menschen möglich ist, alle dieselben körperlichen Merkmale: trotzig blickende blaue Augen, rötlich-blondes Haar und große Körper, die nur zu einem kurzen Ansturm taugen; in Arbeit und Anstrengungen zeigen sie nicht die gleiche Ausdauer, am wenigsten aber können sie Durst und Hitze ertragen, Kälte und Hunger dagegen auszuhalten sind sie durch Klima und Bodenbeschaffenheit gewöhnt.“

Nebenbei bemerkt sind die Übersetzungsunterschiede aus dem Lateinischen nicht uninteressant, denn LUND spitzt die Formulierungen bei seiner Übersetzung gleich auf die Terminologie der LTI (Lingua Tertii Imperii) zu [TACITUS 1988, 73]:

„4. Ich selbst schließe mich der Auffassung derer an, die meinen, daß die Bevölkerung Germaniens nicht als Folge einer Vermischung mit fremden Völkern entartet ist, sondern sich zu einem einzigartigen, rassereinen Menschenschlag mit einem individuellen Gepräge entwickelt hat.“

Diese Art Formulierungen wiederum vermeidet M. FUHRMANN in seiner Übersetzung bei Reclam [TACITUS 1971, 5]:

„4. Ich selbst schließe mich der Ansicht an, daß sich die Bevölkerung Germaniens niemals durch Heiraten mit Fremdstämmen vermischt hat und so ein reiner, nur sich selbst gleicher Menschenschlag von eigener Art geblieben ist.“

Aber Übersetzungsunterschiede beiseite: Auch in dieser Passage haben wir bei Tacitus diese seltsame Ambivalenz: Zum einen wird die „Rassereinheit“ – was immer er darunter verstanden haben mag – und das gleichartig-gute Aussehen großer Menschen offensichtlich (oder handelt es sich nur um Übersetzungs- und Interpretationsfehler?) als positiv gesehen, zum anderen sind diese Menschen *Schlaffis*, die keine Arbeitsausdauer haben, vielleicht gar faul sind.

Durst und Hitze ertragen sie schon gar nicht, aber dafür können sie wiederum gut Hungern und Frieren, in diesem widerlichen Land, das Gott ihnen persönlich zugedacht hat.

Dieser als Frontalangriff auf das deutsche Arbeitsethos deutbare Passus war für die Exegeten des 19. Jh. kein Anlass, Tacitus als Diffamierer der Germanen-Deutschen zu diskutieren, sondern die Rassisten des 19. und 20. Jh. pickten sich nur die Rosinen heraus, um damit den *Ihr-Deutsche-seid-einmalig-gutes-Volk-Kuchen* zu würzen.

Wie wirkten nun diese und andere Aussagen des Tacitus auf die Deutschen? Um 1500 wird durch Conrad Celtis, Ulrich von Hutten und andere ein erstes patriotisches Schneebrett losgetreten. Erstmals wird in diesem Zusam-

menhang auch diskutiert, ob Karl der Große nun ein Deutscher oder ein Franzose sei. Celtis hält ihn natürlich für einen deutschen Kaiser. Dann wird es still um die Germanen/Deutschen, bis im frühen 19. Jh., in der nachnapoleonischen Zeit, die Sache schnell eskaliert. Der Philosoph Johann Gottlieb FICHTE hielt entsprechende *Reden an die deutsche Nation*, und beim Professor für Geschichte und Dichter Ernst Moritz ARNDT (1769–1860), stellt sich die Sache mit der Reinheit, basierend auf Tacitus, bereits so dar [LUND 1995, 19 f.]:

„Die Deutschen sind nicht durch fremde Völker verbastardet, sie sind keine Mischlinge geworden, sie sind mehr als viele andere Völker in ihrer angeborenen Reinheit geblieben und haben sich aus dieser Reinheit ihrer Art und Natur nach den stetigen Gesetzen der Zeit langsam und still entwickeln können; die glücklichen Deutschen sind ein ursprüngliches Volk. [...] Jedes Volk wird nur dadurch das Beste und Edelste hervorbringen können, daß es immer das Kräftigste und Schönste seines Stammes ausliest und mit einander zeugen läßt.“

Implizit wird hier also behauptet, dass es „unreine“, verbastardisierte Menschen oder Völker gibt – das sind natürlich immer die anderen –, und es wird damit ein (End-)Ziel suggeriert, auf das hin sich ein Volk entwickelt. Würzt man derlei Ansichten noch mit etwas Sozialdarwinismus und Mendels Gesetzen, so ergibt es schnell die Lehre vom guten und reinen *deutschen Blut*, das, in den uralten Heimatboden *gegossen*, die herrlichsten Früchte hervorbringt. *Wir Deutsche* wurden danach ja vom Schöpfer persönlich hier eingepflanzt, sozusagen von Hause aus in das Gelobte, wenn auch hässliche Land. Mit derartigen Ansichten kann man – Medienhoheit vorausgesetzt – ein Volk als auserwählt hinstellen, dann *verhimmlern* und *verführern*.

Viele Namen wären noch zu nennen, bekannte wie unbekannt, aber kommen wir gleich zu einem Endprodukt, hier vertreten durch einen Direktor des städtischen pathologischen und hygienischen Institutes in Chemnitz, Professor Martin STAEMMLER, der in einer erzieherischen Schrift namens *Volk und Rasse* [1933, 25 f.] folgendes verkündet [zit n. LUND 1995, 47]:

„Der alte römische Schriftsteller Tacitus schildert uns voll Bewunderung die alten Deutschen, die Germanen, die fast Nordischer Rasse waren. Er rühmt ihren Mut, ihre Treue, ihre Reinheit, und stellt diese Eigenschaften den Römern als Musterbeispiele hin. Weil sie so tapfer und treu waren, darum waren sie geborene Soldaten. Was in den Deutschen an Heldentum und ehrlich-treuem, soldatischem Wesen drinsteckt, das verdankt er [sic] seiner Nordischen Rasse.“

Solche und ähnliche Schriften waren Höhepunkt dieser Art Tacitus-Auslegung, die 1945 ihr abruptes Ende fand; seither wird eher still-verschämt bewundert im Sinne von „literarisches Kunstwerk“ oder „goldenes Büchlein“ [THIELSCHER 26].

Man könnte sich nun manch' Frage stellen, beispielsweise, warum die Römer – Tacitus als Autor unterstellt – so sehr darauf erpicht waren, dieses widerliche Land zu erobern. Oder was nun mit der Völkerwanderung ist: Wenn diese Germanen seit Urzeiten zwischen Nord-/Ostsee und Alpen zu Hause waren, wer waren dann die Völkerschaften, die bis zum 7./10. Jh. angeblich hier eingewandert sind? Und wer und wo waren dann die Kelten, die nach breiter Historiker- und Archäologenmeinung hier (von Irland bis zum Iran) gesiedelt haben und die von Cäsar 150 Jahre vor Tacitus im heutigen Frankreich besiegt wurden?

Aber lassen wir diese Fragen hier unbeantwortet und befassen uns mit der Geschichte des Textes, der Frage, ob ein Tacitus wirklich der Autor sein kann und zunächst mit dem Auffindungszusammenhängen der Schrift, die – typisch für ein Heiliges Buch – im Nebulösen wabern. Zwei Szenarien dominieren die Forschung der Nachkriegszeit:

Die Auffindungsszenarien

Zu Szenario 1:

Eine Gruppe von Forschern meint, dass die Schrift zwischen 1420 und 1430 gefunden wurde; ein maßgeblicher war Ludwig PRALLE, der – leicht lokalpatriotisch motiviert – Fulda als die Bibliothek mit dem Werk der *Germania* ermittelte. Ein Hersfelder Mönch – nach PRALLE: Heinrich von Grebenstein – habe sie von dort gestohlen oder stehlen lassen, um sie in Rom an oder über den Bücherjäger Poggio (Sekretär beim Vatikan) für die gute Wendung prozessualer Angelegenheiten zu verscherbeln. Die lange Pause bis zum Öffentlichmachen der Schrift um 1460 erklärt er mit der nötigen Geheimhaltung des Diebstahles. Der zweite notorische Bücherjäger Niccoli war am Rande über Korrespondenzen beteiligt. Nikolaus von Kues wirkte nach PRALLE in konspirativer Weise an weiteren Lieferungen von Tacitus-Schriften mit!

Mit Nikolaus von Kues sollte man sich als Fälschungsforscher vielleicht intensiver beschäftigen. Hier sei nur an das Auffindungswunder erinnert, das ein Hans KÜNKEL 1936 [2002] so liebevoll beschrieben hat. In einem halb zerfallenen Turm eines St. Brigitten findet Nikolaus nächtens im Staube: Plautus, Cicero, Vergil, Cäsar, Naso. Als Bayer hätte er dazu gemurmelt: „Do werd a schaugn, da Poddscho...!“

Zu Szenario 2:

In jüngerer Zeit wurde das Szenario 1 verworfen: es gäbe einfach keinen irgendwie positiven Beweis dafür, dass der Hersfelder Mönch tatsächlich geliefert habe usw. Dafür wurden handschriftliche Bemerkung des Johannes Pontanus, eines bei den Italienern geschätzten Renaissancephilosophen, auf-

gegriffen. Dieser schrieb 1460 für sich eine Fassung der *Germania* ab und notierte auf zwei Rückseiten Informationen, aus denen hervorgeht, dass ein Enoch von Ascoli im Auftrag des Papstes Nicolaus V. in den Norden geschickt ward, um dort nach Handschriften zu suchen. Als Papst Nicolaus V. 1455 starb, suchte der nach Rom zurückgekehrte Enoch neue Kunden für seine Hersfelder oder Fuldaer Schätze. Der neue Papst Pius II. stach schließlich hierbei den Konkurrenten Carlo de' Medici aus und gelangte so in den Besitz der Schriften.

Soweit die momentanen offiziellen Szenarien: Die Forschung ist sich letztlich nicht einig, weder über den Zeitpunkt, die handelnden Personen, die Standorte der Bücher. Nach Topper [1996, 173 f.] verschwand die teure Original-Handschrift bald, ebenso wie die ersten drei Abschriften, von denen die heutigen abstammen. Die Abhängigkeit der Texte untereinander (früher/später) ist nicht zu klären.

Die Zweifler

Voltaire (18. Jh.)

Bei STACKELBERG wird Voltaire – dieser kannte angeblich sicher den *Agricola* und die *Annalen* – mit der Äußerung zitiert, er könne die tollen Geschichten von Nero und seiner Mutter Agrippina kaum glauben. STACKELBERG [225 f.]:

„Voltaire glaubte Tacitus nicht. Dieser ist in seinen Augen bestenfalls ein ‚geistreicher Satiriker‘ [...] So hält denn Voltaire sowohl die Abnormitäten des alternden Tiberius auf Capri, als auch die Schändung von Sejans minderjähriger Tochter durch den Henker, wenn nicht für Tacitus' Erfindungen, so doch für Erzeugnisse klatschüchtiger Römer; daß Tacitus diese und andere Unwahrscheinlichkeiten wiedergibt, beweist für Voltaire zur Genüge die Gehässigkeit dieses Autors.“

So das bisher hierzulande kaum bekannte Urteil eines als besonders scharfsinnig erachteten Mannes über den Geschichtsschreiber Tacitus insgesamt, das diesen zumindest als wenig seriös erscheinen lässt. Dieses Zitat bestätigt den Eindruck, dass es neben der heute offiziellen Geschichte immer schon abweichende Vorstellungen hierzu gab [s. auch TOPPER 2000]. Diese Alternativen wurden vermutlich hauptsächlich so lange diskutiert, bis – meist im 19. Jh. – allgemeine Schulpflichten samt Lehrkörpern und Lehrkanon breit eingeführt wurden, die dann den Schülern die *wahre* Geschichte zu vermitteln hatten. Es würde sich daher sicher lohnen, insbesondere bei Autoren des 16., 17. und 18. Jh. nach solchen alternativen Überzeugungen zu forschen.

Ein Mann, der einen in dieser Ansicht weiter bestärkt, ist der schon einmal behandelte P.F.J. MÜLLER [ANWANDER 2005], bei dem kaum vorstellbar ist, dass er sich seine mitunter krausen Geschichtstheorien nur aus den eigenen Fin-

gern gesogen hat. Er hatte auch ein feines Näschen und witterte bei Tacitus Unrat, etwas, was man bei vielen späteren Patrioten vermisst.

Peter Franz Joseph MÜLLER (frühes 19. Jh.)

ist der verwegene Geschichts- und Chronologiekritiker, Postulator eines grandiosen germanisch-deutschen Urvolkes (ich muss gestehen: ich mag ihn irgendwie). Das Lateinische ist übrigens nach ihm die künstliche Oberschichtsprache dieses guten alten germanischen Urvolkes.

In Müller würden viele spontan einen frühen Tacitusverehrer vermuten, aber er ist immer für Überraschungen gut: Er ist Tacituskritiker!

„Wir Deutsche thun uns auf den *Tacitus*, Gott weiß, wie viel zu gute, und hätten ihn beinahe als Schutzheiligen aufgestellt; und ich muß gestehen, daß ich selbst eine Art von Trauer empfinde, mich so äußern zu müssen, wie ich jetzt darüber denke.

So mächtig ist die Herrschaft eines tief eingewurzelten Wahnes. Aber wie kann ein Stein noch fortdauernd für Demant gelten, wenn man von dessen Unächtheit überzeugt ist?“ [MÜLLER 440]

Müller [440 ff.] schildert die Auffindung der *Annalen* (nicht der *Germania*) und findet Ungereimtheiten – ausgerechnet zu Corvey:

„*Beroald* der jüngere, Bibliothekar des Papstes *Leo* 10 [1513–1521], aus dem Hause *Medicis*, soll die 5 ersten Bücher der *Annalen* zu *Corvey* in Westfalen entdeckt, oder wie *Andreas Alciat* [italienischer Rechtsgelehrter; 1492–1550] sich ausdrückt, von den *Barbaren* eingelöst haben, a barbaris redemptos.

Aber diese 5 Bücher waren entweder nie zu *Corvey*, oder *Beroald*, oder wer immer, hat sie selbst nach *Corvey* gebracht, und auch wieder mitgenommen, so wie überhaupt fast alle [!] Schriften dieser Art früher und später von außen her unterschoben, und hin und wieder besonders in den Stiftern sind niedergelegt worden, wie ohne Zweifel auch die *gothische Bibel* des *Ulfilas* [s.u. bei L. WIENER], *codex argenteus*, welche die *Schweden* im dreissigjährigen Kriege zu *Werden* sollen wiedergefunden haben. Schon der Name *Tacitus*, verschwiegen, zeigt ein Geheimniß, und sollte er vielleicht auf den Namen *deutsch*, *Taiutsc*, anspielen, so zeigt er auch in diesem Falle ein jüngeres Daseyn an.

Was übrigens überhaupt von allen *griechischen* und *römischen* Geschichtsschreibern gilt, daß sie sich häufig in sehr wesentlichen Umständen widersprechen, gilt nicht weniger von *Tacitus*, und wie konnte es auch anders seyn, da sie jenen Zeiten nicht angehören, zu welchen sie sich fälschlich bekennen.“

Wie wahr! So seien nur einige der Widersprüche und Merkwürdigkeiten hier zitiert, die MÜLLER [442 f.] anführt:

„Unter andern erwähnt *Tacitus*, wenn schon der einzige, und eigentliche Geschichtsschreiber der *germanischen* Volksstämme, zwar der Langobarden, d.h. der Langbärtigen, *ingens barba* 12.300 der *Rutuler*, röthlichen, Gelben, *Latiner*, *Italer*, Edlen, *Grajen*, *Argiven*, Reichen, *Römer*, *berühmten*, [...]

Dagegen erwähnt *Tacitus* mit keinem Worte der *Franken*, welche doch schon bei Cic. *Epist. ad attic. lib. 14. Ep. 10.* vorkommen, und nicht lange nachher so berühmt wurden, daß sie ein großes Reich im Osten und Westen von Europa stifteten.“

Nicht übel, möchte man anmerken. So moniert MÜLLER an *Tacitus* weiter, dass nach ihm „*Britanien*“ zuerst von *Agricola* [40–93 n. Chr., römischer Statthalter in Britannien] unter *Vespasian* entdeckt worden sei, wo doch heutzutage jeder *Asterix*-Leser weiß, dass selbiges von *Cäsar* noch vor unserer Zeitrechnung erobert ward. An anderer Stelle geht hervor, dass *Tacitus* aber *Cäsars* Gallienkrieg gekannt hat (s.u.), was nicht verwunderlich wäre; dann aber ist der Verfasser des *Agricola* ein anderer als der Verfasser der *Germania*! MÜLLER [444 f.] weiter:

„Wenn also schon *Britanien* erst von *Agricola* entdeckt war, so versichert nichts desto weniger *Tacitus*, im Widerspruch mit sich selbst, daß *London* wegen des großen Handels und der Zufuhren schon sehr berühmt gewesen sey, *copia mercatorum, et com meatu maxime celebre.* ltb. 14. aber mit welchem Lande mag *London* wohl vor 17 bis 1800 Jahren, als es von den weltbeherrschenden Römern eben entdeckt war, im Handelsverkehre gestanden haben?

Und von welchen Erzeugnissen mag *London* vor 17 und 1800 Jahren die Niederlage gewesen seyn, da der Osten und Westen noch geschlossen, *Britanien* gleichsam am Ende der Welt, auf sich selbst beschränkt, gewiß noch keine Spur der heutigen englischen Werkstätte vorhanden, und *London* sogar noch viele Jahrhunderte *nachher* von nicht großer Bedeutung war.

Nehmen wir aber an, daß der Verfasser der Schriften des *Tacitus* solches im Anfange des 16ten Jahrhunderts geschrieben, so hat er die Wahrheit gesagt.“

Weiter legt MÜLLER zahlreiche Ausdrücke des *TACITUS* dar, die das jüngere Alter der Schriften belegen: So schmecken ihm einige Redensarten des *TACITUS* nach Kirchenlatein; zahlreiche Ausdrücke sind italienisch und weniger lateinisch, und dann findet er es merkwürdig, dass viele dieser Wörter nicht in einem lateinischen Wörterbuch vorkommen, das zu Straßburg 1495 gedruckt

wurde. Er glaubt auch, bei TACITUS Gebräuche der katholischen Kirche wahrzunehmen und anderes Christliches, wie einen „dreieinigen, dreifaltigen Gott“; dies führt ihn zur Schlussfolgerung [MÜLLER 455 f.]:

„Alles dieses zusammen genommen, bestärkt mich in dem Glauben, daß sehr wahrscheinlich *Beroald* selbst der Verfasser der Schriften des *Tacitus* ist, oder daß sie doch in jüngern Zeiten in *Italien* zur Welt gekommen sind, und daß der Verfasser in jedem Falle ein Feind des Urvolks, und dagegen ein Freund des neuen Reichs der Franken [gemeint: Franzosen] war.“

Und wenn die Deutschen ihren TACITUS schätzen, so sieht sich MÜLLER – unter der Überschrift: „Tacitus, der Deutschen Feind, der Gallier Freund“, gezwungen festzuhalten [456 f.]:

„Tacitus lobt die Deutschen in einigen Stellen, bloß um ihnen Sand in die Augen zu streuen, und sie dagegen in anderen nach Herzenslust zu lästern [...] sie verkaufen, sie verrathen sich; [...] dennoch ist alles, was die Welt großes in der Baukunst aufzuweisen hat, das Werk des Urvolks, der Deutschen.“

Und Müller hat Visionen [459 f.]:

„Allerdings sind diese Thaten wahr, aber sie sind keine 1700 Jahre alt; vor Julius Cäsar, d.h. vor Karl dem Gr. war Frankreich noch Westreich und Zugehör des Urreichs.“

Wenn wirklich Karl der Große (im französischen Sinn, denn in die Reihe deutscher Kaiser gehört er nicht) Bewohner des linken Rheinufer auf das rechte versetzte, so waren es, bei noch unverfälschter Sprache, nach wie vor Deutsche; und wenn er mit den Bewohnern des linken Ufers die Bewohner des rechten schlug, so schlug er Deutsche durch Deutsche, oder Römer durch Römer, wie solches auch noch in der Folge, nachdem sich beide blutsverwandte Völker schon durch Sprache, Gebräuche, u. s. w. auf ewig geschieden hatten, und leider bis auf den heutigen Tag, geschehen.

Hätten die Deutschen auch nach dieser Scheidung noch zusammengehalten, und sich wieder in den Besitz entrissener Küsten gesetzt, so wäre *auch die neue Welt deutsch*.“

Nebenbei erfahren wir hier, dass Karl der Große identisch mit Cäsar war, und Müller [464 f.] resümiert zum Fall Tacitus:

„Man mag den *Tacitus* in das erste, oder in das fünf- oder sechzehnte [!] Jahrhundert stellen; so bleibt es immer unglücklich, daß die Deutschen vor ihm keine Geschichte gehabt haben, und bis dahin ungekannt geblieben seyn sollen.“

Daß die Deutschen auch schon vor dem *Tacitus* des ersten Jahrhunderts, und so gar vor der Gründung *Roms* ein ausgebildetes, und allgemein aus-

gebreitete Volk gewesen, bezeugt selbst die römische Sprache, denn daß die römisch-lateinische Sprache unmittelbar aus der deutschen ist geschöpft worden, wird, wie ich hoffe, in kurzem Niemand mehr bezweifeln.“

Das hat sich nun nicht erfüllt und selbiges hat nicht einmal Conrad CELTIS behauptet, der – glühender Verehrer einer lateinisch sprechenden deutschen Kulturnation, der er war – es hinnahm, dass die Römer in der Antike das Kulturvolk waren, die Germanen hingegen (noch) nicht. Er sah Phasenabläufe in der Geschichte walten, und nun (im frühen 16. Jh.) sei die *große Zeit* der Germanen-Deutschen gekommen. Das läuft unter Wunschdenken, war doch die politische Lage im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation um 1500 alles andere als glorios.

Immerhin hat es auch schon zu Beginn des 19. Jh. Zweifler an der *Germania* gegeben, aber die sind offensichtlich schnell im Germanenrausch vergessen worden, wenn sie je überhaupt einmal rezipiert worden sein sollten. Reaktionen der Historikerkunft zu MÜLLER konnten bisher nicht gefunden werden. Abgesehen von seiner verquerten Urvolktheorie und der schwer nachzuvollziehenden Gleichsetzung von Römern und alten Urvolkgermanen werden von ihm hier doch gewichtige und berechtigte Zweifel an Tacitus vorgebracht, die immer wieder überraschen und von anderen Skeptikern geteilt werden.

Am Rande sei noch vermerkt, dass dieser P. J. F. MÜLLER noch 1804 eine Auftragsabhandlung verfasste mit dem Titel: *Beitrag zur Bestimmung der Grenzen zwischen den Franken und Sachsen der Vorzeit*. Das Thema Sachsen-Franken, auf das wir unten noch stoßen werden, scheint sich über Jahrhunderte hingezogen zu haben. Mögen Interessierte vor Ort die Hintergründe dieser Streitigkeiten näher beleuchten, das würde auch die Motive für Fälschungen in diesem Bereich aufhellen.

Wir gelangen bei unserer Tacitus-Kritik in das 20. Jh. wo ein Autor jüdischer Herkunft – als Mainstreamwissenschaftler hochgeachtet – vorsichtig am Hochglanzlack der *Germania* zu kratzen beginnt.

Eduard Norden (1920)

war ein angesehener Sprachforscher, der Zweifel zumindest an der Seriosität und Stichhaltigkeit der Tacitus-*Germania* veröffentlichte, wie A. LUND [1995, 35] darlegt:

„Es spielte dabei offensichtlich gar keine Rolle, daß der herausragende deutsche Latinist Eduard Norden (1868–1941) in seinem grundlegenden Werk *Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania* (1920) als erster den Nachweis erbracht hatte, die Beschreibung der germanischen Eigenart und des germanischen Erscheinungsbildes sei aufgebaut auf lite-

rarischen Wandermotiven, Klischees und stilistischen Formeln, heute auch Topoi oder Stereotype oder Transfer genannt.“

Aus der zurückhaltenden Gelehrtensprache übersetzt heißt das etwa: Die Aussagen des Tacitus in der *Germania* über die Germanen sind historisch wertlos und das gesamte Werk mehr oder weniger Schrott. Das erkannten die Gegner schnell, wie LUND darlegt, deshalb wurde sofort kräftig nach Mainstreammanier zurückgekeilt [LUND 1995, 35 ff.]:

„Ja, germanophile und germanomane Forscher anderer Bereiche, die die *Germania* für eine Art von ethnologischer Bibel [sic!] der Deutschen hielten, versuchten, Nordens Auffassung sofort zu widerlegen; dies geschah noch vor dem Dritten Reich. Aber Arbeiten zu ‚Ehrenrettung‘ des Tacitus erschienen noch lange Jahre nach der Veröffentlichung von Eduard Nordens *Urgeschichte*, oder seine Forschungsergebnisse wurden einfach ignoriert. Als Ergebnis der Kritik sah sich Eduard Norden in der zweiten Auflage, die schon 1921 erschien, gezwungen nachzugeben und zu behaupten, das Vorkommen von Wandermotiven beeinträchtigte die historische Glaubwürdigkeit der Taciteischen *Germania* keineswegs: [...]

Mit diesen [hier nicht zitierten] Bemerkungen hatte Eduard Norden im Grunde die Ergebnisse seiner eigenen Forschung widerrufen. Da er 1935 nach dem Erlaß der *Nürnberger Rassengesetze* als Jude eingestuft wurde, war er wenige Jahre später gezwungen, ins Schweizer Exil zu gehen, wo er auch starb.“

Robert Baldauf (1902)

soll mit seiner philologischen Kritik, die ebenfalls kaum rezipiert wurde – wen wundert es im Zeitalter der Germanentüme- und -dümmelei – hier nur erwähnt sein, da er schon ausführlich bei TOPPER [1996, 173 ff.] behandelt wurde.

Die Entstehung der *Germania* liest sich übrigens dort so: Der oben zitierte Hersfelder Mönch hat von Poggio einen Wunschzettel bekommen, auf dem auch der Name Tacitus stand, worauf der Mönch – gemäß Szenario 1 – nach einigen Jahren die Kleineren Schriften *fand* bzw. erfand und in Rom nutzbringend verkaufte.

Wilhelm Kammeier (1930)

wurde schon des öfteren in den *Zeitensprüngen* wohlwollend-kritisch [erstmal NIEMITZ 1991] behandelt. Er hielt die *Germania* nur in Teilen für gefälscht und postulierte ansonsten die *Große Aktion*, wonach das ganze Mittelalter im Zeitalter des Humanismus erfunden-erfälscht wurde (s.u.).

Leo Wiener (1920)

wurde im Gegensatz zu NORDEN völlig ignoriert, obwohl er der vermutlich gewichtigste Kritiker ist. Leo WIENER – übrigens Vater des Kybernetik-Erfinders Norbert Wiener – ist jüdisch-osteuropäischer Herkunft und war Professor für slawische Sprachen und Literaturen in Harvard und trat hervor

„mit der provozierenden Arbeit: *Tacitus' Germania and other Forgeries*, [Tacitus' *Germania* und andere Fälschungen] Philadelphia 1920, in der er die *Germania* neben Trithemius' und Annius' von Viterbo Fälschungen stellt!“ [LUND 1995, 37]

Es handelt sich dabei allerdings nur um den dritten Band eines Kompendiums, das den interessanten Titel trägt: *Contributions toward a History of Arabic-Gothic Culture*. In dieser sich nicht immer leicht zu erschließenden, aber hochinteressanten Arbeit (zitierte Sprachen neben der englischen Originalsprache: Deutsch, Latein, Griechisch, Arabisch, Hebräisch, Sanskrit) behandelt WIENER die Autoren und gefälschten Werke: *Wulfila*, *Jordanes*, *Pseudo-Berosus*, *Hunibald*, *Germania*, und *Pseudo-Venantius*, also altbekannte und übliche Verdächtige.

WIENER geht – philologisch argumentierend – in die Vollen und hält den Autor, also den Fälscher der *Germania*, für einen ausgemachten Trottel und/oder Halunken [fool, scoundrel; WIENER, 296], der gar nicht richtig versteht, was er z.B. aus Cäsars *De Bello Gallico* ab- und umschreibt: So kommt bei Cäsar der Elch als Tier ohne Gelenke vor, so dass er – einmal umgefallen – hilflos zur leichten Beute wird. Der Fälscher der *Germania* macht nun einen ganzen germanischen Volksstamm daraus [WIENER 297]: die Semnonen, einen Teilstamm der Sueben:

„Der gelenklose Elch, wie das Einhorn, wird in einen germanischen Stamm umgeformt [...] Wie der Elch weder liegen noch aufstehen kann, wenn er gefallen ist, so haben die Semnonen gehemmte Beine [tied legs] und können nicht aufstehen, so sie fallen.“ [Übers. hier u. i.W. G.A.]

Eine in der Tat fantasievolle Übertragung vom Phantasietier zum Menschen. Am ehesten entspricht das dem Erscheinungsbild bestimmter Alkoholiker im Spätstadium: staksiger Gang und Mühe beim Aufstehen. Sollte der vermutlich italienische Endautor der *Germania* die Semnonen aus dem Schwabenlände nur beim Saufen beobachtet und dabei selbst zu viel vom süffigen Gebräu erwischt haben?

In Abschnitt 40 der *Germania* wird von TACITUS [1999, 55] ein weiterer aufschlussreicher Vorgang berichtet:

„Die anschließend folgenden Reudigner, Avionen, Anglier, Variner, Eudosen, Suardonen und Nuitonen sind durch Flüsse oder Wälder geschützt. An ihnen gibt es im einzelnen nichts zu bemerken, außer daß

sie alle zusammen Nerthus, das heißt die Mutter Erde, verehren und glauben, sie kümmere sich um die Angelegenheiten der Menschen und fahre auf einem Wagen zu ihren Völkern. Es liegt auf einer Insel des Ozeans ein heiliger Hain, und in ihm steht ein geweihter Wagen, mit einem Tuch bedeckt; ihn zu berühren ist einzig einem Priester erlaubt. Dieser bemerkt, wenn die Göttin im Allerheiligsten erschienen ist, und geleitet sie auf dem von weiblichen Rindern gezogenen Wagen in tiefster Ehrfurcht. Fröhlich sind dann die Tage, festlich geschmückt die Orte, die die Göttin ihrer Ankunft und ihres Besuches würdigt. Keine Kriege beginnen sie, greifen nicht zu den Waffen, alles Eisen ist weggesperrt; dann kennt man, dann liebt man nur Frieden und Ruhe, bis der gleiche Priester die des Umgangs mit den Sterblichen satte Göttin wieder ihrem Tempel zurückgibt. Anschließend werden der Wagen und das Tuch und, falls man es glauben will, die Gottheit selbst in einem verborgenen See abgewaschen; Sklaven dienen dabei, die derselbe See sofort verschlingt. Von daher rührt der geheime Schauer und die heilige Unwissenheit, was das für ein Wesen sei, das nur Todgeweihte schauen.“

Diese Erdmutter Nerthus samt ihrem Kult hat nun Parallelen, die bezüglich ihrer Herkunft verblüffen, wie WIENER [298 f.] ausführt:

„Wir haben bei Pseudo-Berosus bereits *Aretia*, ‚Erde‘. Offensichtlich ist dieses *Aretia* nichts anderes als unser *Nerthus*, *Herthus*, und ebenso klar ist, dass die Beschreibung der Verehrung von Nerthus identisch ist mit der von Cybele in Ovids *Fasti*, IV.291 ff. und andernorts. Die Übereinstimmung ist vollständig [...] Die einzige Hinzufügung in der *Germania* ist das Ertrinken der Sklaven im See, eine Umschreibung für die Kastration oder möglicherweise der Reinigung durch Tieropferblut, die mit der Anbetung der Cybele verbunden war. Aber die Form *Herthus*, *Nerthus*, die wir in der *Germania* finden, ist zweifellos der Vermischung von *Aretia* und *Aretium* geschuldet, einem Stammwort in Pseudo-Berosus. Auf jeden Fall ist es ein semitisches Wort, das erst im achten Jahrhundert in die germanischen Sprachen eindrang.“

Hier haben wir die Argumentation, die sich durch viele Ausführungen WIENERS zieht: Er behauptet, zahlreiche Begriffe, Motive und Histörchen in den zitierten Werken seien arabisch-orientalischer Herkunft und können deshalb kaum vor 711 rezipiert worden sein, dem Beginn der sog. arabisch-moslemischen Eroberung der iberischen Halbinsel. Wir schließen uns dieser Argumentation an, sehen aber die Rezeption arabischer Begriffe und Motive nicht im 8. Jahrhundert, sondern in der Zeit während und nach den ersten Kreuzzügen, also in unserem bekannten Fälscherjahrhundert mit der Nummer 12 (nicht ganz auszuschließen ist nach 911, nachphantomzeitliche Ca.-Datierung für die Eroberung Spaniens)!

Hier die wohlthuend nüchterne Einschätzung WIENERS zur *Germania* im Originaltext; verfasst 1920, gut 10 Jahre vor der *Großen Zeit* [WIENER, 299]:

„Die völlige Wertlosigkeit der *Germania* liegt auf der Hand, jenseits jeder Verteidigungsmöglichkeit. Nur intellektuelle Blindheit verteidigt sie, so wie Fälschungen des 19. Jh. oder das berüchtigte Koeniginhof-Manuskript noch Verteidiger finden. Traurig zu beobachten, dass germanische Geschichte und verwandte Themen auf der *Germania* und der *Getica* [des Jordanes] aufbauen, zwei Monumente bewusster Fälschung und unbewusster Dummheit, das Resultat der ersten Blüte des arabischen Zaubers, die zu *Tausendundeiner Nacht* führte. Man könnte ebenso gut Geschichte aus diesem Werk rekonstruieren, wie man historische Schlüsse aus *Germania* und *Getica* zieht.“

Man darf sich angesichts solch klarer, begründeter und vernichtender Urteile wundern, dass heutzutage über die *Germania* zwar nicht mehr im Zustand nationaler Ekstase gearbeitet wird, aber doch noch so, als handele es sich um ein authentisches und seriöses Geschichtswerk. Diese Kritik muss auch den an sich verdienstvollen Bearbeiter der Rezeptionsgeschichte der *Germania*, LUND, treffen, der zwar auf manche der Fälschungsverdachtäußerer – auch auf WIENER – hinweist, aber doch letztlich von der Echtheit ausgeht. Es scheint in Mainstreamkreisen immer noch nicht erwünscht zu sein, die *Germania* als das zu erachten, was sie offensichtlich ist: ein böses Märchen aus *1001 Nacht*, ein Machwerk mit katastrophaler Wirkungsgeschichte, an dem sich die deutschen Patrioten jahrhundertlang berauscht haben.

Typisch für diesen Umgang mit der ‘heiligen’ *Germania* ist die Arbeit von Paul THIELSCHER, 1962: *Das Herauswachsen der ‚Germania‘ des Tacitus aus Cäsars ‚Bellum Gallicum‘*. Hier stellt LUND [1995, 37, Fußnote 24], vorsichtig fest, dass das kaum bekannte Werk von WIENER dem späteren von THIELSCHER „inhaltlich verblüffend“ ähnelt. Doch der Dieb THIELSCHER zitiert weder WIENER, noch erwähnt er irgendeinen Fälschungsverdacht.

Aufgrund der Kritikerdarlegungen von MÜLLER bis WIENER dürfte es kaum mehr möglich sein, den eigenwilligen Autor Tacitus mit seiner *Germania* und anderen Werken im +1. Jh. zu belassen. Dieser Autor, der in der Literatur gefeiert wird als Mann, der in der trajanischen Epoche literarischer Auftakt, Höhepunkt und Abschluss zugleich war [TOPPER 1996, 172] darf bestenfalls noch als Scheitelpunkt einer Fälschungswelle besonders übler Machwerke gelten. Aber geben wir dem Werk noch eine letzte Chance und prüfen als Härtestest:

Die frühe Rezeptionsgeschichte (und Arminius)

Für die Antike ist zur *Germania* nichts überliefert. Lediglich drei Meldungen für nachantike und frühmittelalterliche Zeiten sind hier zu behandeln: Wir

müssen als ersten CASSIODOR (* um 490 in Scylaceum, Bruttien; † um 583 im Kloster Vivarium bei Scylaceum) nennen, der dankenswerterweise von P. C. MARTIN [2000b, 657-661] schon als erfunden entlarvt wurde; zudem erscheint er auch bei WIENER [162 f.] im Zwielficht.

Dann soll die *Germania* bei JORDANES (balkangotischer Gelehrter und Geschichtsschreiber des 6. Jh.) erwähnt sein. Diesen Fall erledigt aber ebenfalls Leo WIENER, der in dem oben zitierten Werk den Fall JORDANES unter „other forgeries“ ausführlich behandelt.

Diesem JORDANES verdanken übrigens die Baiern ihre erste Erwähnung für 551, auf die sie – als ältester europäischer Volksstamm – besonders stolz sind. Aber der Fall erledigt sich bei WIENER von selbst, da dieser auch JORDANES die – zahlreiche – Verwendung orientalischer Mythen nachweisen kann, wie hier gezeigt sein soll. Denn er tut das u.a. ausgerechnet und pikanterweise bei einer weiteren wichtigen Figur des alten Deutschtums, dem Helden Arminius, besser bekannt als Hermann der Cherusker.

Wiener legt neben zahlreichen anderen Beispielen dar, dass der Bruderkampf Arminius-Flavius und sich weitere darum herumrankende Geschichtchen bei Cassius Dio, Velleius Paterculus, Florus, Tacitus und Jordanes perfekt passende – bis in Verzweigungen hinein – syrisch-persische Vorbilder haben [WIENER 171]:

„Das Verhältnis der Arminius-Geschichte bei Tacitus zu der syrischen Julian-Harman-Erzählung und zum persischen Ahriman-Zyklus ist unmissverständlich klar.“

So ist *Thusnelda*, der Name der Gattin des Arminius nach WIENER [164] „obviously a non-Germanic word“, das Verwandtschaft mit Syrisch *Astina* hat und arabisch als *Atusnel* gesehen wird. WIENER resümiert bezüglich JORDANES:

„Ohne Zweifel können viele weitere interessante Mythen in Jordanes entdeckt werden. Doch ich habe bereits genug Gründe angeführt, um Jordanes als Fälschung des achten oder frühen neunten Jahrhunderts zu zeigen, ohne die Spur eines historischen Hintergrunds, außer ganz weit entfernte“ [WIENER 173].

Sollte etwa auch die ganze Arminius-Geschichte erfunden sein und somit nicht nur der Kalkriese-Streit in neuem Licht erscheinen? Es würde gut ins allgemeine *Germania*-Fälschungsbild passen; es mag aber auch sein, dass hier reale Vorgänge der Antike nachträglich ausgeschmückt und angereichert wurden. Zumindest hat Wiener auch hier sehr gute Gründe, diese Texte nicht vor dem 8./9. Jh. geschrieben zu sehen, die wir wiederum – wie oben erwähnt – plausiblerweise erst im 12. Jh., nach den Kreuzzügen erwarten. Ob es sinnvoll ist anzunehmen, dass römische Autoren der Antike und Spätantike bereits syrisch-persische Mythen verwendet haben, sei dahingestellt; wir nehmen es nicht an.

Als (Rezeptions-)Bilanz darf festgehalten werden, dass es offensichtlich weder antike noch spätantike Erwähnungen der *Germania* gibt und – bestätigt von einem qualifizierten, der Deuschtümelei unverdächtigen Philologen: Der Inhalt der *Germania* ist kein glänzendes literarisches Zeugnis früher deutscher Geschichte, sondern ein „hodge-podge“, ein Sammelsurium, zusammengeschestert aus verschiedensten, z.T. missgedeuteten Quellen, letztlich also ein elender Stuss.

Wir haben nun beim letzten Prüfpunkt der Rezeptionsgeschichte – und das ist für einen Vertreter der Phantomzeittheorie besonders spannend festzustellen – einen Anhaltspunkt dafür, dass die *Germania* vor ihrem Publikwerden im 15. Jh. ausgerechnet und ausschließlich in der Phantomzeit verarbeitet worden sein soll: Bei einem RUDOLF VON FULDA tauchen in dessen *translatio sancti Alexandri* Textstellen auf, die mit solchen der *Germania* identisch sind und das noch vor dem Jahre 865, dem Todesjahr des Autors. Der Fall verdient nähere Untersuchung.

Rudolf von Fulda

Betrachten wir zunächst den phantomzeitlichen Autor dieser Schrift; die *Wikipedia* schreibt über ihn:

„Der Geschichtsschreiber und Theologe Rudolf von Fulda (* vor 800, † 8. 3. 865 in Fulda) war seit 812 in der Kanzlei des Klosters Fulda tätig und betreute zunächst die Urkunden des Klosters. Dabei fälschte er mehrere dieser Dokumente, was dem dauerhaften Erhalt der bedeutenden Stätte dienen sollte.“

Der gute Mann gilt also schon offiziell als Fälscher, und so fällt auch ein erster Schatten auf seine *translatio*:

„863–865: Einleitung der *Translatio Sancti Alexandri*: Der von dem Mönch Meginhard verfasste Hauptteil schildert die Überführung der Gebeine des Märtyrers Alexander von Rom nach Wildeshausen durch Waltbraht, einen Enkel Herzog Widukinds. Von Rudolf stammt die Einleitung (Kap. 1-3), in der er ausführliche Bemerkungen zur Herkunft und zur Lebensweise der heidnischen Sachsen sowie zu den Sachsenkriegen macht. Der Darstellung der sächsischen Lebensweise (Kap. 2-3) liegen die entsprechenden Aussagen in der ‚*Germania*‘ des römischen Historikers Tacitus zugrunde, die Rudolf in großem Umfang wörtlich übernommen hat.“ [Wikipedia]

Nun darf man sich wundern, warum allseits akzeptiert wird, dass ein sächsischer Autor des 9. Jh. bei der Beschreibung seines eigenen Volkes nichts besseres weiß, als einen knapp 800 Jahre alten ausländischen Autor hervorzukra-

men, um dort nachzulesen, wer, was und wie seine *Saxen* wirklich waren und sind. Nur WATTENBACH runzelt etwas die Stirn

„Die Benutzung der *Germania* des *Tacitus* ist um so merkwürdiger, da sie die einzige aus dem Mittelalter nachweisbare ist; lieber freilich wäre uns, wenn er aus eigener Kenntniß von dem Heidenthum der alten Sachsen Nachricht gegeben hätte.“ [RUDOLF, VII f.]

Aber die Ehrfurcht angesichts dieser *Heiligen Schrift der Deutschen* stoppt offensichtlich auch bei WATTENBACH alle weiteren kritischen Überlegungen.

Sicherlich kam RUDOLF bei seiner Arbeit zugute, dass ihm das Kloster zu Fulda eine *hervorragend ausgestattete* Bibliothek bereithalten konnte: deren Bestände im 9. Jh. nicht einmal die Regeln des hl. Benedikt enthielten, wie uns P. C. MARTIN [2000a] dargelegt hat.

Zum Inhalt der *translatio sancti Alexandri*

Um dem Leser den Charakter des Genres dieses „ältesten niedersächsischen Geschichtsdenkmals“ [Wikipedia] zu geben, seien einige Auszüge vorgestellt. In der von uns verwendeten Ausgabe von 1940 hat sie – bearbeitet vom hochberühmten WATTENBACH – einen Umfang von 25 Seiten. 20 stammen *nicht* von RUDOLF VON FULDA, obwohl dieser meist dafür firmiert, sondern von einem ansonsten unbekanntem MEGINHART.

Von diesen 20 Seiten werden 2 von einem einleitenden Brief verbraucht, in dem sich MEGINHART bei einem Priester Sundrolt quasi dafür entschuldigt, dass er das Werk nach dem Tod des Rudolf weitergeführt habe, um den ursprünglichen Auftrag – die Reise des Grafen Waltbraht zu schildern – zu erfüllen. Dieser Graf Waltbraht ist nun nicht irgendwer, sondern der Enkel des hochberühmten altsächsischen Nationaldenkmals: Widukind, Herzog der Sachsen und prominenter Gegner Karls des Großen. Auffällig ist hierbei, dass von Widukind plötzlich wieder Nachkommen auftauchen, nachdem die Quellen nach seiner Niederlage gegen Karl und seiner Taufe schweigen.

Dann folgen 5 Seiten, die von RUDOLF stammen sollen und die wir noch unter die Lupe nehmen müssen; danach verbreitet sich MEGINHART auf 18 Seiten mit Empfehlungsbriefen und Wundern, die sich während der Überführung ereignen. Dafür ein Beispiel, wobei bemerkenswert ist, dass derartige Texte von Historikern – als hätte es nie eine Aufklärung gegeben – tatsächlich als seriöse Geschichtsquelle betrachtet wurden und werden; hierzu als Beleg WATTENBACH im Vorwort, mit nur leichten Zweifeln:

„Sehr dankenswerth sind die von *Meginhart* mitgetheilten Schreiben Lothars, welche zu den wenigen Spuren seiner bis zur Meersener Theilung so weit nach Osten reichenden Herrschaft gehören, so wie überhaupt die Nachrichten von den Nachkommen Widukinds und ihrem kirchlichen

Eifer. Daß diese Übertragungen hochverehrter Heiligengebeine der Ausbreitung und Befestigung des Christenthums sehr förderlich waren, ist unzweifelhaft: was man von den so authentisch von den sonst zuverlässigsten [sic!] Leuten berichteten Wundern halten soll, bleibt ein rätselhaftes Problem.“ [RUDOLF, VIII]

Dann vernehmen wir, was uns die „sonst zuverlässigsten Leute“ zu berichten haben: Wir befinden uns im Rom der 850er-Jahre und vernehmen folgendes Verhalten des Papstes Leo, nachdem ihm das Bittschreiben des – eben erwähnten – Kaisers Lothar für den Reliquienwunsch von Grafen Waldbraht (Wildbret?) überbracht wurde:

„Der genannte Diener Gottes [Papst Leo] nahm sie gütig auf, ließ die Fürsten der Stadt zu sich kommen, theilte ihnen die eben vernommene Botschaft mit, und berieth mit ihnen, was zu thun sei. Und da Alle der Ansicht waren, Gottes Wille müsse erfüllt werden, so ertheilte er der Bitte seine Bewilligung. Er versammelte das Volk der Stadt, und übergab ihnen in Gegenwart des Volkes Reliquien von der heiligen Gottesgebälerin und von sehr vielen anderen Heiligen, und außerdem noch den ganzen Leichnam des heiligen Märtyrers Alexander, Sohnes der heiligen Felicitas, als Geschenk mit einem Auftrag an den König“ [RUDOLF 15 f.].

(Mögen doch die Verhandlungen heutiger ‘Fürsten’ immer in ähnlich harmonischer Weise verlaufen!) Dann segnet der Papst kräftig, und der Reliquienzug macht sich auf den Weg, legt nach einiger Zeit eine Rast ein und schon *wundert* es kräftig:

„da erloschen, noch in Gegenwart der Leute aus der Stadt, die Kerzen, welche angezündet nebenher getragen wurden, aber alsogleich durch die Verdienste des heiligen Märtyrers Alexander wieder entzündet, strahlten sie heller als vorhin, verherrlicht durch die Wiederverleihung des verlorenen Lichtes. Dieses Wunder ereignete sich auf demselben Wege zum zweiten und zum dritten Male, neben der Quelle, welche der St. Martins-Brunnen heißt. Die Römer aber, welche dieses sahen, dankten Gott, kehrten in großen Jubel heim, und berichteten dem apostolischen Herrn die Wunder, die geschehen waren.“ [RUDOLF 16].

Ein weiteres Wunder dürfte sein, dass den Römern dabei kein Licht aufging, und sie diese praktische Form der Beleuchtungsregulierung so einfach haben ziehen lassen, aber vermutlich hatten sie noch hinreichend viel weitere wundersame Gebeine vorrätig, um alle Probleme des Alltages zu lösen...

Der Zug kommt schnell und ständig wunderwirkend nach Deutschland und zieht über Boppard am Rhein, Münster, Osnabrück und Lippstadt hinein ins Gebiet der immer wieder glaubensmäßig rückfällig werdenden Sachsen, um dort endgültig das katholische Christentum zu festigen. Die Reliquien

wurden in einer Kirche zu Wigaldinghus bei Bremen niedergelegt. Da wir erwarten können, dass die dortigen Baulichkeiten würdig genug für die Gebeine eines Hl. Alexander waren, schlagen wir im zuständigen DEHIO unter Wildeshausen nach; wir lesen dort:

„**Ev. Pfarrkirche St. Alexander**, ehem. Stiftskirche. Bedeutende dreischiffige Basilika mit Querschiff, quadratischem Chor und Westturm, im 3. V. 13. Jh. fertiggestellt, 1907–10 grundlegend erneuert.“ [Dehio 1369]

Fast erschüttert müssen wir – ähnlich wie in Oberbayern [ANWANDER 1998] – konstatieren, dass die kostbaren Reliquien im 9. Jh. offensichtlich nur notdürftig untergebracht werden konnten – konservatorisch höchst bedenklich –, da selbst der Baubeginn der heutigen Basilika laut DEHIO erst gegen Ende des 12. Jh. zu verzeichnen ist! Von Vorläuferbauten ist keine Rede, nicht einmal die WIKIPEDIA oder die Netznachrichten von Wildeshausen können uns mit Hinweisen auf archäologische Reste trösten. Zudem handelt es sich hier um eine der ältesten Kirchenbauten weit und breit – also kommt eine Notlagerung in einer Umgebungskirche auch nicht in Frage:

„Die spätromanische Alexanderkirche in Wildeshausen gilt als das älteste sakrale Gebäude und als die einzige erhaltene Basilika im Oldenburger Land.“ [WIKIPEDIA]

Die heutige Forschung geht natürlich noch in rührend-naiver Weise von der Echtheit einer solchen Schrift aus (s. z.B. bei M. SPENDIER).

Die fünf entscheidenden Seiten

So viel zum Charakter und Wahrheitsgehalt dieser Schrift, was den MEGINHART anbelangt. Kehren wir zu unserer Frage nach den Spuren der *Germania* zurück und zu den restlichen 5 Seiten, die RUDOLF VON FULDA schrieb und die es in sich haben, denn diese bestehen aus:

- gut 2 Seiten Einhard, *Vita Caroli Magni*;
- knapp 2 Seiten Geschichte der Sachsen;
- 1 Seite *Germania* des Tacitus (dort: Geschichte der Germanen, hier: Geschichte der Sachsen).

Es handelt sich bei den Parallelen um großen Teils wörtliche Zitate, womit eine zufällige Ähnlichkeit auszuschließen ist.

Nun hat schon im späten 19. Jh. ein August WETZEL in einer Promotion diesen Fall bearbeitet. Er kommt nach sorgfältiger Untersuchung zu dem Schluss, dass der ganze Text der Rudolf-Translatio eine Fälschung sein muss, was unsereinen nicht wirklich überrascht. Wir können daher WATTENBACH nicht folgen, wenn dieser 1889 erleichtert aufseufzt:

„Im Jahre 1881 ist eine Schrift von A. Wetzel erschienen, in welcher dieses Werk als eine tendenziöse Fälschung entlarvt werden sollte, was wir

jetzt wohl unbedenklich als eine erfolglose Verirrung bezeichnen können.“ [RUDOLF, VII]

Fälschungsentlarver sind nicht angesehen, denn: Wir wollen träumen und sich an großer Vergangenheit berauschen! Aber die Verirrung – so dünkt uns – liegt hier ganz bei WATTENBACH. Nun finden wir in den bewussten fünf Seiten – überraschenderweise – eine Sachsengeschichte erzählt:

„I. Das Volk der Sachsen, nach alter Ueberlieferung ausgewandert vom Volke der Angeln, welche Britannien bewohnen, setzte über den Ocean und landete in der Absicht und Nothwendigkeit, sich Wohnsitze zu suchen, an den Küsten Germaniens, an einem Orte, welcher Haduloha heißt, zu selben Zeit, als der Frankenkönig Thiotrich [Theuderich; * vor 484–533] im Kampfe mit seinem Schwager Irminfrid, dem Herzoge der Thüringer, das Land derselben grausam mit Feuer und Schwert verwüstete.“ [RUDOLF, 5]

Die Sachsen sind also ein ‘Geschenk’ Großbritanniens an das Festland. Damit widerspricht er der *Germania*, die behauptet, dass die Germanen – oder sind die Sachsen etwa keine? – schon immer hier gewesen seien (s.o.). Die Sachsen entgegen sonstiger Überlieferung aus England kommen zu lassen, ist verwunderlich; sicherlich ist hiermit eine Absicht verbunden, die ihre Wurzeln in der Interessenlage des Fälschers bzw. seines Auftraggebers zu suchen wäre. Vielleicht geht es um Unabhängigkeit von Rom oder was auch immer, das mögen im Detail Interessierte vor Ort klären.

Die Franken haben zur selben Zeit Probleme mit den Thüringern und biten den späteren Feind um Unterstützung gegen Thüringen. Die Sachsen helfen und verhelfen den Franken zum Sieg [RUDOLF 5 f.]:

„Gleichsam als gälte es schon Freiheit und Vaterland, kämpften sie tapfer mit ihm, und so besiegte er [Thiotrich ≠ Theoderich d. Gr.] seine Gegner, plünderte die Eingebornen, rieb sie fast bis zur Vernichtung auf, und übergab dann das Land seinem Versprechen gemäß an die Sieger. Diese vertheilten es durch das Loos; da aber viele von ihnen im Kampfe gefallen waren, und sie ihrer geringen Anzahl wegen das ganze Land nicht besetzen konnten: so übergaben sie einen Theil davon, und zwar vorzüglich den nach Morgen gelegenen, jeder nach Verhältniß seines Looses, an Anbauer gegen eine Abgabe zur Bebauung. Das übrige Land aber bewohnten sie selbst, und zwar so, daß sie gen Mittag die Franken hatten, und den Theil von Thüringen, welcher von den vorherigen Kriegswirren unberührt geblieben, und durch das Flußbett der Unstrota abgetrennt war; im Norden aber die wilden Völker der Nordmannen; gen Sonnenaufgang die Obodriten [Elbslawen] und gen Sonnenuntergang die Friesen, gegen die sie ohne Unterlaß entweder durch Vertrag oder durch Kampf ihre Grenzgebiete sichern mußten.“

Wieder drängt sich die Frage auf, Was überhaupt hat eine solche Sachsen-geschichte, samt Schilderung des Untergangs von Thüringen und von Details der Landnahme und -verteilung usw., in der Lügenlegende der Überführung heiliger Gebeine aus Rom nach dem Ort Wildeshausen zu suchen?

Eigentlich nichts, es sei denn man unterstellt, dass die *translatio* tatsächlich (noch, oder in erster Linie) einen anderen Zweck hat, als sie vorgibt zu haben. Natürlich ist es wichtig, die Gebeine des Standortheiligen zu Wildeshausen als besonders wunderkräftig hochzuschwindeln, um reichlich Pilger anzulocken, aber die Vorgänge beziehen sich noch auf die Zeit vor der Phantomzeit. Und die Schilderungen von Landverteilungen in alter Zeit riechen nach aktuellem Grenz- oder Besitzstreit zu Fälschers Zeiten.

Unterstellt man eine Autorschaft des Rudolf-Textes für die Jahre 850/60 dann werden hier Vorgänge beschrieben, die bereits 300 Jahre zurückliegen:

„Gegen Ende des 4. Jahrhunderts nach Christus entstand aus elbgermanischen Stämmen – einem Zweig der Westgermanen – (Hermunduren, Angeln und Warnen) der Stammesverband der Toringi (Thüringer). Er gründete das Königreich der Toringi (um 400 erstmals erwähnt), dem das heutige Bundesland seinen Namen verdankt. Seine größte Ausdehnung – von der Altmark bis zu Main und Donau – erreichte dieses Königreich um 500 unter Bisinius. Bereits 531 jedoch wurde es in der Schlacht an der Unstrut von den Sachsen und den Franken unter Führung des Merowingers Theoderich erobert und aufgeteilt. Der nördliche Teil kam unter sächsische, der größere südliche unter fränkische Herrschaft.“ [THU]

Hier kann man erkennen, woher das stammt, was von Wissenschaftlern als offizielle Geschichte verbreitet wird: aus derartigen Legendenlügen! Der für seine Zeit erstaunlich nüchtern-kluge WETZEL [27] erkennt einen weiteren Grund, nicht zuletzt dank einer Stelle im Text, die durch eine kleine Rasur verändert wurde:

„Der Zweck der Rasur ist ersichtlich, nämlich der Anschluss an Witukind, durch den plausibel gemacht werden sollte, wie aus einer *historie de origine etc. Saxonum* schließlich eine *historia translationis sancti Alexandri* werden konnte, durch den aber auch eventuell die Genealogie des Grafengeschlechts zu Wildeshausen möglichst weit zurückgeführt werden, und bestrittene Ansprüche grösseren Schein des Rechts erhalten konnten.“

Hier wird ein handgreifliches Motiv für die Erfindung offenbar: Sie soll die Machtposition eines adeligen oder klösterlichen Auftraggebers in irgendeinem Streit im 12. Jh. stärken. Zur Erinnerung [ANWANDER 2000]: Nachkonzordatisch war es u.a. für ein Kloster oder Stift wichtig und nützlich, Immobilien zu haben, die von einem Adeligen – der Phantomzeit – als Gründungsausstattung geschenkt wurden. Diese Besitzungen waren für den Vogt ab 1122 tabu und daher besonders einträglich.

Insgesamt sieht WETZEL den Text als ein mehr oder weniger willkürlich zusammengesetztes Stückwerk, das keinesfalls von RUDOLF V. FULDA stammt:

„Aus der ganzen Anlage der Handschrift erhellt, dass dieselbe ein Concept vorstellt, dass, falls das Werk wirklich einmal an den Auftraggeber oder an den, welchem es gewidmet war, abgeliefert wurde, Abschriften gemacht worden sind.“ [WETZEL 28]

Nach Wetzel bezog MEGINHARD von irgendwoher einen Text, der diese Sachgeschichte enthielt oder auch nur aus ihr bestand, aber keinesfalls der Beginn einer *translatio sancti Alexandri* war. Es handelt sich somit um einen Entwurf für ein Werk, das – neu geschrieben und damit einheitlicher wirkend – seinen noch zu klärenden Zweck zu erfüllen hätte. Eine plausible Vermutung, die den historischen Wert der Sache für das 9. Jh. endgültig gegen Null konvergieren lässt.

Wiedersehen mit einem alten Bekannten

Der Rechtshistoriker FAUSSNER sieht diesen vorläufigen Status nicht – was die Sache aber nicht verbessert – und er lässt uns auf einen *alten Freund* stoßen, wenn er in seinem jüngsten Werk befindet:

„Wibald fertigte für das Reichsstift [Wildeshausen] keine Handschrift, da in dieser Gegend kein Bedarf für eine solche bestand, aber er verfaßte eine Gründungs- und Frühgeschichte unter dem Titel *Translatio S. Alexandri*. BRUNO KRUSCH bezeichnete sie als ‚älteste niedersächsische Geschichtsdenkmal‘, edierte sie neu 1933, in einer gefährlich ‚völkischen‘ Zeit, und würdigte sie in ihrer Bedeutung mit scharfer Kritik. Wibald, der als *auctores* den Fuldaer Mönch Rudolf und seinen Schüler Meginhart ausweist, macht darin den Grafen Waltbert, *Enkel Widukinds*, zum Gründer des Stiftes, der ausgerüstet mit kaiserlichen Empfehlungsbriefen im Winter 850 zu einer Pilgerreise zu den Gräbern der Apostelfürsten aufbricht, um mit reichen Reliquienschatzen in Rom die Heimreise anzutreten, unter denen die *Gebeine des hl. Alexander* hervorgehoben werden. Diese werden in Wildeshausen in der Stiftskirche niedergelegt, zu deren Patron der Heilige erhoben wurde. Die Wundertätigkeit der Reliquien setzt sogleich ein und zieht das Volk an.“ [FAUSSNER 2006, 408 f.]

Wieder einmal erweist sich – hier dank zweier voneinander unabhängiger Autoren – ein ältestes Geschichtsdenkmal als Zweckerfindung des 12. Jh.

Nun könnte man FAUSSNER *Wibaldismus* vorhalten [vgl. Illig 2007], aber die Geschichte der *translatio* wird konsequent flankiert von einer (Schenkungs-) Urkunde Ludwigs des Deutschen,

„darin dieser auf Bitten *Waldbrecht comes noster* bestätigt *monasterium, quod vocatur Wialteshus, ubi sanctus Alexander corpore*

requiescit, sub nostra immunitatis tuitione et defensione susciperemus, und dieses der Gerichtsbarkeit des Begründers und Rektors Waltbert, dessen Sohnes und deren Nachfolger unterstellt.“ [FAUSSNER 2006, 409]

FAUSSNER hat – zur Erinnerung sei es eingeflochten – nachweisen können [2003a], dass alle Königsurkunden aus rechtshistorischen Gründen zwingend Fälschungen sein müssen, da einerseits der König/Kaiser keinen Staatsgrund verschenken durfte, wie schon in Rom üblich; zum anderen hätten diese Schenkungen vor dem Konkordat keinerlei Bedeutung gehabt, da *aller* Grund und Boden bei Tod des entsprechenden kirchlichen Würdenträgers an den Staat zur Neuvergabe zurückfiel.

Deshalb darf auch hier gut begründet angenommen werden, dass es sich um die konzertierte Aktion ein und desselben Fälschers/Erfinders handelt. Das eine macht ohne das andere kaum Sinn und passt gut in die auch sonst bei Wibald zu beobachtenden Flankierungsfälschungen: hier eine Königsurkunde mit einer Schenkung und Privilegien, dort einige Histörchen, wo beiläufig genau das einfließt, was Wibald gemäß des Auftraggeberinteresses zum Ausdruck bringen sollte und wollte: Ein Kaiser Lothar versieht den Enkel Widukinds mit Empfehlungsbriefen an den Papst Leo. Wenn das das Reichsstift Wildeshausen – und seinen Stifter – nicht aufwertet, bzw. erst zu einem solchen macht, was dann?

Nun kann man die Alleintäterschaft Wibalds anzweifeln und forschen, ob es weitere ‘Wibalds’ gibt: Lassen wir das offen und nennen unseren Fälscher *Xbald*. Denn auffällig ist allemal, dass es hier überall nach Wibald/*Xbald* riecht: Wie oben erwähnt, bestehen die fünf Rudolfseiten der *translatio* aus drei Teilen: gut zwei Seiten Einhard, knapp zwei Seiten Rudolf und eine Seite *Germania*, wenn auch nicht immer zusammenhängend.

Der Zweifler WETZEL hat nun herausgearbeitet, dass die knapp zwei Rudolfseiten auch von EINHARD stammen müssen. Und EINHARD, von Illig [1996, 345-348] bereits als erfunden erachtet, entspringt nach FAUSSNER [2003a] ebenfalls Wibaldscher Fantasie. Dasselbe behauptet FAUSSNER auch für den Geschichtsautor Widukind von Corvey; Wibald war dort immerhin Abt.

Dieser Widukind hat sich im 10. Jh. eigenartigerweise wiederum mit der Geschichte des Herzogs Widukind zu Karls des Großen Zeiten beschäftigt, der angeblich sein Vorfahr war; damit ist er natürlich auch mit Rudolf verwandt, zumindest fiktiverweise. Und nun taucht auch noch der Enkel des Herzogs in der *translatio* auf. Das sieht nach einer Art Familienchronik nach dem Motto aus: von der Familie für die Familie und alles aus einem Guss, dankbar verfasst von ihrem *Xbald*!

Das passt wiederum gut in unser Szenario, denn nun bestehen die fünf Rudolfseiten aus vier Seiten EINHARD/WIBALD und einer Seite *Germania*. Hier

eine Textprobe, die zeigt, wie die Texte ineinander fließen – *Germania*-Sätze stehen zwischen den Pfeilen [RUDOLF, 6]:

„Denn sie [die Sachsen] waren ein sehr unruhiges Volk und stets mit Unternehmungen gegen ihre Nachbarn beschäftigt, daheim aber friedlich und sorgten mit liebevoller Sorgfalt für das Wohl ihres Volkes. Da sie auch um ihr Geschlecht und ihren Adel umsichtigste Sorge trugen, [>] und nicht leicht durch Verheirathung mit fremden Völkern oder niederen Ständen sich befleckten, so vermochten sie ein eigenes und reines und nur sich selbst gleichendes Volk zu bilden. Daher auch ungeachtet der großen Kopffzahl fast bei Allen dieselbe Gestalt, Körpergröße und Farbe des Haupthaars. [x] Aus vier verschiedenen Ständen besteht dieses Volk“.

Schon erstaunlich, dass ausgerechnet hier, in der einzigen Erwähnung des Mittelalters, eine der besonders fatalen Passagen der *Germania* auftaucht; ebenso erstaunlich ist, wie glatt sich der *Germania*-Text in die Sachsengeschichte einfügt. Oder liegt hier das Original vor bzw. einer der Texte, aus dem später die *Germania* zusammengeschustert wurde?

Es bedarf hierzu nur noch der nahe liegenden Annahme, dass die fünfte Seite, also die *Germania*-Seite auch noch von dem Autor der anderen vier Seiten verfasst wurde, also von Einhard/Wibald/Xbald. Nach FAUSSNER ist sowieso das ganze Dokument (25 Seiten) von Wibald konzipiert worden! Da ein früheres Auftauchen der *Germania*-Texte nicht nachgewiesen werden konnte, muss nun nicht mehr davon gesprochen werden, dass hier ein *Germania*-Textteil vorliegt, sondern nun lautet es umgekehrt: In der *Germania* finden sich Rudolf/Einhard/Wibald/Xbald-Textstellen!

Dazu passt das schon angesprochene ‘familiäre’ Umfeld Corvey: Widukind schrieb hier als Mönch im 10. Jh. und war damit auch ein Nachfahre des Waldpraht; auch sollen die *Annalen* des Tacitus aus Corvey stammen, wo Wibald Abt war [s. o. bei MÜLLER]. So liegt hier **Szenario *Germania* 3** nahe:

Wibald oder *Xbald* verfasste eine längere Sachsengeschichte – er war schließlich Abt von Corvey auf sächsischem Gebiet – für einen Auftraggeber Y. Daraus wurden von ihm Teile für die *translatio sancti Alexandri* verwendet. Dann wurde diese Sachsengeschichte, die vermutlich im Kloster Corvey lag, in der Zeit des Humanismus von einem Italiener auf *Germania* umfrisiert und dann wie üblich vernichtet. Es wurden hierbei noch allerlei Zutaten eingearbeitet, nicht zuletzt *De Bello Gallico* von Gajus Julius Cäsar.

Spekulationen zu Tacitus und Cäsar

Wer hingegen erklärt haben will, woher die biblischen Motive stammen, die WINZELER zu seiner Verwunderung in Cäsars *De Bello Gallico* vorfand, muss weiter ausgreifen. Die enge Verwandtschaft von Cäsar und Tacitus – wobei

offen bleibt, wer zuerst da war – verstärkt auch den Fälschungsverdacht gegen den Cäsartext, wie ihn bereits WINZELER formuliert hat. Wir stellen uns hierzu ein spekulatives **Szenario Germania-3a** vor:

Danach wurde *De Bello Gallico* im 15. Jh. verfasst: Als Kandidaten schlagen wir, neben den üblichen Verdächtigen (Poggio, Niccoli usw.), Nikolaus von Kues [s. KÜNKEL] vor, ein Mann von umfassender Bildung, in vielen Disziplinen zu Hause, natürlich biblisch bewandert, in stetem Kontakt mit den italienischen Humanisten. Er hat die *Konstantinische Schenkung* als Fälschung entlarvt, als es für den Vatikan opportun war. Vielleicht war der *De Bello Gallico* sein Einstiegs Geschenk in die gehobenen Kreise; schnell geschrieben, quasi als Fingerübung. Mit einem Wortschatz von nur 1.300 Wörtern ist der Text gut genug für die Unterstufe der Lateinschule, aber historisch nahezu wertlos, wie es sogar die heutige Forschung sieht. Dieses Szenario genauer zu prüfen, ist hier nicht der Ort; möge sich ein Kripoinspektor hierfür finden.

Wem das zu kühn erscheint, der kann – gemäß Szenario 3 – *De Bello Gallico* im -1. Jh. bei seinem Autor belassen und sich eben vorstellen, dass die Endredakteure des 15. Jh. die Umarbeitung von *De Bello Gallico* in die *Germania* vornahmen und dabei *Xbald*-Texte über die Sachsen und andere aktuell herumwabernde Histörchen (von JORDANES usw.) und Geschichtchen – auch aus dem Orient – zu einem neuen Märchenbrei verrührt haben.

Große Aktion oder viele kleine?

Der Boden unter uns wird wieder fester, wenn wir uns der Antwort einer alten Frage zuwenden: Ist das ganze Mittelalter in der Zeit des Humanismus erfunden und erfälscht worden, im Sinne der *Großen Aktion*, wie es KAMMEIER [s. NIEMITZ 1991a,b] und der ihn vereinnahmende TOPPER [1998; 2000] sehen, oder wurden hauptsächlich ab dem 12. Jh. viele kleinere und größere Fälschungaktionen gestartet?

Sieht man die oben behandelten Teiltexthe der *Germania* unzweifelhaft als für das 12. Jh. nachgewiesen an, verfasst von Wibald/*Xbald* und dem 9. Jh. unterschoben, dann ist die *Große Aktion* – schon immer eine unhaltbare Erfindung – noch unvorstellbarer.

Man müsste ansonsten annehmen, dass es eine Tiefenstaffelung von Fälschungen dergestalt gegeben habe, dass die Basisfälscher des 15. Jh. z.B. einen Fälscher erster Ordnung wie Wibald (des 12. Jh.) als erfundenen Erfinder in der Geschichte installiert hätten, damit dieser wiederum zahlreiche Personen und Vorgänge zweiter Ordnung erfindet und mit Gegenfälschungen zum Teil wieder konterkariert [s. z.B. FAUSSNER 1986], samt den zitierten Jordanes und Konsorten usw. Danach hätte man beispielsweise den **ganzen** Investitur-

streit erfinden müssen und nicht nur die fälschungsverdächtige Canossa-Episode.

Zudem sprechen die unzähligen Zeugnisse sakraler und profaner Architektur gegen die *Große Aktion*! Oder sollen *alle* diese Bauwerke zur Untermauerung der gefälschten Geschichte nachträglich errichtet worden sein, wie das bisher nur in seltenen Einzelfällen bekannt geworden ist [Illig 2006]?

Was hätte der Nutzen dieses gigantischen Aufwandes sein sollen? Welche Personengruppen sollten mit einem derartigen Fälschungswust überzeugt werden? Gebildete Stände, die sowieso wissen, dass gefälscht wurde, weil sie selbst daran mitgearbeitet haben (müssen) oder die große Masse an Analphabeten, der man üblicherweise mit einem Minimalaufwand die dreistesten Lügen als wahr verkaufen kann? Sollte das die Kirche (die katholische? die lutherische? die calvinische? usw.) getan haben, ausgerechnet in der Zeit des Humanismus, wo führende Köpfe sich gegen die Kirchen wendeten und von einer nicht-christlichen Vergangenheit schwärmten: dem Alten Rom?

Da sind die Vorstellungen von FAUSSNER doch ungleich plausibler! Nachkonkordatlich ging es danach um Geld, Macht und Ansehen in breitem Umfang, denn es stand die Neuverteilung des wirtschaftlich nutzbaren mitteleuropäischen Grund und Bodens an. Angesichts dieser Werte ist eine Fälschung von 6.000 Königs-Schenkungsurkunden, garniert mit vielerlei Histörchen, ein Klacks. Wenn es je so etwas wie eine *Große Aktion* gegeben haben sollte, so lief sie im 12. Jh. ab, angetrieben von massiven materiellen Motiven der Betroffenen, im Wesentlichen der Kirche.

Diese Erkenntnisse bezüglich einer *Großen Aktion* lassen sich aus der Wahrheit in der Fälschung ableiten, die darin besteht, dass der Fälscher ein Motiv hat; erkennt man das, erfährt man ein Stück historischer Wahrheit: Der Inhalt ist erfunden, das Motiv nicht. Wie FAUSSNER [2003a, 196] treffend formuliert: Jede Urkundenfälschung widerspiegelt ein Rechts- oder sonstiges Problem, das der Fälscher mit seiner Erfindung lösen will. Dieses Problem ist das Wahre, das Echte, das Interessante: sozusagen unverfälschte Geschichte. Dass die postulierten Gesamtfälscher einer *Großen Aktion* des 15. Jh. auch noch diese späteren Rechtsprobleme, die sich aus früherer, ebenso erfälschter Geschichte ergeben haben sollen, samt ihren möglichen Lösungen, in Form neuer gefälschter Urkunden, erfunden und erstellt haben sollen, ist schwer, wenn nicht unmöglich vorstellbar.

Hier, bei den Fälschungsmotiven – nicht nur der *Germania* – intensiv zu forschen, wäre lobenswert für die Zunft, eine Forderung, die zu Recht TOPPER [2000] gestellt hat. Welche Motive lokaler und geopolitischer Art haben die Auftraggeber der *Xbalde* des 12. Jh. usw. gehabt, neben der üblichen nachkonkordatlichen Gütersicherung?

Vermutlich gab es im 12. Jh. keinen Bedarf für eine *Germania* oder *De bello gallico*. Diese scheinen eher ins 15. Jh. zu passen, samt den mit ihnen verwobenen, ins Zwielflicht geratenen Autoren wie Jordanes, Berosus, Venantius Fortunatus usw. Zudem sind bereits viele Autoren und Texte des 15. Jh. als Fälschungen entlarvt und deren Motive geklärt. Damals schürten Rom und das Papsttum u.a. einen aufkeimenden Nationalismus der Deutschen, um eine Allianz gegen die das Abendland bedrohenden Türken (1453 fiel Konstantinopel) zu schmieden, aber Vorsicht: *Zu viel Lob könnte die da im rauhen Germanien übermütig werden lassen und sie bilden sich womöglich noch ein, besser als wir zu sein; deshalb möge jedem Lob eine verbale Ohrfeige folgen und zudem sollen sie in ihrem widerlichen und kalten, aber gottgegebenen Land bleiben. Ansonsten reicht es, wenn wir das Ganze mit allerlei netten Märchen und Mythen garnieren, damit die Philologen und Historiker in ferner Zukunft Stoff für Vorlesungen, Seminare, Zeitschriftenaufsätze, Promotionen und Habilitationen haben werden.*

Viel Stoff zur Bearbeitung wird auch für die bleiben, die ihre Fälschungsvermutungen weiter untermauern wollen; Es bleibt, die Spannung herauszufinden, wie es wirklich gewesen sein könnte. Hier konnte nur ein kleiner Ausschnitt der Problematik von Entstehung, Rezeption und Wirkung dieser besonders *Unheiligen Schrift der Deutschen* dargestellt werden.

Über ein ähnliches Phänomen darf man bei dieser Gelegenheit auch einmal staunen: Die Richtigkeit der geltenden Chronologie und Geschichtslehre wird verbissen bis fanatisch verteidigt, ob im Internet, an der Universität, bei Vorträgen oder im privaten Bereich. Und das meist, ohne dass die (Spontan-)Verteidiger je geprüft hätten, woher die Chronologie stammt – als sei das Leben selbst bedroht, einschließlich der sog. christlich-abendländischer Kultur, werden Positionen verteidigt, mit denen man selbst bisher nie irgendetwas zu tun hatte, die man weder selber je geprüft, geschweige noch selbst ersonnen hat. Dabei ist es für einen echten Weisen selbstverständlich, gerade das Selbstverständliche zu hinterfragen, wie die Richtigkeit des heutigen Datums oder die Frage, ob die Schule wirklich um 8 Uhr anfangen und das Kind während des Unterrichts stillsitzen muss. Aber Nein: Mit Schaum vor dem Mund werfen wir uns in die Bresche und machen die bösen Abweichler, die am Gelernten zu zweifeln wagen, verbal nieder! Nein: Das Datum 2007 ist wahr und richtig, das haben wir in der Schule gelernt und alle verwenden es schließlich täglich. Nein: Wir glauben auch fest anbetend an Karl den Großen, an die ägyptische Chronologie, an die Sumerer, an Abraham und an die Hunderttausende von Jahren menschlicher Kulturentwicklung und wir glauben vor allem daran, dass die Erde eine Scheibe ist . . .

Wir haben zwar die *Lehrkörper* an Schule und Hochschule zum großen Teil wenig geliebt, wenn nicht gar gehasst, aber nun verteidigen wir deren

Lehren bis zur Selbstaufgabe. Wir werfen uns opferbereit in die Schussbahn, wenn 'böse' Argumente heranfliegen. Der Platzhirschprofessor darf nicht sterben, dafür tritt man als *Beihirsch* gern zuerst auf die Lichtung und wartet, ob es knallt. Wenn ja, dann hat man sich geopfert, aber Rudel samt Professorenplatzhirsch sind gerettet; wenn nein, gewinnt man Ansehen als mutiges Tier und darf hoffen, einmal die Platzhirschrolle samt Hirschkühen zu übernehmen.

Zitierte Literatur

- Anwander, Gerhard (1998): Oberbayern als virtueller Urkundenraum oder Karl der Spurenlose im frühmittelalterlichen Oberbayern; in *ZS* 10 (1) 83-112
- (2000): Von Klöstern, Karolingern und Konkordat; in *ZS* 12 (4) 680-709
 - (2005): Müller, Napoleon und der Beginn der deutschen Art. Geschichte zu schreiben; in *ZS* 17 (3) 710-731
- Dehio, Georg (1992): *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bremen · Niedersachsen*; München · Berlin
- Faußner, Hans Constantin (1986): *Wibald von Stablo, der Trierer Dom- und Reliquienschatz und die Reichskrone*; Innsbruck
- (2003a): *Wibald von Stablo. Erster Teil: Einführung in die Problematik*; Hildesheim
 - (2003b): *Wibald von Stablo. Zweiter Teil: Die Urkunden für französische, burgundische und deutsche Empfänger nach ihren Ausstellern*; Hildesheim
 - (2006): *Wibald von Stablo. Erster Teil. Seine illuminierten liturgischen Prachthandschriften, ihre Provenienzen und deren Kirchenpatrozinien. Ein Überblick aus rechtshistorischer Sicht*; Hildesheim
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- (2006): Konzertierte Fälschungen: Glastonbury, Wells und St. Denis; in *ZS* 18 (3) 692-712
 - (2007): Arbeitsentlastung für Wibald. Eine Wandlung der These von Hans Constantin Faußner; in *ZS* 19 (2) 407-412
- Jurisch, Alexander (1996): Die Germania und die Germanen oder gegen den grundlosen Kahlschlag in der Geschichte; in *ZS* 8 (4) 429-435
- Kammeier, Wilhelm (1935): *Die Fälschung der deutschen Geschichte*; Leipzig
- Krapf, Ludwig (1979): *Germanenmythus und Reichsideologie*; Tübingen
- Krebs, Christopher B. (2005): *Negotiatio Germaniae. Tacitus' Germania und Aeneas Silvio Piccolomini, Giannantonio Campano, Conrad Celtis und Heinrich Bebel*; Kiel
- Künkel, Hans (2002): Das Auffindungswunder; in *ZS* 14 (2) 307-308
- Lund, Allan A. (1990): *Zum Germanenbild der Römer. Eine Einführung in die antike Ethnographie*; Heidelberg
- (1995): *Germanenideologie im Nationalsozialismus. Zur Rezeption der ‚Germania‘ des Tacitus im „Dritten Reich“*; Heidelberg
- Martin, Paul C. (2000a): Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil I; in *ZS* 12 (3) 449-475

- (2000b): Was las man denn zur Karolingerzeit? in *ZS* 12 (4) 639-661
- Müller, Gernot M. (2001): *Die „Germania generalis“ des Conrad Celtis*; Tübingen
- Müller, Peter Franz Joseph (1804): *Beytrag zur Bestimmung der Gränzen zwischen den Franken und Sachsen der Vorzeit*; Duisburg · Essen
- (1814): *Meine Ansicht der Geschichte*; Düsseldorf
- (1815): *Die Ursprache*; Düsseldorf
- Niemitz, Hans-Ulrich (1991a): Fälschungen im Mittelalter; in *ZS* 3 (1) 21-035
- (1991b) Kammeier, kritisch gewürdigt; in *ZS* 3 (3/4) 92-107
- Norden, Eduard (1920): *Die Germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania*; Leipzig · Berlin
- Pralle, Ludwig (1952): Die Wiederentdeckung des Tacitus; in *Quellen und Abhandlungen zur Geschichte der Abtei und Diözese Fulda*, Bd. 17
- Rudolf (von Fulda) und Meginhart: *Die Übertragung des hl. Alexander*. Übersetzt von B. Richter und neu bearbeitet von W. Wattenbach; Leipzig 1940
- Spendier, Madeleine: Neuere Forschungen zu hagiographischen Fragen; in <http://ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2006/107-06.pdf>
- Stackelberg, Jürgen von (1960): *Tacitus in der Romania*; Tübingen
- Staemmler, Martin (1933): *Volk und Rasse*; Berlin
- Tacitus, Cornelius, P. (1971): *Germania*. Hrsg. von M. Fuhrmann; Stuttgart (Reclam)
- (1988): *Germania*. Hrsg. von A. A. Lund; Heidelberg
- (1999): *Germania*. Hrsg. von A. Städele; Düsseldorf (Tusculum)
- Tamerl, Alfred (1999): Beowulf - das älteste germanische Heldenepos? in *ZS* 13 (3) 493-512
- Thielscher, Paul (1962): Das Herauswachsen der „Germania“ des Tacitus aus Cäsars „Bellum Gallicum“; in *Das Altertum*, Band 8
- THU = <http://www.genealogienetz.de/reg/THU/hist-thu.html>
- Topper, Uwe (1996): Wer hat eigentlich die Germanen erfunden? in *ZS* 8 (2) 169-185
- (1998): *Die „große Aktion“. Die planmäßige Fälschung unserer Vergangenheit von der Antike bis zur Aufklärung*; Tübingen
- (2000): www.jesus1053.com/l2-wahl/l2-autoren/l3-Uwe-Topper/Topper-7.html#4
- Wetzel, August (1881): *Die Translatio S. Alexandri. Eine kritische Untersuchung*; Kiel
- Winzeler, Peter (2000): Verfasste denn Julius Caesar die Mescha-Stele? Randglossen zur römisch-jüdischen Chronologie des Davidsreiches (II); in *ZS* 12 (4) 582-611

Gerhard Anwander, 87757 Kirchheim i. Schw., Dorfstr. 5
 Anwander-PSE@t-online.de

Preußen von gestern und der Islam von morgen

Günter Lüling

Preußens Geist der Aufklärung

Man muss es in Erinnerung rufen: Vor der französischen Revolution von 1789 war für fast ein Jahrhundert Preußen mit seinem berühmten König Friedrich II. an der Spitze der Hort der liberalen Aufklärung in Europa – betreffs der Organisation der Gesellschaft und des Staates wie auch in allen Wissenschaften, besonders aber der Theologie und der Islamwissenschaft. Denn in Sachen Religion war Preußen schon durch die so genannte „Preußische Union“ der beiden Konfessionen „Lutheraner“ und „Reformierte“ seit 1644 das non plus ultra der Liberalität: Der scharfe Gegensatz dieser beiden protestantischen Konfessionen in der Auffassung des Abendmahls war auf der freieren und höheren Ebene der preußischen dogmatischen Vereinigung von Lutheranern und Reformierten (Calvin, Zwingli) zu einer im Christentum unvergleichlichen liberalen Gemeinsamkeit emporgehoben worden – etwas, wozu heute die Katholische Kirche trotz jahrzehntelanger „ökumenischer Gespräche“ immer noch nicht bereit und fähig ist, mit den Protestanten gleichermaßen liberal und gemeinsam zu bewerkstelligen.

Dieser aufklärerische, preußische Protestantismus erstrebte in unglaublich weitsichtiger Weise den friedlichen Zusammenschluss der globalen menschlichen Gesellschaft überhaupt – wie man das in den Schriften Immanuel Kants, dem herausragenden Philosophen Preußens, proklamiert findet. Die Idee eines weltweit gleichgestellten Weltbürgertums und der zukünftigen Betrachtung aller Geschichte als eine und gemeinsame und weltbürgerliche, sowie das Prinzip der demokratischen Republik als Grundlage eines zukünftigen Völkerbundes sind bei ihm vorgedacht und gefordert. So wie er strebten auch die besten Köpfe der liberalen protestantischen Theologie mit einer rücksichtslosen theologischen Selbstkritik die Überwindung und Aussonderung aller „heilsgeschichtlichen Konzepte“ an, die schlechthin, wie z.B. die biblischen, auf klaren Geschichtsfälschungen beruhen, und die dennoch in reaktionär-restaurativer Gesinnung immer noch fundamentalistisch aufrechterhalten werden. Das aber hält uralte, bittere und tiefverwurzelte Feindschaft zwischen den Völkern der Welt aufrecht.

Auch die deutschsprachige Islamwissenschaft des 18. und 19. Jh. war bestimmt von dieser protestantisch aufklärerischen Haltung. Im 19. Jh. waren

in der Regel unter 3 Professoren der Arabistik mindestens zwei vollausgebildete liberale protestantische Theologen (oder liberale Rabbiner!), die, wegen der unter kirchlichen Theologen natürlich noch lange anhaltenden Abneigung gegenüber liberaler Dogmensebstkritik, im Interesse ihrer wissenschaftlichen Freiheit in die philosophische (philologische) Fakultät übergewechselt waren. Sie haben infolge ihrer gegenüber Christentum und Judentum so entschieden selbstkritischen Haltung eine so harte aber faire Kritik des Islam erarbeitet, dass diese Islamkritik selbst bei Muslimen ob ihrer Sachlichkeit und Gerechtigkeit in höchstem Ansehen stand – und auch heute noch steht. Araber freuen sich natürlich, wenn Abendländer sich sachkundig und fair über ihr so diffiziles altarabisches Schrifttum äußern.

Wir werden sogleich die wichtigsten Errungenschaften dieser protestantisch-preußischen Islamwissenschaft aufzählen, müssen jedoch zuvor das vorzeitige Ende dieser liberal-theologisch so bedeutsamen Epoche beleuchten:

Der Verfall der vom frühen Preußentum getragenen Aufklärung

Nach Friedrich dem Großen wurden die preußischen Könige wieder fundamentalistisch fromm. Friedrich Wilhelm II. (regierte 1786-1797) machte der friederizianischen Aufklärung ein Ende und befahl sogar seinem Philosophen Immanuel Kant, nicht weiter in der Richtung fortzufahren, in die er sich mit seiner Abhandlung *Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft* (1794) begeben hatte. Die preußische Aneignung der Kaiserkrone 1871 (und damit die Begründung des Zweiten Reiches!) bedeutete die Hinwendung zu reiner Machtpolitik und zugleich die desinteressierte Kapitulation vor der Aufgabe, die damals schon 350 Jahre währende religiöse Spaltung Deutschlands in Katholisch und Evangelisch in einer geistigen, und d.h. theologisch-dogmenkritischen Anstrengung zu überwinden.

Kein anderes Land war in Europa durch Jahrhunderte religiös so tiefgreifend gespalten wie Deutschland – weshalb es durch solche Erfahrung in Europa am geeignetsten war und noch ist, diese Aufgabe der Integration zu bewältigen – auch die der Integration des Islam, der ja, wie der preußische Theologe und Islamist Friedrich Schwally (1863–1919) betonte, „zur Kirchengeschichte gehört“ und heute mit 30 Millionen von muslimischen Individuen in Europa unmittelbar präsent ist.

Doch blieb die preußisch-protestantische Liberalität in den Wissenschaften noch einigermaßen intakt bis hin zu dem geistigen Umbruch, der sich aus der Umwandlung der staatlichen Strukturen (Abschaffung der Monarchie etc.) infolge des verlorenen 1. Weltkrieges ergab. Das bestimmendste neue, aber zweifellos negative Element war nunmehr, nach 1918, der zur Maxime erhobene Pluralismus: Alle bestehenden traditionellen Gruppierungen, und insbe-

sondere die religiösen Konfessionen, aber auch neuerdings entstandene gesellschaftliche Kräfte wie Standesorganisationen, Gewerkschaften und weltanschauliche (sozialistische, atheistische, christliche) Parteien, wurden je in ihrem traditionellen Geist oder Ungeist ermutigt, ohne dass der Wahrheitsgehalt ihrer heilsgeschichtlichen und politischen Konzepte auf die Waage gestellt und entschieden geprüft wurde.

Der Fundamentalismus trat also von nun an in der Gestalt des Pluralismus auf, des Palaver-Pluralismus, um es genauer zu definieren: Jede Gruppe konnte alles behaupten und versprechen, ohne sich rechtfertigen zu müssen, und was noch abträglicher ist: ohne gehalten zu sein, sich selbst und die Doktrinen der konkurrierenden Gruppen/ Konfessionen entschieden zu kritisieren, zu bestreiten und effektiv zu widerlegen, um zu einer gemeinsamen Wahrheit zu kommen. Es sollte keine allgemeingültige Wahrheit geben, sondern nur sich endlos streitende pluralistische Meinungen (nicht zu kritisierende Meinungsfreiheiten). So ist es kein Wunder, dass der Nationalsozialismus so leicht an die Macht kam, um dann aber den institutionalisierten Palaver-Pluralismus sofort zu eliminieren, um selbst ungerechtfertigt die staatliche Macht totalitär an sich zu reißen.

Dieser Pluralismus breitete sich verständlicherweise auch in der Wissenschaft aus: Während *Universitas* ursprünglich ein theologischer Begriff ist („in unum vertere“ sich von aller Peripherie „in Eines wenden“ bedeutet es nun moderner Weise das Gegenteil: „sich überallhin in die Peripherie wenden“ (das „unum“ wird gar nicht mehr verstanden!), wobei die Verbindungen zwischen den peripheren Fächern unter sich, wie auch die der Peripherien zum Zentrum verloren gehen. Da die Produktion von Publikationen über unzusammenhängend-periphere Dinge nicht nur unvermindert anhält, sondern sogar rasant steigt, kommt es aufgrund dieses Palaver-Pluralismus zu einer „Verschmutzung der geistigen (und moralischen) Umwelt“ durch die Überproduktion von peripheren und im Unbedeutenden verbleibenden „Geistes“-Erzeugnissen.

Die zentralen Fragen, die im Blick auf das Gemeinwohl der globalen Welt insgesamt alle Gruppen angehen, bleiben unerörtert, ja ihre Behandlung wird möglichst ohne Aufsehen mit allen Mitteln verhindert. Alle Gruppen sollen weiterhin alles verheißen und versprechen dürfen, ohne entschieden kritisiert zu werden. Man nennt diese politisch unkritische Haltung gegenüber allem und jedem im Westen auch „political correctness“ – ein orwellscher Begriff, denn er sollte, wegen der Grundtendenz der allseitig nach Vorteilen schielenden Anerkennung von Unwahrheit, richtiger „political incorrectness“ lauten.

Diese gesellschaftliche Entwicklung wird in der zweiten Hälfte des 20. Jh. noch gravierender dadurch, dass die einstigen nationalsozialistischen Karrieristen nun in dieser Nachkriegszeit in der Regel den restaurativen und reaktio-

nären Charakter der bundesrepublikanischen Gesellschaft enorm verstärkt haben: Wer vor 1945 in Anpassung an den Nationalsozialismus entschieden kirchenfeindlich orientiert war, stellt sich nun um und ist fortan, und konform mit der reaktionär-restaurativen, palaver-pluralistischen Tendenz der Nachkriegszeit, kirchenfreundlich, hält sich zumindest fern von jeder Gesellschafts- oder gar Kirchenkritik.

Der Palaver-Pluralismus als die westliche Form des reaktionären Fundamentalismus ist so durch die Nazi-Generation beträchtlich gefördert worden. Diese negative Tendenz wird noch verstärkt durch die Aufblähung des Bildungssektors in dieser selben Zeit: Die prosperierende bundesrepublikanische Wirtschaft der 50er- bis Mitte 80er-Jahre begünstigte z.B. die Installation unzähliger Lehrstühle für periphere Fächer („universitär“ im modernen negativen Sinne von „sich in alle Peripherien wendend“, während die zentralen Fächer, wie etwa die Theologien, verschult werden (Schaffung von „kirchlichen Hochschulen“) und in die Peripherie abdriften, weil ihre einstige zentrale Ausstrahlung in die Peripherien der Universität aufgegeben worden ist, nachdem sich diese Theologien untereinander (katholisch-evangelisch) nicht mehr grundsätzlich kritisieren und selbst auch von der Peripherie her gar nicht mehr ernstlich in Frage gestellt werden (in Bayern wurde das wissenschaftlich-theologische Hochschulpersonal in etwa verzweifelt!): Alles und jedes ist als Ausdruck freier Meinungsäußerung unbesehen zu loben!

Der hochangesehene Journalist und Diplomat Günter Gaus konstatierte 2004 in seinem letzten Fernsehauftritt vor seinem zu frühen Tod: „Diese Demokratie ist bereits völlig gescheitert“. Man muss spezifizierend hinzufügen: Alle Bildungsreformen der BRD sind aufgrund ihres restaurativ-reaktionären und palaver-pluralistischen Charakters endgültig gescheitert. Selbst in der nun beginnenden, aus finanziellen Gründen erzwungenen, aber konzeptlosen Schließung von Lehrstühlen (z.B. auch solcher der Islamwissenschaft inmitten der größten Krise zwischen der islamischen Welt und dem Westen!) offenbart sich das völlige Fehlen einer zentralen, im konservativen Sinne zentripetal-„universitären“ Idee, die beabsichtigte, den Palaver-Pluralismus zu überwinden, das Gemeinwohl der Welt zu organisieren, und die Welt insgesamt im Geiste der Aufklärung weltbürgerlich zu einen.

Die BRD-Universitäten als Hort der Unterdrückung essentieller Kritik

In unserer palaver-pluralistischen Gesellschaft kann und soll jede Gruppe, Konfession etc. alles folgenlos propagieren können, auch wenn dieses sich wissenschaftlich-kritisch nicht erweisen lässt, ja das Gegenteil beweisbar oder schon bewiesen ist. Die Unwahrheit vertreten zu können, wird als Ausdruck

der uneingeschränkten Meinungsfreiheit gefeiert. Diese Billigung bedeutet aber auch unausweichlich die Billigkeit des Propagierten: Die bei vollen Kassen in den 60er- bis 80er-Jahren möglich gewesene Ausweitung der Universität insbesondere durch die Schaffung weiter ausdifferenzierter Lehrstühle führte, jedenfalls innerhalb der Geisteswissenschaften, nur zu einer Aufblähung, zu heißer Luft, in der die Konturen der zentralen Fragen und Probleme flimmernd verschwanden.

Diese Entwicklung kann man entlarvender noch aus einer anderen Perspektive beschreiben, indem man nämlich ans Licht hebt, was diese moderne palaver-pluralistische Universitätswelt mit außerordentlichem Fleiß seit dem geistigen Umbruch von 1918 verschwiegen und mit allen Mitteln unterdrückt hat und weiter verschweigt, nämlich die Forschungsergebnisse jener liberalen, von preußischer Aufklärung geprägten Wissenschaft, die sich weltweit großes Ansehen erworben hatte, weil es ihr um Wahrheiten im Interesse des Gemeinwohls einer zukünftig geeinten Welt ging und geht. Deshalb lag und liegt dieser liberalen Wissenschaft auch daran, die eigenen ererbten dogmatischen Falschheiten (und das sind insbesondere die dogmatischen Falschheiten der drei Offenbarungs-Religionen) rücksichtslos klarzustellen, um diese dogmatischen Falschheiten dann zu verlassen, hin zu einem neuen weltbürgerlichen Verständnis der Geschichte der Menschheit als Grundlage neuen, weltbürgerlichen Denkens und Handelns der gesamten Menschheit. Es dürfte ja von vornherein einleuchtend sein, dass diese aufkommende orwellisch-westliche, palaver-pluralistisch-fundamentalistische Gesellschaft solchem aufklärerischen, am Gemeinwohl der Welt orientierten, weltbürgerlichen Denken ein Todfeind ist – was man unter der international vors Gesicht gehaltenen „politischen-Inkorrektheits“-Maske natürlich nicht zugeben will.

Palaver-pluralistische Unterdrückung von Forschung am Beispiel der deutschen Islamwissenschaft

Kein geringerer als der berühmte preußisch-protestantische Dogmenhistoriker und Theologe Adolf von Harnack (1851–1930) hat um die Jahrhundertwende in seiner großen Dogmengeschichte den Charakter spätantiker christlicher Kirchen- und Dogmenpolitik schlicht umrissen als

„Geist der Lüge, welcher im 4. Jahrhundert schon mächtig in der offiziellen Schriftstellerei sich regte [...] und im 5. und 6. die Kirche beherrscht hat [...] In diesen Jahrhunderten hat keiner mehr irgendeiner schriftlichen Urkunde, einem Aktenstück oder Protokoll getraut.“

Und so kommt Adolf von Harnack nicht von ungefähr zu dem unnachsichtigen Urteil:

„Der Islam, der über diese Gebilde (des spätantiken Christentums) im Sturm gefahren ist, war ein wirklicher Retter; denn trotz seiner Dürftigkeit

und Öde war er eine geistigere Macht als die christliche Religion, die im Orient nahezu die Religion des Amuletts, des Fetischs und der Zauberei geworden ist, über denen das dogmatische Gespenst, Jesus Christus, schwebt.“

Dies ist ein wissenschaftlich fundiertes Urteil der Jahrhundertwende 1900 (heute wird man politically incorrect nicht einmal mehr von „Dürftigkeit und Öde“ des Islam sprechen wollen!), das typisch preußisch-protestantisch ist: Die Selbstkritik des Christentums ist unnachsichtig und gerät weit schärfer als die Kritik des entfernteren Gegenübers Islam. Aber die christlichen Theologien seit 1918 denken nun so entschieden selbstkritisch gar nicht mehr, denn sie sind ja von der westlichen palaver-pluralistischen Gesellschaft aufgefordert, in orwellscher Weise mit sich selbst und mit jeder konkurrierenden modernen Gruppe „politically correct“ und das heißt sprachverwirrend unkritisch und unaufrichtig zu verfahren. Jede noch so unsinnige Meinung ist zu belobigen. Diese konservativ-christlichen Theologien haben seit dem frühen 20. Jh. die wohltuend selbstkritische Haltung der Aufklärung des 18. und 19. Jh. verlassen – und sind es gewohnt, solcher selbstkritischen Haltung, wo sie dennoch in ihren Reihen und darüber hinaus begegnet, mit allen unauffälligen oder gar verdeckten Maßnahmen die Existenzgrundlage rigoros zu entziehen. (Denn die aufklärerisch-liberale Dogmenkritik ist, mit ihrer Orientierung auf das Gemeinwohl der Welt, die einzige erklärte Gegnerin aller Gruppierungen der palaver-pluralistisch-fundamentalistischen westlichen Gesellschaft!) Die Konfessionen und Gruppen der palaver-pluralistischen Gesellschaft sind in ihrem Alltagsleben viel zu sehr mit der Selbsterhaltung und der Erhaltung ihrer Privilegien beschäftigt, als dass sie sich über diese ihre mit Fleiß und doch unauffällig-beiläufig betriebene Unterdrückung jener liberalen Wissenschaften, die sich um das Gemeinwohl der Welt kümmern, ernstlich Rechenschaft ablegen wollten.

Harnacks Urteil über das frühe Christentum und den entstehenden Islam war ein sehr allgemeines und ging so im allgemeinen Desinteresse des folgenden fundamentalistischen Palaver-Pluralismus des Westens unter. Wir müssen daher dogmatisch noch zentralere Aspekte erörtern, um die gegenwärtige Situation zu beleuchten. Da wir uns dabei auf neutestamentlich-christliche Belange konzentrieren müssen, sei zuvor zum alttestamentlich-jüdischen Thema nur noch folgendes kurz bemerkt:

Der große deutsch-jüdische Philosoph Hermann Cohen (1842–1918) schrieb, als die deutsche liberale Theologie noch höchst aktiv war: „Die Bibelkritik der protestantischen Theologie ist das beste Gegengift gegen den Judenhaß“. Als nach 1918 der fundamentalistische Palaver-Pluralismus zur Herrschaft kam, ging fast schlagartig die liberale dogmenselbstkritische For-

schung zurück und wurde ersetzt durch die Interessenpolitik der katholischen und evangelischen Neo-Orthodoxien als Untergruppen der pluralistischen Gewinn-und-Genuss-Gesellschaft. Der palaver-pluralistischen Gesellschaft entsprechend passten sie sich der allgemeinen Maxime an, dass man, in doppelbödiger orwellischer Korrektheit, grundsätzlich keine Gruppe oder Konfession ernsthaft kritisiert. Die liberale Dogmenkritik schwieg man tot. Denn man hätte mit Kritik zugleich ihre Wahrheit bekannt gemacht.

Diese gesellschaftliche Gemengelage explodierte dann in den schlimmsten Judenhass, den die Erde je sah, weil eine Gruppe, die Nationalsozialisten, die westlich-pluralistischen offiziösen Inkorrektheiten nur benutzte, um sich und die von ihnen vertretene, vorgeblich allgemeine Wahrheit an die totale Macht zu putschen, obwohl es mit Abstand der denkbar größte Unsinn dessen war, was seinerzeit Gruppen propagiert haben. Die einzige Kraft, die, wie Hermann Cohen richtig sah, diese Katastrophe hätte verhindern können, die liberale protestantische Dogmensebstkritik im Interesse des Gemeinwohls der Welt, war den beiden Hauptgegnern der liberalen Dogmenkritik zum Opfer gefallen: den christlichen Neo-Orthodoxien als gewichtigen Teilgruppen des palaver-pluralistischen Fundamentalismus und den Protagonisten einer ungebildet-kirchenfeindlichen, phantastisch-indogermanistischen Rassenideologie. Der protestantische Liberalismus war dagegen in seiner radikalen Kirchenkritik eigentlich zugleich immer kirchenfreundlich, da er die Verwandlung der Kirchen in eine wahrhaftigere, weltbürgerliche Form erstrebte. Und eine Tendenz zum Rassismus hat es in der liberalen Theologie nie gegeben. Wie dem auch sei, die von Hermann Cohen damals aufgestellte Diagnose ist auch heute noch, oder heute wieder, gültig: Nur die liberale Dogmenkritik ist geeignet, den erbitterten Streit zwischen den Parteien im Nahen Osten, wie überhaupt den tiefgreifenden Gegensatz zwischen der pluralistisch-fundamentalistisch-westlichen (jüdischen und christlichen) Welt und dem archaisch-fundamentalistischen islamischen Kulturkreis ohne Gewalt in eine geistige Gemeinsamkeit aufzuheben.

Um nur einen, aber zentralen Aspekt anzudeuten: Das alte Testament ist, wie die liberalen protestantischen Alttestamentler schon im 19. Jh. mit guten Gründen zu beweisen begannen [siehe heute Finkelstein/Silbermann, *Keine Posaunen vor Jericho*, 2002], kein historisches Geschichtsbuch und deshalb auch kein Katasterregister, mit dem man Landbesitzrechte beweisen könnte, wie das die Fundamentalisten des heutigen Israel gegenüber aller Welt versuchen. Die wahre Vor- und Frühgeschichte der Hebräer und Israels ist immer noch nicht erarbeitet und geschrieben, weil der protestantische dogmenkritische Liberalismus im frühen 20. Jh. erstickt worden ist. Aber nur die wahre, gemeinsame, weltbürgerliche Gesamtgeschichte des Vorderen Orients und der Alten Welt ist in der Lage, die seit Jahrtausenden angestaute Feindschaft zwischen den

religiösen Parteien der alten Mittelmeerwelt in eine geistige Gemeinschaft zu verwandeln.

Die Unterdrückung der historischen Wahrheit hinsichtlich der Trinitätslehre

Die christliche Trinitätslehre, – Gott Vater, Gott Sohn und der Heilige Geist bilden den einen monotheistischen Gott: „tres personae, una substantia“ („drei Personen, eine Substanz“), wie der älteste Kirchentheologe Tertullian (ca. 160– 225) es formulierte –, ist der große Streitpunkt, wegen dessen der Islam in heftigster Bestreitung dieser christlichen Lehre ganz eigentlich nur entstanden ist (um 600 n. Chr.). Die liberale protestantische Theologie hat in der ersten Hälfte des 20. Jh. text- und historisch-kritisch den Beweis geführt, dass die christliche Trinitätslehre eine (erstaunlich frühe) Erfindung früher hellenistischer Theologen ist, die nichts mit dem Christus-Verständnis der semitisch-christlichen Urgemeinde und dem Selbstverständnis Jesu zu tun hat. Es ist insbesondere das zuletzt entstandene Evangelium, das Johannesevangelium (um 120 n. Chr.), das diese neue und in scharfem Gegensatz zum ursprünglichen Verständnis der Person Jesu stehende Lehre einführt. Es waren insbesondere die Schweizer liberal-protestantischen Theologen Albert Schweitzer (1875–1965) und Martin Werner (1887–1964), die aus den biblischen und frühen theologischen Texten der Kirche dokumentiert haben, dass Jesus und die Urgemeinde den Messias gemäß der in spätjüdischer Zeit herrschenden Kosmologie als prä- und postexistenten „Herrschaftsengel“ verstanden haben. Auch die griechische Anrede Jesu „Kyrios“, „Herr“, weist ihn den im NT „kyriotās“ genannten „Herrschaftsengeln“ zu. Auch im Koran herrscht noch das alte Verständnis der verschiedenen Engelklassen, und im Koran heißen die Herrschaftsengel „rabbânîyûn“, was der Anrede Jesu als rabbûnî „mein Herr“, entspricht, wenn er im NT in aramäisch-semitischer Sprache angedredet wird [z.B. Mark. 10,51; Joh. 20,16]. Engel aber gelten damals als Geschöpfe Gottes.

Ohne hier auf die eigentlichen Hintergründe für die Abschaffung der urchristlichen Engel- und Christus-Lehre im römisch-griechischen Christentum eingehen zu können – diese hintergründigen Motive sind für dieses trinitarische Christentum ein sehr negatives, ein entlarvendes Kapitel –, müssen wir hier wenigstens das unschwer erkennbare Faktum hervorheben, dass in diesem zentralen Streitpunkt der christlichen Lehre von der Trinität nur der Islam im Prinzip bei der Wahrheit stehen geblieben ist, während das trinitarische Christentum die urchristliche Wahrheit (bald nach 100 n. Chr.) mutwillig fälschend verlassen hat. Dieser heute klar erkennbare Umstand wäre nun eigentlich ein ebenso triftiger wie erfreulicher Anlass dafür, dass beide, Chris-

tentum und Islam, sich in der Weise einigen oder gar vereinigen, dass das Christentum zur urchristlichen Wahrheit zurückkehrt und auf diese Weise dem Islam Recht gäbe. (Es gibt genug andere Punkte der Dogmatik, wo im Gegenzug der Islam aufgrund moderner Erkenntnisse abendländische historische Wahrheit anzuerkennen hätte!)

Aber die erfundene Trinitätslehre hatte die Christenheit so früh und so umfassend erobert, dass ihre Abschaffung heute die Abschaffung von rund 19 Jahrhunderten verfälschten Christentums bedeutet. Warum eigentlich nicht, wenn man die betrügerische und blutige Geschichte dieser 19 Jahrhunderte bedenkt, und dass somit ein Neuanfang des weltbürgerlichen Denkens möglich würde?

Aber das will die heutige, real existierende christliche Kirche nicht. Sie möchte bei ihrer Unwahrheit bleiben, selbst unter dem Aspekt, dass sie so die 1.400 Jahre der Feindschaft zum Islam für alle Zukunft aufrecht erhält – zum Leidwesen der ganzen Welt! Und so sind die eindeutigen Arbeiten Albert Schweitzers und Martin Werners von der palaver-pluralistisch-fundamentalistischen Theologie des 20. Jh. mit größtem Fleiß und noch größerer Unauffälligkeit totgeschwiegen worden. Jedem angehenden Theologen, der sich als Parteigänger dieser liberalen Theologen Schweitzer und Werner zu erkennen gab, wurde der Weg in eine akademische Laufbahn versperrt – natürlich mit anderslautender, nichtssagender Begründung.

Und so kennt man heute Martin Werner und seine Argumente gar nicht mehr – obwohl in Büchern (noch) griffbereit vorhanden. Von Albert Schweitzer weiß man noch, dass er ein berühmter Urwald doktor war und ein hervorragender Orgelspieler, womit er sich Spenden für sein Urwaldhospital erspielte. Dass er ein großer liberaler Theologe war und aus tiefster Resignation über die Reformunwilligkeit der Kirchen in den Urwald zu tätiger Nächstenliebe abwanderte, ist aus dem Gesichtskreis verdrängt. Jedenfalls hat er die Reformunwilligkeit und die unbeirrte fundamentalistische Verdrängungstheologie der christlichen Kirche im 20. Jh. richtig vorausgesehen.

Die deutsche liberal-protestantische Theologie und die liberale Islamwissenschaft mitsamt ihrer Korantextkritik

Im 19. Jh., als die europäische Islamwissenschaft noch im Entstehen begriffen war, war es üblich gewesen, dass liberale protestantische Theologen, die wegen ihrer Dogmenkritik Probleme mit der herrschenden restaurativ-kirchlich orientierten Theologie bekamen, in das Fach Islamwissenschaft überwechselten. Das war ein horizontenerweiternder Gewinn für die Islamwissenschaft. Nach 1918 wird die palaver-pluralistische Islamwissenschaft keine liberalen dogmenkritischen Theologen mehr in ihren Reihen dulden. Man ist

nun stolz, dass man nur noch „reine Philologie“ betreibt und niemanden ernsthaft kritisiert.

Diese vielen liberalen Theologen in der Islamwissenschaft des 19. Jh. haben ihre am Alten und Neuen Testament erarbeiteten und bewährten Techniken der Textkritik nun auch intensiv auf den Korantext angewandt. So kam es, dass in den letzten Jahrzehnten vor der Verdrängung der liberalen Theologie durch den pluralistischen Fundamentalismus (also ca. 1885–1915) zwei Thesen intensiv diskutiert wurden, die den traditionellen islamischen Korantext in bisher nie dagewesener Weise in Frage stellten:

Zuerst vertrat der Wiener Professor für Islamwissenschaft David Heinrich Müller (1846–1912) – in seiner wissenschaftlichen Karriere zuvor Rabbiner an einem jüdisch-theologischen Seminar in Breslau – die These, dass der Koran in umfangreichen wesentlichen Teilen ursprünglich aus Strophenliedern bestand, deren klare strophische Gliederung durch spätere Eingriffe in den Text mutwillig zerstört worden ist, so dass der schließlich sanktionierte islamische Korantext nur noch eine monotone Prosa bot. Sein Schüler und Nachfolger auf seinem Wiener Lehrstuhl Rudolf Geyer (1861–1929) hat dann in einer späteren Abhandlung [1908] in einer großen Zahl von koranischen Suren diesen ursprünglichen Strophenbau des Koran überzeugend nachgewiesen. Eine Reihe weiterer hervorragender Professoren nahm an dieser Diskussion teil und befürwortete einhellig die Fortführung dieser Erfolg versprechenden Forschungen zum ursprünglichen Strophenbau im Koran.

Auf dem Internationalen Orientalistenkongress in Algier 1905 trat dann der liberale protestantische Theologe und Islamwissenschaftler Karl Vollers (1857–1909; 1886–1896 leitender Bibliothekar an der Khedivialbibliothek in Kairo) mit der These hervor (sein Buch erschien 1906), dass der gesamte Koran ursprünglich nicht in klassischem Hocharabisch (der Sprache der heidnischen Heldendichtung der Araber) sondern in dem altarabischen Dialekt (Umgangssprache) Zentralarabiens geschrieben gewesen war. Dieser Dialekt besaß wie alle arabischen Dialekte keine Kasusendungen. Dieser ursprüngliche umgangssprachliche Korantext wurde also insbesondere dadurch von den frühen Muslimen in die klassische Hochsprache erhoben, dass allen Wörtern grammatische Kasus- und Modalendungen angehängt wurden.

Interessanterweise stützten sich beide Thesen (1. ursprüngliche Strophen-dichtung, 2. ursprüngliche Umgangssprachlichkeit) gegenseitig, denn alle arabische Strophendichtung war und ist im Prinzip immer umgangssprachliche Dichtung. Aus diesem Umstand ergibt sich, dass, wenn der Koran ursprünglich Strophendichtung enthielt, er auch ursprünglich umgangssprachlich geschrieben gewesen sein muss. Außerdem ergibt sich aus diesem Umstand, dass die Verwandlung des Textes vom Umgangssprachlichen zum Hochsprachlichen zugleich ein Mittel der Vernichtung der Endreime aller Stro-

phenzeilen darstellte: Da die Verwandlung ins Hocharabische notwendigerweise in der Hinzufügung von Kasus- und Modalendungen an alle Wörter bestand, ergibt sich, dass diese hinzugefügten grammatischen Endungen die ursprünglich endreimenden Silben in die zweitletzte Position verdrängten und somit den ursprünglichen Reim vernichteten, so dass die ursprünglich mit jeder Zeile reimende Strophendichtung insgesamt im Prinzip schon beseitigt war. Andererseits leuchtet ein, dass die Rückverwandlung des Textes in einen umgangssprachlichen Text durch die Weglassung der grammatischen Kasusendungen die ursprünglichen Reime der Strophenzeilen im Prinzip wiederherstellt.

Der zweifellos berühmteste Gelehrte der islamischen Welt des 20. Jh., der (als Knabe erblindete) Professor für arabische Literaturwissenschaft Taha Husain (1891–1973; für einige Jahre auch Kultusminister Ägyptens) vertrat 1926 ebenfalls die These, dass der Koran „vorislamische metrische Dichtung“ enthalte. Er wurde aber sofort gezwungen, diese Aussage zu widerrufen.

Sobald (1918) in der deutschsprachigen Islamwissenschaft jene seit längerem aufkommende pluralistisch und/oder faschistisch orientierte Richtung die letztlich alleinige Führung des Faches übernommen hatte, führte deren geistiger Charakter natürlich nicht zur Widerlegung dieser umwerfend wichtigen, liberal-theologisch und philologisch bestens fundierten Erkenntnisse der Jahre 1885–1915 über eine einstige Strophendichtung im Koran, sondern in völlig unwissenschaftlicher Weise zu ihrer stillschweigend-taktischen Ausgrenzung aus dem Gesichtskreis der nunmehr „rein philologischen“ Islamwissenschaft.

Der letzte große liberal-protestantische Theologe und Islamwissenschaftler Paul Kahle (1875–1964) hat noch in verschiedenen Publikationen [zuletzt 1948 und 1949] energisch für die ursprüngliche Umgangssprachlichkeit des Koran gestritten, und es ist bezeichnend, dass seine Bemühungen dadurch behindert waren, dass er aufgrund von antisemitischen Pressionen auf ihn 1939 zur Emigration (nach England) gezwungen war. Heute noch vertritt die palaver-pluralistische deutsche Islamwissenschaft die traditionell-islamische Auffassung, der Koran sei hocharabisch geschrieben, und das schon immer, und enthalte auch keine Strophenlieder.

Damit war die grundlegende wissenschaftlich-dogmenkritische Revolution aller Vorstellungen über den Koran sowie über die Entstehung des Islam von dieser neudeutschen, im Geist des Palaver-Pluralismus wie des Nationalsozialismus großgewordenen Arabistik und Islamwissenschaft für das gesamte 20. Jh. mittels westlicher „politischer Korrektheit“ oder besser „Inkorrektheit“ verhindert. Denn diese nun etablierten neudeutschen, „rein philologischen“ Professoren der Islamwissenschaft seit 1933, die die dogmenkritische Richtung der weltweit angesehenen liberal-protestantischen Theologie und Islamwissenschaft des 19. Jh. aus dem Fach Islamwissenschaft verdrängten – sie

verstanden nichts von Theologie und waren auch völlig desinteressiert an ihr! –, sollten bis in die Mitte der 80er-Jahre absolutistisch regieren – und durch die von ihnen zu Professoren gemachten Schüler bis ins 21. Jh. hinein.

Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts oder der allerletzte liberal-protestantische Theologe im Bereich der deutschen Islamwissenschaft

Noch ein letztes Mal erhebt den deutschen Islamwissenschaftlern ein Volltheologe in ihren Reihen. Günter Lüling (geb. 1928) examinierte als Theologe 1954 (Diplom rerum politicarum 1957). Er hatte sich eigentlich auf das hebräische Alte Testament spezialisiert, zu dessen besserem Verständnis er schon seit 1951 nebenher Arabisch studierte, um diese Arabischstudien nie wieder zu verlassen. Die Religions- und Geistesgeschichte studierte er (mit Unterbrechungen) von 1951 bis 1970 bei dem angesehenen liberalen jüdischen Historiker Hans-Joachim Schoeps. Die christliche Dogmatik betreffend war er Schüler und erklärter Anhänger der großen liberalen Theologen Albert Schweitzer und Martin Werner und ihrer wissenschaftlich zentralen Wiederentdeckung des urchristlichen, nichttrinitarischen Verständnisses der Person Christi.

Diese antitrinitarische Position Lülings begründete natürlich seine Ungeeignetheit für einen anschließenden kirchlichen Dienst und damit die Notwendigkeit, sich um einen anderen Beruf als den eines protestantischen Pastors umzusehen. In solchen Fällen dogmatischer Problematik lag schon im 19. Jh. die nächste Lösung in einem Überwechseln in das Fach Islamwissenschaft. Das tat er, aber die Verhältnisse in der deutschen Islamwissenschaft hatten sich inzwischen grundsätzlich verändert: Der Einfluss von liberalen Theologen war seitens der nunmehr einheitlich „rein philologisch“ orientierten und an Theologie uninteressierten, ja ihr gegenüber feindseligen Fachwissenschaft nicht mehr erwünscht. So wurde Lüling 1961 zum ersten Mal aus der Universität Erlangen gedrängt – von seinem islamwissenschaftlichen Professor, der, was damals niemand (?) wusste, Offizier der schwarzen (politischen) SS gewesen war und nun seinen Frieden mit den konservativen Theologen seiner Universität suchte. Deshalb wollte dieser gewendete Vollnazi keinen kirchenkritischen Wissenschaftler an seinem Institut dulden.

Lüling ging notgedrungen für einige Jahre (1961–1965) als Direktor eines Goethe-Instituts nach Syrien, wo er nebenbei etwas lernte, was man an deutschen Universitäten nicht lernen kann, nämlich die intensive Kenntnis und Praxis des arabischen Dialekts von Nordwestarabien – außerordentlich wichtig für seine späteren Korantextrekonstruktionen. Als sich ihm 1965 die Gelegenheit bot, an einer deutschen Universität als wissenschaftlicher Assistent zu lehren und zu forschen, kehrte er zu seinen islamwissenschaftlichen Studien zurück.

Der textkritische Ansatz Lülings war eigentlich, aufgrund der Erkenntnisse Albert Schweitzers und Martin Werners über die ursprüngliche nichttrinitarische Engelchristologie Jesu und des Urchristentums, nun zu zeigen, dass der Korantext ursprünglich in präziser Terminologie und umfangreichen Formulierungen eben diese urchristliche nichttrinitarische Christologie vertreten hat, bevor nachprophetische muslimische Theologen diese Texte aus Desinteresse und Unverstand in fehlerhafter Weise veränderten. Dieser Nachweis gelang dann auch sehr schlüssig, wurde aber zu einem weniger interessanten Nebenthema dadurch, dass Lüling bei dieser Arbeit auf das von der Islamwissenschaft nach 1918 aus Desinteresse und Abneigung verlassene und alsbald vergessene Thema aus den Jahren um 1900 stieß, nämlich auf die Vorleistungen zu den zwei Themen „(christliche) Strophenlieder im Koran“ und „die ursprüngliche Abfassung des Korans in der Umgangssprache Zentralarabiens“.

Um 1900 hatten die Pioniere dieser zwei Thesen noch nicht gewagt, die ursprünglichen Strophenlieder des Koran in der zentralarabischen Umgangssprache zu rekonstruieren. Man wusste damals noch zu wenig über den dogmatischen Inhalt, den man in diesen vorislamischen Texten voraussetzen hatte. Doch diese Schwachstelle war beseitigt, nachdem Albert Schweitzer und Martin Werner die urchristliche, noch nicht trinitarische Theologie wieder entdeckt hatten. So konnte Günter Lüling nun das Arsenal der Argumente für eine Rekonstruktion der vorislamischen christlichen Strophenlieder entscheidend erweitern: Zu den strukturellen, den ursprünglichen exakten Strophenbau betreffenden, und zu den grammatischen, die ursprüngliche Sprachform betreffenden Argumenten, trat nun eine dritte Kategorie von Argumenten hinzu, nämlich die inhaltlichen, theologisch-dogmenkritischen Argumente. Das gleichzeitige Zusammenwirken dieser verschiedenen Kategorien von Argumenten bei der Lösung spezieller Probleme kumulierte zu einer systematischen Methode der Textrekonstruktion von praktisch hundertprozentiger Sicherheit – besonders dann, wenn, und das ist oft der Fall, noch eine vierte Kategorie bestätigend hinzutritt, nämlich wenn nach aller Rekonstruktionsarbeit sich am Ende herausstellt, dass die älteste islamische Koranwissenschaft selbst Nachrichten über Korantextvarianten überliefert hat, dass z.B. ein bestimmtes Wort in anderer Weise gelesen worden ist, als der heutige, sakrosankte Korantext lautet – und wenn nun diese im Islam selbst überlieferte, vom heutigen Korantext abweichende Lesung genau die war, die Lüling aufgrund der anderen drei Argumentkategorien zuvor rekonstruiert hatte. Die islamische Überlieferung selbst hatte den theologisch-dogmatischen Sinn der tradierten abweichenden Lesarten schon lange nicht mehr verstanden!

Lülings Rekonstruktionsarbeit war so tatsächlich die unumstößliche Vollendung dessen, der letzte i-Punkt auf das, was während des 18., 19. und 20.

Jh. in der deutschsprachigen, liberal-theologisch orientierten Islamwissenschaft durch Generationen von Gelehrten sukzessive erarbeitet worden war: Der Koran enthält tatsächlich unter späteren Textüberarbeitungen ein umfangreiches altchristliches Lektionar, einst bestimmt für den wechselseitig (zwischen Diakon und Gemeinde) gesungenen Vortrag im liturgischen Gottesdienst. Und diese altchristlichen Korantexte können durch die Anwendung vier völlig verschiedener Kategorien von Argumenten mit praktisch hundertprozentiger Sicherheit rekonstruiert werden – mit ganz erheblichen inhaltlichen Abweichungen vom heutigen islamischen Korantext.

Die Reaktion der reaktionär-restaurativen Fachwissenschaft auf diese Vollendung der koranwissenschaftlichen Forschung von zwei Jahrhunderten der Aufklärung

1969 hatte Lüling eine ca. 200 Seiten umfassende Sammlung von rekonstruierten christlichen Strophenliedern des Koran als Promotionsdissertation vorgelegt. Die beiden zuständigen Gutachter (man sollte wissen: der „Doktorvater“ war gleichaltrig mit Lüling, der Zweitgutachter, ein Altorientalist, jünger) benoteten diese Dissertation einhellig mit der höchstmöglichen Note „eximium opus“, „außergewöhnliches Werk“, eine Benotung, die gemäß Habilitationsordnung der Universität das Werk gleichstellt mit der Anerkennung des Werkes als Habilitationsschrift für die Hochschullehrerlaufbahn. Es wird ausdrücklich hervorgehoben, dass die Rekonstruktion vorislamisch-christlicher Strophenlieder im Koran als geglückt betrachtet werden könne. Die Arbeit stelle „die Entstehungsgeschichte des Islam und die Dogmengeschichte des frühorientalischen Christentums in neue Dimensionen“.

Sobald Vertreter der älteren Professoren-Generation, deren akademische Karriere um 1930 mit nationalsozialistischer Theologiefeindlichkeit begonnen hatte, von dieser Revolution Kenntnis bekamen, stand für sie fest, dass sie mit allen Mitteln zu verhindern sei. In einem nichtöffentlichen Gutachten (1969) von der, im Selbstverständnis, „grauen Eminenz des Faches“ heißt es über Lülings Forschungsergebnisse:

„[...] Ihre Richtigkeit vorausgesetzt, würden sie die bisherigen Vorstellungen von Entstehungsgeschichte, Text und Inhalt des Korans freilich auf den Kopf stellen [...]“

Das durfte auf keinen Fall passieren. Letzterer Gutachter und Ordinarius scheute sich nicht, in dem besagten nichtöffentlichen Gutachten wissentlich falsche Argumente gegen Lüling vorzubringen, weil er sicher sein konnte, dass unter den zu 99 % nichtarabistisch gebildeten Adressaten seines Gutachtens niemand versuchen würde, seine Argumente in der Fachliteratur nachzukontrollieren.

Anschließend unternahm er es auch, eine seiner Schülerinnen eine von ihm inspirierte Habilitationsschrift über die ältesten Teile des Koran schreiben zu lassen, in der sie seine Ansicht vertrat, dass der Koran weder Strophenlieder enthält noch umgangssprachlich geschrieben war – wobei in dieser eindeutig (und nachweislich) gegen Lüling gerichteten Habilitationsschrift der Name Lülings und seine Gegenthese mit keinem Wort erwähnt werden. Mit dieser „Wissenschaft wider besseres Wissen“ verdiente sich diese Dame ihre Professur (Habilitation 1977) und sie gilt heute noch als die hervorragendste Koranspezialistin der bundesdeutschen Islamwissenschaft – in „political correctness“ die traditionellen islamisch-dogmatischen Vorstellungen vertretend.

Lüling war im Zuge dieser Umtriebe zum 31. 12. 72 aus dem Hochschuldienst entlassen worden. Aber er versuchte sich gegen diese Machenschaften zu wehren, indem er, mit aufschiebender Wirkung für die Entlassung, Klage gegen diese Umstände erhob. Und er reichte – die beiden eximium-opus-Gutachter waren inzwischen auf die Meinung der beleidigten bundesrepublikanischen Senioren des Faches eingeschwenkt, obwohl zumindest einer sein eximium-opus-Gutachten 1982 noch einmal offiziell bestätigte! – eine größere Sammlung von rekonstruierten Strophenliedern des Koran als eigenständige Habilitationsschrift ein (1973; 550 Seiten; 1974 als Buch *Über den Urkoran* erschienen), um sich damit gegen den ausdrücklichen Willen des Lehrstuhlinhabers (Islamwissenschaft) zu habilitieren.

Das wusste die Fakultät, und sie erzwang deshalb von Lülings Promotions- und „Habitationsvater“, der gerade jetzt zum Dekan gewählt worden war, die Zusage, die Dekanatsgeschäfte an den Prodekan abzugeben, wo und wann sie mit dem „Habitationsverfahren Lüling“ zu tun hatten. So verpflichtete er sich dazu und gab tatsächlich die Geschäftsführung in den allgemeinen Fakultätssitzungen jeweils ab, wenn die Sache „Lüling“ zur Sprache kam. Aber offenbar nur zum Schein, denn er schrieb zugleich ohne Wissen der Fakultät, nicht weniger als 20 (!) Briefe mit Briefkopf und Unterschrift „Der Dekan“ an zur Gutachtung längst vorgesehene auswärtige Gutachter zwecks Beeinflussung des Verfahrens, denn er versuchte, die Gutachter zur Eile anzutreiben mit dem Hinweis auf ein Ansinnen der Fakultät (Beschleunigung des Verfahrens), das diese nie erhoben hatte.

Auch wurde im Zuge dieser Korrespondenz ein aller Voraussicht nach für Lüling votierender Gutachter (der einzige Spezialist für arabische Strophen-dichtung in Europa!), der tätig werden sollte und wollte, von diesem offiziell untätigen Dekan durch unzumutbar kurze Fristenstellung ausgebootet und durch einen fanatischen Parteigänger der reaktionären Fronde gegen Lüling ersetzt. Die Fakultätsmitglieder erfuhren nie davon. Zahlreiche ähnliche Betrugsmanöver wurden, wie die internen Fakultätsakten später ergaben, vorgenommen mit dem Ziel, die Fakultätsversammlung zu täuschen, um sie zur

Stimmabgabe gegen Lüling zu veranlassen. Diese Versammlung stimmte dann 1974 auch dementsprechend für die Ablehnung der Habilitation Lülings für Arabistik und Islamwissenschaft (mit 33 Stimmen gegen und 22 für; 53 Fakultätsmitglieder hatten keinerlei Arabischkenntnisse).

Indem dieses unglaubliche Habilitationsverfahren aber Gegenstand von Verwaltungsgerichtsverfahren durch alle vier Instanzen bis zum Bundesverfassungsgericht wurde (1972–1978), sind in sehr umfassender Weise diese unglaublichen Manipulationen zwecks Erreichung einer Ablehnung der Forschungsarbeit Lülings protokolliert, und zeigen nun zusätzlich noch das völlige Versagen der deutschen Justiz, die sich in unglaublicher Weise bemüht zeigte, die betrügerischen Umtriebe der Professoren (der Dekan agierte nicht allein) juristisch-terminologisch zu beschönigen.

Der Justiz letztendliches Urteil war, dass zwar Fehler in der Durchführung des Habilitationsverfahrens vorgefallen seien, aber nicht in dem Maße, dass der negative Ausgang zu annullieren und das Verfahren zu wiederholen sei. Heute, nach gut dreißig Jahren, zeigt sich, dass die deutsche Justiz die sich über Jahre hinziehenden akademischen Machenschaften gestützt hat, die darauf zielten, ein epochales, als Vollendung der hochangesehenen deutschen Islamwissenschaft des 19. Jh. zu verstehendes und inzwischen in Fachkreisen weltweit bekanntes und diskutiertes Forschungsergebnis mit Erfolg zu unterdrücken und den Urheber dieses Forschungsergebnisses (Cand. theol. Dipl. rer. pol. Dr. phil. und jahrelang Goethe-Instituts-Direktor in Arabien), trotz seiner letztinstanzlichen Anrufung auch des Bundesverfassungsgerichtes, rechtskräftig und endgültig aus dem deutschen Hochschulleben zu verbannen (Abschluss aller gerichtlichen Verfahren 1978; der Entlassene ist 50 Jahre alt!). Es gibt klare Hinweise darauf, dass an den in den 80er-Jahren folgenden Umtrieben der deutschen Universitätswelt, Lüling auch noch erfolgreich von der Vergabe von Forschungsstipendien durch private Stiftungen auszuschließen, auch der Verfassungsschutz der BRD (aus Kreisen der Universität instrumentalisiert) dienstlich beteiligt war.

Beiläufig sei bemerkt, dass in den 80er-Jahren auch zwei von der Bundesanstalt für Arbeit für Lüling organisierte Arbeits-Beschaffungs-Maßnahmen an Bibliotheken von Vertretern der Universität Erlangen vereitelt wurden. Wer ein eindrucksvolles, exaktes Bild davon geben will, mit welchen unglaublichen Mitteln, mit welchem unauffälligen Fleiß und mit welcher Nachhaltigkeit in der BRD liberal-dogmenkritische Wissenschaft ausgeschaltet wurde und wird, muss nur den Inhalt der umfangreichen Akten zum Fall Günter Lüling übersichtlich darstellen.

Der bundesdeutsche Staatsrechtler Werner Weber (1904–1976) – der in seiner aufgeklärt preußischen, liberalen Grundhaltung als der Albert Schweitzer oder Martin Werner innerhalb der deutschen Jurisprudenz apostrophiert

werden kann – hat schon in den 50er-Jahren festgestellt, dass das westdeutsche, grundgesetzlich festgelegte Rechtssystem zu dürftig ist, als dass es den zukünftig heranretenden Anforderungen gerecht werden könnte. Zu Recht beklagte Werner Weber, dass der Grundgesetzartikel 98, II,V „Richteranklage“ so gefasst ist, dass er, voraussehbar, nie zur Anwendung kommen wird – und tatsächlich auch bis heute nie zur Anwendung gekommen ist: Ohne diesen GG-Artikel 98 würde sich der Unmut der Öffentlichkeit über stattgehabte Rechtsbeugungen von Richtern ungebremst Luft machen, und das würde auch die Richterschaft heilsam beeinflussen. Existiert aber ein GG-Artikel 98, der die Richteranklage garantiert (obgleich er so abgefasst ist, dass er nie zur Anwendung kommen wird), dann glaubt und vertraut das Volk irrigerweise, mit der Rechtsprechung der bundesrepublikanischen Richterschaft sei alles in Ordnung. Werner Weber sah voraus, dass die bundesrepublikanisch-grundgesetzliche „Juridifizierung der Politik“ unweigerlich die „Politisierung der Justiz“ zur Folge haben werde, wie im Falle Lüling klar zu erkennen ist. (Werner Weber:)

„Man kann die Formen eines intakt erscheinenden Gerichtswesens beibehalten und doch versteckt Willkür und Mißbrauch walten lassen. Dann erfährt das richterliche Walten eine besonders traurige Entartung, weil hier der Macht- und Beherrschungswille, in der Robe des Richters versteckt, sich die Würde austeilender Gerechtigkeit anmaßt.“

Gegenwärtiges Geplänkel

Es ist angebracht, noch einen signifikanten Umstand hervorzuheben, der das Verhalten der deutschen Islamwissenschaft zu Lülings Forschungsergebnissen ganz generell charakterisiert: In der Zeit von 1969 bis 2003 sind nach den zwei eximium-opus-Gutachten zur Promotionsschrift mindestens 10 weitere nichtöffentliche Gutachten (allein 5 zur Habilitationsschrift 1973 *Über den Urkoran*) von, in der Regel, deutschen Islamwissenschaftlern offiziell erstellt worden, diese nun aber alle mit entschiedener Ablehnung, das letzte 1999 zur Ablehnung des Antrags von Lüling auf den von „Inter Nationes/Bonn“ üblicherweise gewährten Zuschuss zu Übersetzungs- und Druckkosten, und zwar für die im Ausland seit langem dringend gewünschte englische Edition der Hauptwerke Lülings (G.L., *Über den Urkoran*, 3. Aufl. 2004; G.L., *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad*, 1981). Doch kein einziger dieser ca. 10 Gutachter hat vor oder nach seinem negativen Gutachten (auch die ersten zwei äußerst positiven wurden in ihrem Sinne nie öffentlich wiederholt!) diese seine offizielle Ablehnung der Forschungsergebnisse Lülings öffentlich, und d.h. durch Publikation in irgendeiner Fachzeitschrift, wiederholt. Dies offenbar deshalb, weil, wie aus den von Gerichts wegen Lüling zur Kenntnis

gekommenen 5 Habilitationsgutachten eindeutig hervorgeht, die vorgebrachten Argumente für die Ablehnung in der Regel völlig unhaltbar (z.T. sogar wissenschaftlich falsch) sind und deshalb das Licht der weltweiten wissenschaftlichen Öffentlichkeit scheuen müssen. Darüber hinaus hat kein deutscher Islamwissenschaftler in der Zeit von 1969 bis 2003 in irgendeinem den Koran tangierenden wissenschaftlichen Buch oder Zeitschriftenartikel Lülings korantextkritische Arbeiten auch nur erwähnt. Dies ist, zumal wenn man die Zentralität des Koran für alle Islamwissenschaft bedenkt, eine wahrhaft außergewöhnliche, ja in der deutschen Wissenschaftsgeschichte überhaupt beispiellose Leistung – während zugleich im Ausland (im französischen, englischen, italienischen, tschechischen, russischen, schwedischen und spanischen Sprachraum) schon früh (seit 1974) zahlreiche sehr anerkennende Stellungnahmen erfolgt sind (auch von zwei sehr sachkundigen ostdeutschen [DDR-] Koranwissenschaftlern!).

Man darf annehmen, dass dieses geschlossene, bis heute mit Energie betriebene Schweigen der BRD-Islamwissenschaft zunehmend auch dadurch bewirkt worden ist, dass man sich dieses eklatanten Fehlverhaltens immer sehr wohl bewusst war, dass man aber, je länger dies anstößige Verhalten andauerte, um so mehr bemüht war, über die Untaten der Wortführer des deutschen Faches Arabistik und Islamwissenschaft so lange wie möglich den Mantel des Schweigens zu breiten. So ließ sich auch die eigene, von diesen Wortführern abhängige Karriere besser fördern. In der *Süddeutschen Zeitung* vom 24. 2. 04 hat der Prof. emeritus für Arabistik und Islamwissenschaft Stefan Wild/Bonn nach diesem 35-jährigen solidarischen Schweigen der gesamten deutschen Islamwissenschaft nun zum ersten Male öffentlich eingeräumt: „Lülings These wurde von der deutschen Islamwissenschaft zu Unrecht totgeschwiegen“. Dieses späte Bekenntnis ist zwar überfällig, aber es lässt noch unerwähnt, dass Lüling auch zu Unrecht aus dem Hochschuldienst entlassen wurde und dadurch mit Frau und Kindern in seiner Existenz für Jahrzehnte schwer getroffen worden ist. Seither ist auch nicht zu erkennen, dass diese deutsche Fachwissenschaft nun bemüht wäre, die sachliche und wahrhaftige Diskussion der „These Lülings“ nun nachzuholen. Es scheint eher so, dass das nun zentimeterweise aufgegebene Schweigen nur zu entstellenden Darstellungen der „These Lülings“ führt.

Eine Rezension von Lülings englischem *Über den Urkoran* (G.L., *A Challenge to Islam for Reformation*, Delhi 2003) in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 19. 2. 04 ist beispielhaft: Dort gibt ein nichtpromovierter, auf dem Gebiet der Koranforschung mit nichts ausgewiesener junger Mann – aber von der 1977 dubios habilitierten Professorin (s. hier oben) der NZZ als „Koran-experte“ angedient – eine unglaublich unsachliche und maliziöse Darstellung der Korantextkritik Lülings. Um seine Infamie an einem nicht fachwissen-

schaftlichen Detail zu illustrieren, hier seine kurzgefasste Darstellung der Umtriebe zur Entlassung Lülings: „Lüling selbst verließ nach der Promotion unter dubiosen Umständen die Universität.“

Hätte er geschrieben „[...] wurde unter dubiosen Umständen aus seiner Stellung als Hochschullehrer (Beamter auf Widerruf) entlassen“, wäre er der Wahrheit ziemlich nahe geblieben. Aber er wollte die Dubiosität dieser Umstände unbedingt als Lüling selbst und allein zuzurechnende darstellen – offenbar zur Entlastung seiner ihn vorgeschickt habenden Professorin (s.o.), der es gut angestanden hätte, wenn sie sich nach drei Jahrzehnten ihres unglaublichen Fehlverhaltens endlich selbst zu einer wahrhaftigen Stellungnahme bereit gefunden hätte.

Nach dem Erscheinen dieser englischen Ausgabe der 1974 abgelehnten Habilitationsschrift Lülings *Über den Urkoran* in Delhi/Indien 2003 [Motilal Banarsidass Publishers, Delhi email: mlbd@vsnl.com] scheint den deutschen Islamwissenschaftlern nun nach 35 Jahren der zeitweilig sehr effektiven Intrigen und Täuschungsmanöver klar geworden zu sein, dass der Durchbruch der liberal-protestantischen Korantextkritik Lülings an die Weltöffentlichkeit letztendlich nicht mehr zu verhindern ist. Inzwischen treten auch muslimische Gelehrte an die Seite und gratulieren ihm for your brilliant analysis of the origins of the Koran – auf welche Muslime sich Lüling nicht namentlich und öffentlich berufen kann, denn sie sind für Abfall vom Islam mit Todesstrafe bedroht.

Die Moral von der Geschicht'

Auch an dem gerade angesprochenen gegenwärtigen Geplänkel wird ersichtlich, dass die fachgelehrten Gegner von Lülings Forschungsergebnissen immer nur von der „These Lülings“ sprechen. Diese Konzentration auf Lüling verschleiert aber nur die tatsächlichen Beweggründe und Umstände des Jahrzehnte währenden unlauteren Widerstandes einer praktisch fachbeherrschenden Wissenschaftsmafia, denn Lüling ist an sich völlig nebensächlich: Lülings pluralistisch-fundamentalistische Gegner in der Islamistik haben auch – und tun es auch heute noch – die Thesen der liberal-theologisch-islamwissenschaftlichen Pioniere um 1900 in Sachen „Strophenlieder im Koran“ und „Umgangssprachlichkeit des Koran“ totgeschwiegen und eliminiert, und zwar ganz in der Art, wie auch die etablierten, neuorthodox fundamentalistisch-pluralistischen Theologien (katholisch wie evangelisch) des 20. Jh. die dogmenkritischen Errungenschaften der liberal-protestantischen Theologen der Schweiz, Albert Schweitzer und Martin Werner, totgeschwiegen haben und noch totschweigen, um sie aus dem Gesichtskreis der Öffentlichkeit zu verbannen und damit abzutöten.

In Wirklichkeit geht es also überhaupt nicht um Personen und schon gar nicht um eine These Lülings, sondern um die liberale theologische (wie auch säkulare) Dogmenkritik insgesamt, und zwar weil diese der Aufklärung verpflichtete liberale Dogmenkritik die fragwürdig gewordenen Dogmen ihrer Hauptgegner – und das sind alle diese modernen Gruppen des palaver-pluralistischen Fundamentalismus – unnachsichtig und ohne „political incorrectness“ in Frage stellt, in der Absicht, sie alle als historisch unhaltbar und nicht mehr zeitgemäß zu ersetzen. Dies ist der Kern und das Wesen der komplexen geistigen Auseinandersetzung, die sich lediglich wie die Spitze eines Eisbergs am Beispiel der unglaublichen jahrzehntelangen Unterdrückung von Lüling und „seiner These“ zeigt. Diese Verkürzung des Problems auf eine „These Lülings“ hat keine sachliche Grundlage und dient allein der Irreführung der Öffentlichkeit – allenfalls noch einem tiefenpsychologisch bedingten Selbstbetrug der reaktionären Wissenschaft.

Die Tatsache, dass die Vertreter der deutschen Islamwissenschaft ohne Ausnahme die seit dem 19. Jh. andiskutierte und 1969 von Lüling zum Durchbruch gebrachte umwälzende Wiederentdeckung des ca. 200 Jahre älteren christlichen Urkoran im islamischen Koran mit großer Disziplin totgeschwiegen haben, zeigt letztendlich nur an, dass diese Auseinandersetzung um das Zentrum der Islamwissenschaft, den Koran, tatsächlich ein Jahrhundert, ja Jahrtausende revolutionierender Streit ist, der mit „These Lülings“ völlig inadäquat bezeichnet ist.

Diese Konstellation der widerstreitenden Parteien ist also heute noch oder wieder die Konstellation des 18. und 19. Jh.: Preußisch-aufklärerische, liberalprotestantische, weltbürgerliche Dogmenkritik gegen europazentrische, mittelalterliche, trinitarisch-christliche Reaktion und Restauration mit Pfründenwirtschaft, die nur deshalb so schwer als solche zu erkennen ist, weil sie auf den ach so menschenfreundlich-sanften Pfoten der modernen Freiheits- und Wohlstandsversprechungen des moralisch durch und durch fragwürdigen palaver-pluralistischen Fundamentalismus einherkommt.

Diese Aufklärung-kontra-Fundamentalismus-Konstellation entspricht nun aber genau dem, was im Kern der frühen Entstehungsphase des Islam in Arabien selbst an Konfrontation passierte. Denn wenn wir von den im Koran wiederentdeckten vorislamisch-christlichen Strophenliedern als literargeschichtlichem Problem absehen – sie bringen an ur- und altchristlichen Gedanken nichts, was man neuerdings nicht schon vorher gewusst hätte, und die dichterische Schönheit der Lieder ist dogmatisch und religionspolitisch ohne Relevanz – und wenn wir dann nach dem eigentlichen ideologisch-theologischen Kern der damaligen Auseinandersetzung fragen, wie er sich nunmehr aus dem Gegeneinander der wiederentdeckten sich bekämpfenden Textstücke und Textschichten des Koran klar erkennen lässt, dann ergibt sich, dass der Pro-

phet bis zu seinem Tod 632 erbittert gegen die Christen Zentralarabiens und Mekkas gekämpft hat, die, zuvor noch für Jahrhunderte (bis ca. 500 n. Chr.) urchristlich-nichttrinitarisch, inzwischen trinitarisch geworden waren. Dabei ist diese Bewegung des frühen Islam weg vom Christentum (und Judentum) zugleich eine Bewegung hin zur Religion der zentralarabischen (demokratischen) Stammesgesellschaft, die im Koran wiederholt bezeichnet wird als die „Religion Abrahams und der Stämme“. Und dieses „Zurück zur Religion Abrahams und der Stämme“ wird verstanden als das Zurück vor die hoffnungslos verfälschten Religionen „Judentum“ und „hellenistisches (trinitarisches) Christentum“.

Mit dieser Absicht „Zurück vor die verfälschten Formen der biblischen Religionen“ entspricht aber der Prophet schon damals genau den Absichten der liberal-protestantischen Dogmenkritik, die im 18. und 19. Jh. die Beweisführung für diese fundamentalen Fälschungen von Judentum und Christentum schon erfolgreich durchgeführt hat – obschon noch vieles zu tun bleibt. Auch die seit 1918 fast völlig erstickte liberal-protestantische Dogmenkritik des 20. Jh. erstrebt, genau wie einst der preußisch-dogmenkritisch wirkende Prophet, dieses „Zurück vor die Verfälschungen der biblischen Religionen“. Insofern ist der Prophet Muhammad also ein herausragender früher Vordenker der liberal-theologischen Dogmenkritik des 19. und 20. Jh., dessen Absichten jedoch von der nachfolgenden frühislamischen Orthodoxie sofort nach dem Tode des Propheten redaktionell in ihr Gegenteil verdreht wurden: Zu des Propheten Lebzeiten hatte man die trinitarischen Christen Zentralarabiens wegen ihrer Trinitätslehre als „Polytheisten“ beschimpft und wegen ihrer Verehrung des Kreuzifixes und der Heiligenbilder als „Götzendiener“. Der frühe nachprophetische Islam frisierte und deutete dann alle derartigen Beschimpfungstexte als gegen tatsächliche zentralarabische Heiden gesprochen, d.h. man leugnete emphatisch die Christlichkeit der einstigen Opponenten des Propheten, gab sie nun für „zentralarabische Heiden“ aus.

Dies tat man, weil man fürchtete, sich mit der Verfechtung der radikalen Revolution des Propheten gegen das byzantinische Christentum zu übernehmen und letztendlich sogar die eigene machtpolitische Existenz des gerade erst so eben etablierten und durch Bürgerkriege gefährdeten Islamischen Imperiums zu verspielen. Aber diese diametrale nachprophetisch-frühislamische Umdeutung der Gegner des Propheten von trinitarischen Christen zu tumben zentralarabischen Heiden bedeutete zugleich auch die diametrale Umdeutung der revolutionären Absichten des Propheten – die auf diese Weise für 1.400 Jahre begraben worden sind. Ebenso wurde verschleiert, dass die Kaaba bis zum Islam eine christliche Wallfahrtskirche war. Aber es sind immer noch reichliche und überzeugende Beweise dafür vorhanden [s. G. Lüling, *Der christl. Kult a.d. vorislam. Kaaba*, 1992].

Mit seinem revolutionären „Zurück zur wahren Religion vor den Verfälschungen durch Judentum und Christentum“ ist der Prophet Muhammad aber auch in gewisser Weise ein Gesinnungsgenosse des Heiligen Augustinus, des großen Kirchenlehrers des Abendlandes (gestorben 430 n. Chr.) gewesen. Denn der schreibt [*Retractationes* I.12,3]:

„Denn was heute Christentum genannt wird, hat es schon bei den Alten gegeben und hat nicht gefehlt seit Anbeginn des menschlichen Geschlechts, bis Christus Fleisch wurde. Seit dieser Zeit heißt die wahre Religion, die bereits vorhanden war, die christliche.“

Er schrieb diesen Satz in seiner letzten Publikation. Hätte er ihn am Anfang seiner Karriere geschrieben und veröffentlicht, hätte er keine Karriere mehr vor sich gehabt.

Heute muss man sich zugunsten einer zukünftigen, weltbürgerlichen Gesamtsicht der Welt und ihrer Geschichte, insbesondere ihrer Religionsgeschichte, nur noch darauf einigen, dass es nicht unbedingt auf den Namen ankommt, den das bekommen soll, was seit Anbeginn des menschlichen Geschlechts schon immer war und zukünftig wieder gültig sein könnte und sollte.

Was den heutigen Islam betrifft, so wird er sich – nachdem die avantgardistisch-modernen religionspolitischen Absichten seines Propheten besonders durch die Arbeit von drei Jahrhunderten preußisch-liberaler Dogmenkritik in unbestreitbarer Klarheit wieder zum Vorschein gekommen sind – mit Sicherheit wieder auf diese moderne, preußisch-liberal anmutende, weltbürgerliche Position seines Propheten hinbewegen, um sie letztendlich zum Wohle der zu einenden Welt wieder tatkräftig einzunehmen – wie lange dieser, zugegeben schwere, Selbstfindungsprozess des Islam auch immer dauern mag. Der orthodoxe Islam muss „nur“ erkennen, wie außerordentlich schwerwiegend er das großartige und heute noch moderne Anliegen seines eigenen Propheten sofort nach seinem Tod verraten, verleugnet und verdunkelt hat.

Veröffentlichungen von Günter Lüling

Lüling, Günter (1970): *Kritisch-exegetische Untersuchung des Qur‘antextes* (Dissertation), Erlangen, XVI + 172 pp.;

- (1973): *Die einzigartige Perle des Suwaid b. Abî Kâhil al-Yaskurî*, Erlangen (Abhandlungen zur Christlichen Altarabischen Literatur I), 52 pp.;

- (1974): *Über den Urkoran*, Erlangen 3rd ed, 2004, (2nd ed. 1993), XX + 546 pp.;

- (1977): *Der christliche Kult an der vorislamischen Kaaba als Problem der Islamwissenschaft und christlichen Theologie*, Erlangen, 2nd edition Erlangen 1992, 104 pp.;

- (1980): *Der vorgeschichtliche Lichtbringermythus in der Altarabischen Poesie*, ZDMG Supplement Vol. IV, 290-292; reprint in the here following book of 1985;

- (1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad. Eine Kritik am »christlichen« Abendland*, Erlangen, 424 pp.;
- (1982): Das Passahlamm und die altarabische »Mutter der Blutrache« die Hyäne, *ZRGG* 34 (1982), p. 130-146; Offprint with the additional subtitle *Das Passahopfer als Initiationsritus zu Blutrache und Heiligem Krieg*, Erlangen; reprinted in the here following book of 1985;
- (1984): Archaische Wörter und Sachen des Wallfahrtswesens am Zionsberg, *DBAT* 20, 51-121; reprinted in the here following book of 1985;
- (1984): Ein neues Buch zu einem alten Streit, (A review on Koranics), *ZRGG* 36, p. 59-67;
- (1985): *Sprache und Archaisches Denken. Neun Aufsätze zur Geistes- und Religionsgeschichte*, Erlangen, 2nd enlarged ed. Erlangen 2005, 274 pp.;
- (1985): Ein neues Paradigma für die Entstehung des Islam und seine Konsequenzen für ein Neues Paradigma der Geschichte Israels, published in the book of 1985 here above cited, p. 193-226;
- (1988): Noch eine Habilitationsschrift zur Koranwissenschaft! (Review of Karl Prenner, *Muhammad und Mūsā*, Altenberge, *DBAT* 25 (1988), 237-241;
- (1995): Preconditions for the Scholarly Criticism of the Koran and Islam, with some Autobiographical Remarks, *Journal of Higher Criticism* (JHC) 3 (1995), p. 73-109;
- (1995): Semitisch »Repha'im und »Teraphim« sowie griechisch »Orpheus«, *Zeitensprünge* 7 (1995), p. 31-35;
- (1995): Europäische Investitur und archaisches semitisches Maskenwesen, *Zeitensprünge* 7 (1995), p. 432-449;
- (1999): Das Blutrecht (die Blutrache) der archaisch-mythischen Stammesgesellschaft, *Zeitensprünge* 11 (1999), p. 217-227;
- (2000): Das Problem »Hebräer«, *Zeitensprünge* 12 (2000), p. 180-193;
- (2000): A new Paradigm for the Rise of Islam and its Consequences for a New Paradigm of the History of Israel, *JHC* 7 (2000), 23-53;
- (2003): *A Challenge to Islam for Reformation. The Rediscovery and reliable Reconstruction of a comprehensive pre-Islamic Christian Hymnal hidden in the Koran under earliest Islamic Reinterpretations*, (Motilal Banarsidass Publishers, mlbd@vsnl.com) Delhi 2003, LVIII + 580 pp.;
- (2005): The Passover Lamb and the Hyena, the old Arab „Mother of Blood Vengeance“, translated from German by A. Savchenko/Kiew, *JHC* 11/2 (Fall 2005), p. 24-38);
- (2006): The last Passover of Jesus and its Reinterpretation, translated by Michael Conley, *JHC* 12/1, p. 91-110
- (2007): Preußen von gestern und der Islam von morgen; in *Aufklärung und Kritik* Sonderheft 13, p. 291-310
- (o.J.): *The Unique Pearl. Famous Poem of Suwaid ibn Abi Kâhil al-Yaskuri (±600 CE) [Verses 61-108], Exemplary Case of Islamic Reworking and Reinterpretation of an unambiguously Christian pre-Islamic Classical Poem still exactly recoverable*, 302 pp., forthcoming

Dank gilt Georg Batz als Herausgeber von *Aufklärung und Kritik*, der Mitgliederzeitschrift der *Gesellschaft für kritische Philosophie (GKP) Nürnberg*. Er hat den Nachdruck des dort erschienenen Artikels [Lüling 2007] hier in *Zeitensprünge* gestattet.

Zum Autor

Günter Lüling (* 1928) war familiär schon orientalistisch vorbelastet: Ein Vorfahr Theodor Lüling (* 1762) war preußischer General und Gesandter an der Hohen Pforte in Istanbul, der Vater Gerhard kämpfte als preußischer Offizier 1916–1918 im deutschen kaiserlichen Palästinakorps an der Seite der Türken und war von 1925–1935 Mitarbeiter des deutschen „Hilfsbunds für christliches Liebeswerk im Orient“, so dass Günter schon von Kindesbeinen an mit Muslimen aufwuchs. Und der international angesehene Berliner Orientalistik-Professor Hans-Heinrich Schaeder (1896–1957; seit 1931 Prof. in Berlin, seit 1946 in Göttingen) war ein beträchtlich älterer Vetter.

1936 Rückkehr der Familie nach Deutschland (Vater übernimmt eine protestantische Pfarrei bei Köslin/Hinterpommern). Entsprechend seinem Jahrgang wird Günter Januar 1944 Marinehelfer, seit März 1945 Panzergrenadier, Gefangenschaft. Seit Herbst 1945 Maurerlehre. 1949 Nachholung des Abiturs in Wolfenbüttel. Studium seit SS 1950: Protestantische Theologie mit Zweitstudium Klassische Philologie und Germanistik (theol. Examen Göttingen 1954); 1954–1957 Staatswissenschaften mit Zweitstudium Arabistik, Islamwissenschaft, Religionswissenschaften (1957 Dipl. rer. pol. Erlangen). 1961–1965 Dozent des Goethe-Instituts e.V. München, 1962–1965 Direktor des Goethe-Instituts Aleppo/Syrien. Seit Herbst 1965 Widerrufsbeamter und wiss. Assistent an der Universität Erlangen. Zum 31.12.1972 aus dem Hochschuldienst entlassen; Arbeitslosenhilfe, Rente ab 1991.

Email: Verlag-H.Lueling@t-online.de

„Wirklichkeit“

Robert Zuberbühler

*Wie sicher verankert ist das „Ich selber“? Wie nah verwandt ist unser mythologisches und sogar unser wissenschaftliches Glauben und Denken dem frühesten? Welche Spuren der Frühzeit reichen über Wege und Umwege bis zu uns, seit man **die Welt und sich selber als „Wirklichkeit“** irgendwie begreifen und verstehen wollte? Es sind mehr als wir vermuten, weil wir sie oft nicht als solche erkennen.*

Als Kind, heute noch wie einst, ist man zuerst einfach da und nimmt alle Umgebung als schlechthin gegeben (sich inbegriffen, kaum davon unterschieden). Man ist darin ganz befangen, und wird heute doch ein einzelnes Ich. Das Dasein gibt genügend ‚Stoff‘, um sich mit ihm zu beschäftigen. Bald interessiert dann das Vergangene als Herkunft, auch das Ich selber mit seinen vielen oft gegensätzlichen Strebungen, und die anstehende Zukunft. Selten geht man als Erwachsener weiter. Auch noch über das Erfahren und Erkennen an sich nachzudenken, scheint eher ein Luxus zu sein, ist erst sehr spät als Erkenntnistheorie eine eigene Wissenschaft geworden. Sie musste zuerst lernen, dass Erkennen und Denken tiefer wurzeln und komplexer gebaut sind als bloße Logik und Denkregeln, dass allein schon das *Wahrnehmen* eine eigene Wunderwelt des *wortlosen unbewussten Denkens* ist; musste akzeptieren, dass Träume, Phantasien, Ahnungen und Irrtümer notwendiger Teil des Nachdenkens sind, weil selbst das genaueste Wissen unabsehbar unvollständig ist, der Rest uns aber meistens genügen muss. *Lichtenberg* notierte sich dazu: *Sage nicht Theorie, sondern Vermutung.*

„Ich“

Irgendwann entstand das heute ausgeprägte und nun für uns und die halbe Menschheit so wichtige „Sich seiner selbst bewusst sein“, das sich der Welt so Ich-betont gegenüber stellt. In meiner eigenen Kindheit kann ich einen Schritt zum bewussten „ich bin ein Ich“ feststellen, wie es die Großen haben (ich weiß den Ort noch genau, aber nicht mein damaliges Alter). Damit entstand die Frage: Haben die Andern auch eine solche Erlebnisweise, wo alles rundum zu mir gehört? So wird *jenes unbewusste Eingebettetsein* einem überhaupt *erst bewusst*. Dass es vorher ohne „ich“ irgendwie anders war, aber nun nicht mehr recht erinnerbar, gehört ebenso zu diesem rätselhaften Übergang. Und doch lebt jenes Vorherige mitsamt unbekannt Uraltem still in uns

weiter, wir existieren und agieren in sehr vielen Beziehungen nur mit schwachem Bewusstsein von uns selbst, *oder auch ganz ohne*; wir könnten ja nicht einmal eine Straße überqueren, wenn nicht das Allermeiste von selbst bemerkt und gesteuert würde. **Dieses „von selbst“ ist das tragende Fundament unseres Lebens** – des von uns nicht bemerkten ohnehin, aber auch des ganz bewussten [„*Es denkt*“; Zuberbühler 2003]. So läuft unser Wahrnehmen, Erinnern, Vorstellen und Überlegen meist wortlos als fortwährendes *aufeinander bezogenes Unterscheiden und Vergleichen* ab, diesen zwei sich komplementär ergänzenden Urformen allen fühlenden Denkens – Urformen sogar des ‚unbelebten‘ Abstoßens und Sichverbindens der Atomteilchen.

Darum gehören zu unserem Erkennen der Wirklichkeit auch die Arten und Stufen des *Bewustwerdens*. „Wach“ und „seiner selbst bewusst“ ist aber nicht dasselbe, obwohl man es oft zusammengefasst mit „Bewusstsein“ bezeichnet. Wach sind wir schon als Kinder, alert und aufmerksam sind auch sehr viele Tiere. Das ist ein Zustand des ganz auf Gefühls- und Umwelt-Signale Reagierens. Seiner selbst bewusst sein hingegen richtet sich nicht nach den Signalen der Sinne, sondern nach etwas Neuem, dem „*Innen*“, man wacht über *seine Gedanken und sein Tun* als wäre man ein Anderer-und-doch-ich-selber. *Man kontrolliert sich*. Man kann nicht mehr einfach drauflos leben „wie die Tiere“. Dass man lernte „dass wir nicht Tiere sind“, ist auch eine solche Stufe, und dies wieder zu relativieren, gehörte auch dazu.

Um 1900 hat in Südafrika der Zoologe *Eugène Marais* das Verhalten freilebender Bärenpaviane erforscht, fünfzig Jahre bevor es für Wissenschaftler außerhalb der Zoos üblich wurde. Ihm fiel auf, wie genau diese Pavianhorden alles beobachteten, Neues sofort bemerkten und schlau auf Täuschungsversuche reagierten. Er wollte nun herausfinden, ob wir **Menschen** noch Reste gesteigerter Wahrnehmungsfähigkeiten haben. Er machte Experimente von *Hypnose* mit jungen Burenfrauen, d.h. mit *Ausschaltung ihres bewusst gesteuerten Wollens*. Er legte mit einem Blütenzweig eine unsichtbare Geruchsfährte über einen Tisch – die Probandin fand sie ohne Zögern. Er erprobte die Hörschärfe im Vergleich eines gleichbleibenden Zischens („Schlange“), das normalerweise auf 20 bis 30 Yards bemerkt wird – die Probandinnen hörten es im Abstand von 230 Yards; er machte auch entsprechende Experimente der Sehschärfe in der hitzeblimmernden Luft der afrikanischen Savanne.

Anscheinend *behindert* das bewusst zweckgerichtete Bewusstsein unsere Sinne, obwohl es uns so viel Anderes ermöglicht. Paart also Gewinn mit Verlust. Aber seit jeher gibt es die freischwebende ungerichtete Aufmerksamkeit, wie sie *Sigmund Freud* wieder erkannte und nun benannte, welche ermöglicht, noch *feinste Nuancen von Störendem, Abweichendem wahrzunehmen*. Die frühen Sammler und Jäger bedienten sich ihrer bei ihren Streifzügen

ungewollt und unbewusst, wie später nach ihnen die Hirten, welche die Vollständigkeit ihrer Herden nicht einzeln zählen mussten. Ihre Welt blieb die allen wohlbekannt, wo man auch ohne gespannte Aufmerksamkeit alles Unnormale sofort merkt. Ihrer bedient sich noch heute ein Orchester-Dirigent oder ein Maler, ohne das Wort Freuds zu kennen.

Ich nehme nun an, die ersten *Menschen* unterschieden sich von ‚tierischen‘ Vormenschen durch einen möglichen *Abstand* zum *automatischen Handeln auf Reize* (dem sog. „Instinkt“ – was immer das sei, denn da gibt es keine sichere Definition). Die moderne Gehirnforschung spricht lieber von im „limbischen“ Hirnteil gespeicherten unbewusst erworbenen und ererbten alten Erfahrungen samt den Reaktionen, und vom *nötigen Umschalten* auf die „vorderen Schläfenlappen“ *wegen Neuem und Wichtigem* (genau hier zeigt sich das oben erwähnte ‚Behindern der Sinne‘, aber nun positiv).

Noch vor den Neurologen suchte *Alfred de Grazia* [1987] *Homo Schizo I & II* Antworten zum *Wie* und *Weshalb* des auch von ihm bemerkten Umschaltens. Er vermutete, es sei als sekundenkleines Innehalten, Abstandnehmen (und dann Umschalten) entstanden, unter größtem Stress bei lang andauernden katastrophischen Umständen, *um die steuernde Kontrolle über wild divergierende Strebungen zu gewinnen*. Das unabsehbar weit reichende Ergebnis dieser Winzigkeit sei die Fähigkeit und die Qual, ansatzweise auch ohne Hilfe des „Instinkts“ eine neue Wahl treffen zu können resp. müssen. Noch lange ohne die Vorstellung von eigenem Ich und Selbstbewusstheit. Solche Ansätze zum selbständigen Beurteilen einer neuen Situation – eine spezielle Lernfähigkeit! – muss es auch bei Tieren mit gleichartigen Gehirnteilen geben (Affen, Elefanten, Krähen usw.). Wie beim heutigen Ich-Erkennen, war dieser ‚erste‘ Schritt zu Bewusstsein und Ich nicht mehr ganz rückgängig zu machen. Eine wahrhaft *zwiespältige* Gabe, wie wir nun wissen. *Die müssen wir seither bezahlen mit Zweifeln, Zögern, mit sich widersprechenden Gefühlen, Urteilen und Taten, und stetigem Beschwichtigen des Zweifels, auch mit blindem Aktivismus, realen Wahnsystemen, erfundenem Trost, Augen schließen – oder halt doch mit neuem Weiterforschen.*

Mit dieser Urbedingung zum Mensch-Sein sind wir aber nicht so einfach und vernünftig, wie wir uns gern sehen möchten. Deshalb änderte *de Grazia* unsere Gattungsbezeichnung in *homo sapiens schizotym* und bezeichnete damit nicht nur unsere mentalen Vorzüge, sondern auch unsere Verrücktheiten und inneren Widersprüche als normale, genuin menschliche. Schon allein die Möglichkeit der Hypnose zeigte ja, wie beeinflussbar und uns unbekannt unser Ich ist.

Vorzeit, Frühzeit

Meine skizzenhafte Übersicht – sowieso eher Streiflichter – will zu jener ersten Menschheit nichts Weiteres sagen und setzt dort fort, wo man in kleinen und größeren *nomadisierenden Sippen* schon über das unbewusst-bewusst vergleichende Denken und Handeln hinaus zum erste Werkzeuge erfinden und zum Feuer machen gekommen war, und gleichzeitig über das bloße Laute Von-sich-geben *zum Miteinanderreden*, wo das Erlebte mit emotional ähnlichem Laut gesagt und ähnliche Erlebnisse grad mit dem gleichen Silbenlaut bezeichnet wurden – *als erste Gleichnisse*. Naturgegeben ‚verdoppelt‘ ist ja schon die Erinnerung, mit der man nun *spielt*. Mit solch vergleichenden Übertragungen begann wahrscheinlich unsere spezifisch menschliche ‚Kultur‘. Weshalb man noch im heutigen Reden Spuren hört, die Verbindungen bis dorthin zeigen. Diese gibt es ganz direkt, denn ohne niemals unterbrochene Geburtenfolge gäbe es uns, Sie und mich und alle um uns herum nicht. So weithin und so nahe sind wir mit unbekannt vielen frühen Menschen verbunden.

Freilich tappen wir betreffs dieser Frühzeit sehr im Dunkeln, als wären wir in einer Höhle. Aber so fing schon unser individuelles Leben irgendwie an. Nur wussten wir es noch nicht, meine Mutter erzählte es mir später. Diese *Leibeshöhle* galt auch für jene fernen Vorfahren, soviel wissen wir auch aus der Sprachforschung *Richard Festers*, als die gleiche anfängliche, Leben gebende Höhle *wie bei allen ähnlichen Lebewesen*. Für unsere Vor-Voreltern sind darum die Höhlen, Bergrücken, dazu die Klüfte, der Spalt, die Quelle, der Brunnen das Gleichartige wie bei den Leben gebenden Frauen gewesen (noch bevor sie einen Unterschied Mensch-Tier machten), und das jeweilige Wort bezeichnete dann auch beide Leib- und Geländeformen (noch immer „Landzunge, Bergrücken“). Bis heute sind deshalb, etwas verwaschen und meist unbemerkt, *alle Sprachen untereinander verwandt in allen Worten, die von der Frau reden, von ihrer Leibspalte, vom Bauch, von Beginn, Geburt, Verwandtsein, Volk, vom Lieben, Kennen, Können und Gönnen, vom ganzen unmittelbar dazugehörenden Lebensbereich*. Im intimen Zusammensein dieser Sippen entstand wohl zwischen Mutter und Kind, vom Gefühlston her (*c'est le ton qui fait la musique*) aus hervorgestoßenen Lauten die *Muttersprache* (und nicht bei der Jagd, wo man sich lautlose Zeichen gibt). *R. Fester* hat sie mit Beispielen sehr vieler Sprachen nach Themen und Wortstämmen versammelt in *Protokolle der Eiszeit* [1974; speziell S. 140-202] und allgemeiner in *Urwörter der Menschheit* [1981].

Dies, und sehr sorgfältige neuere Grabungen in Wohnplätzen, lassen ernsthaft vermuten, dass die menschliche Frühzeit nicht Zehntausende von Jahren fern ist, wie sie seit fast zweihundert Jahren in unsern Geschichtsbü-

chern beschrieben wird und nun „sicherer“ wissenschaftlicher Glaube geworden ist [dazu Heinsohn 2003]. (Zu diesem Schluss kann man ohne den Glauben der Kreationisten kommen).

Seit die Zeichnungen und Malereien in den Höhlen Frankreichs, Spaniens usw. entdeckt und abgebildet wurden, versuchten Wissenschaftler und Laien sie zu deuten. Es sind aber lauter Vermutungen, wie Magie, Mehrung der Tiere, Wiedergeburtskulte, Initiationswege, etc., die eher unsere wissenschaftlichen Trends widerspiegeln. Wir reden so viel über sie, *weil* sie für uns stumm sind, Evokationen, Ausdruck von etwas Wichtigem, aber ohne Erklärung. *Wir wissen's nicht*. So darf man weiter raten: Man war ja wirklich im Leib der Erde, vielleicht schon „Erdmutter“, anderswo Patschamamma genannt? Waren ihnen **die Höhlen selber** ein selbstverständliches, wortlos vorgegebenes Gleichnis resp. Symbol? Mit ihren engen, oft gefährlichen Durchgängen, sogar durch Wasser (wie Tod und Geburt?) müssen sie eine wichtige Rolle im gemeinsamen Leben und Glauben jener Sippen gespielt haben. Das zeigt schon deren Einsatz für ein schwieriges Einkerbten, Zeichnen und Malen in schlecht erhellter Dunkelheit.

Diese nur durch lange Gänge erreichbaren Höhlen wurden anscheinend nicht bewohnt, wurden vielleicht nur zu bestimmten Zeiten und Zwecken besucht. Jedoch die eingangsnahen Bereiche als klimatisch geschützte Wohnunterkünfte und die Werkplätze unter Felsvordächern (Abriss) lieferten unseren Archäologen die sprechenden Funde ihres Sammler- und Jägerlebens, das ja meist Tageslicht brauchte. Die spätere, selbst gebaute Laubhütte und das Stangenzelt, dann das Haus, folgte dieser ersten Vorgabe, *Kammer mit Herd und Vordach*, noch später auch die ersten Tempel.

Frühe Menschen hinterließen Zeichen (wann war es? alle diesbezüglichen Zeitbestimmungen sind kontrovers). Jedenfalls war für sie neu, dass man durch Einkratzen usw. **selber Zeichen machen kann, welche für etwas stehen, die ,es' bedeuten sollen und ,es' doch nicht sind**. Es musste jene Verfahren überraschen, hatte nun mit eigener Schöpfung zu tun, sowohl als Erschaffenes wie als Können, galt fortan für plastisches Gestalten, für Zeichen als Symbole.

In ähnlicher Weise gestaltete man ‚das Gleiche und doch nicht das Gleiche‘ mit Gesten und Worten, als Pantomimen, Geschichten erzählen, Reime bilden, Singen, mit Bräuchen und Ritualen. Träumerisches Phantasieren eröffnete, wunderbar und zugleich gefährlich, den Zugang zu unendlich vielen virtuellen Nebenwelten. Die Menschen entfalteten sich in eine unabsehbare Zukunft von Erfindung – sie zogen sich selber am selbstgemachten Zopf fast wie bei einer Geburt aus sich heraus, damals schon „Münchhausen“, Spieler noch als Erwachsene, Fabulierer, Erfinder, Täter und Deuter. Da hatte sich etwas gelockert und wurde umgeformt, wurde neu erkannt und sogleich

verfestigt, wie bei allem Lernen. Noch immer ohne *bewusst* mit sich selber zu reden. *Sie wussten nicht, dass sie selber dachten, sie dachten eben wie alle anderen.* Eine notwendige Sicherung gegen das brisant Zweifelhafte dieser Gabe – anders zu denken wäre, wie versehentlich aus der Gemeinschaft zu treten. Nur erfahrene alte Frauen und Männer konnten *wirkliche Neuerungen* erwägen und billigen. Dass es aber deshalb angeblich Jahrtausende dauerte, bis unsere Ahnen z.B. abgesprengte Steinsplitter als Schneidewerkzeuge erkannten und vielfältig nutzten, sollte endlich als akademischer Schwachsinn kassiert werden. Solch schwache Sinne wären *damals* tödlich gewesen. Man erinnere sich an die Experimente von *E. Marais* und die Bärenpaviane.

Heimat und Anderwelt

Etwas deutlichere, detailreichere Zeugnisse haben wir durch erzählende Zeichnungen und überlieferte Mythen und Sagen von nachfolgenden *Stämmen von Pflanzern und Tierzüchtern*. Der stete Gang der Gestirne und das Wiederkommen der Jahreszeiten bezeugten ihnen die Beständigkeit ihrer Welt, gaben Sicherheit bei allen selbstverständlichen Beschränkungen und Veränderungen (aber erst, nachdem sie durch irgendeinen verstörenden Unterbruch die vor- und nachherige Regelmäßigkeit als solche erkannt hatten). Wie bisher war die unmittelbar nahe, allen gemeinsame Lebenswelt die eigentliche und einzige Quelle ihrer Erfahrung, ihres Wissens, Ahnens und Glaubens. Im Mittelpunkt stand selbstverständlich *das Leben und Fortbestehen der eigenen Gemeinschaft*, als ihr alle Generationen überdauernder Schutzverband. Denn die Menschen können nur zusammen mit andern wirklich ‚menschlich‘ existieren, sind notwendig Horden- und Herdenmenschen. Aus vermutlich sehr dringenden Gründen vereinigten sich die Sippen einst zu Stämmen. Und haben sich damit selber eingezäunt, mit festen Bräuchen und Regeln, was ‚man‘ tut oder unterlässt, ähnlich wie sie ihre Herden und Dörfer mit Dornhecken und Toren sicherten. *Der Hag* besteht nun auch im Fühlen, Denken und Handeln, *das Fremde* wird konkreter, wird gefürchtet und lockt, aber gehört mitsamt seiner Fremdheit immer noch zum eigenen Sein und Tun.

Der stärkste Schock im Miteinanderleben ist seit jeher *der Tod* eines nahen Menschen. Er war immer etwas furchtbar Tatsächliches, das der heilenden Tröstung bedurfte. Man fand sie in der offensichtlichen Ähnlichkeit der Enkel mit den verstorbenen Ahnen (Enichilin = Ähni kleiner), *in einer natürlichen Vorstellung von Wiedergeburt als zyklische Verkettung von Tod, Vergehen und ständig erlebter Wiederkehr*: Die ursprüngliche Weltansicht, einst überall verbreitet.

Unsere Ethnologen berichten, dass auch *das „Leben“ und der „Tod“, und damit das Töten*, einmal bewusst erkannt und dann rituell eingebrennt

wurden, um als Erwachsener zu gelten; etwa als „Kopfjagd“ [Jensen 1992, Kap. VIII]. Was in diesem Bewusstseinschock mitenthalten ist, dass das Lebende vom Töten eines andern Lebenden lebt, kann auch einen Jetztmenschen treffen, wenn er z.B., wie der Autor und seine Brüder, in der Familie eines Metzgermeisters aufgewachsen ist – oder ganze Generationen *im Krieg*. Schon sehr früh sind Versöhnungsriten mit erlegten Tieren archäologisch erkennbar, sind sogar wörtlich überliefert von sog. Urvölkern wie den Ainu Nordjapans, wo man den Getöteten versicherte, es sei nur aus Versehen geschehen. Dazu gibt es weltweit Erzählungen von Anführern der Jagdtiere, welche der Schamane anruft, um zu erfahren, wie viele Tiere zu jagen er erlaube. In unsern Märchen blieb dieser Anführer als „Türst“ bis heute im Gedächtnis.

Man erfuhr bei allem, was mit Tod und Leben verbunden ist, mit der eigenen heimischen Welt zugleich etwas ‚*Fremdes*‘ *Unsichtbares*, man nannte es *Anderwelt*, *bedeutungsvolle Zeichen gebend und alles Heimische umfassend*. Alle Völker hatten für diese Grunderfahrung Namen. Beispielsweise bei den mexikanischen Yaquis *tonal* für das Heimische und *nagual* für das absolut Fremde [vgl. Duerr 1978]. Durch diese unsichtbare Anderwelt hat jegliches Leben seinen sicheren Grund und Hintergrund (was wir heute abstrahiert und neutralisiert ‚Natur‘ nennen). Sie ist das eigentlich Mächtige, Waltende, Unerschöpfliche, aber auch Gefährliche, Tödliche, manifestiert sich als Geburt, Leben, Siechtum und Tod, als Zurücknehmend und Wiederkommend.

Sehr bald will man sich doch ein Bild vom Unsichtbaren machen. Es ist dann jene Welt, wo die Drei Ewigen Mütter wirken und weben, wo die Elfen, Riesen und Zwerge wohnen, wo die Ahnen warten, um nur wenig gewandelt als Enkel wieder geboren zu werden. Sie ist ursprünglich wohl auch die nächtliche Traumwelt, wo uns die Toten weiterlebend besuchen, und die ahnungsvolle Tagtraumwelt, wo einst großmächtige Tierwesen und Urahn – keine „Götter“! – den Menschen als hilfreiche Gaben die Nutzpflanzen brachten. Sie ist es, welche die Quellen und Brunnen speist, Kräuter, Sträucher und Bäume wachsen macht, Samen und Früchte gibt, Fische, Vögel, Wild und Menschen gedeihen lässt. Sie ist das Wandern und Wenden der Sonne, des Mondes und der Sterne, *ist und umfasst* das gesamte Leben und Vergehen. Ist spürbar und doch ungreifbar auch das, was mit und zwischen allem ist, was wir heute isoliert Proportion, Relation, Wesen, Sein nennen. Etwas *noch* außerhalb der Heimischen und Anderwelt Bestehendes war schlicht nicht vorstellbar.

Bis in unsere Zeit bekannt sind ihre heiligen Quellgründe, auch wo man von ihr selber nichts mehr weiß. Eine Wegstunde von meinem Wohnort, am Rand eines großen Rieds (jetzt der Airport von Zürich), wo der östliche Hügelzug an seine Ebene grenzt, stößt aus dem Lehmgrund eine Quelle und bildet einen kleinen, von Binsen umstandenen Weiher. Im klaren Wasser sieht

man rund um ihre winzige Mündung heraufgespülten feinen goldgelben Sand. Es ist *s'goldig Tor*, von alters her so genannt. Aus dunklen Zeiten als Märchen überliefert, glaubte man durch den Brunnen hinab in die Anderwelt, z.B. zur Frau Holle zu kommen und wieder zurück in die Unsrige. Hinweise der Anderwelt beachtete man genau. Bei der Landnahme in Island warfen die Norweger ihre hölzernen Ahnenbildsäulen vom Boot aus ins Wasser, und wo diese hinschwammen, landeten sie selber und bauten ihre Höfe.

Heimische Welt und Anderwelt wurden selbstverständlich kultisch verknüpft. Überall errichtete man die Gräber auf den Riesenleibern der Anhöhen, ausdrücklich jedem Mutterleib gleichend in der Form von weiblichen Tieren mit ausgestreckten Beinen oder als runder, hochgewölbter Bauch, der Eingang als Vulva und die Höhle als Uterus der Wiedergeburt [Lüling 1984, 12 ff.]. Solche Anschauungen schockierten prude Völker und Forscher, weil die Symbole, Sprechweisen und Handlungen ungescheut und anschaulich vom Geschlechtlichen reden. Dieses *ist* das ganz ursprüngliche, beidseitige und ewige **Erkennen**, wie es in der Bibel, aber bereits einseitig patriarchalisch heißt: „Er erkannte sie“. So bedeutete den Juden auch die Kipa, das Käppchen, der Hut ganz direkt die *Amnionshaut der Geburt* als Herkunft aus der Mutterfamilie (darum, und noch aus anderen, späteren Gründen, ziehen sie nicht den Hut zum Gruß). Analog zu dieser Haut besagte – damals überall verstanden – jemand unter seinen Mantel nehmen *dessen blutmäßige Adoption*, wurde bis ins Christliche übersetzt zur Schutzmantelmadonna, hat als Zugehörigkeits-Zeichen direkte Ausläufer *in Stammestrachten und allen Arten von Uniformen und rituellen Einkleidungen*. Frühere Denkweisen stehen unerkannt, wie unter einer Tarnkappe mitten in unserer Gegenwart. Sind z.B., wie die Vulva jener Höhengräberzeit, überliefert als „sakrale“ Form des rund- oder spitzbogigen Kirchenportals, und *wir* wundern uns noch, dass bei einigen romanischen Kirchen eine sog. Wassernixe mit gespreizten Beinen über oder neben dem Portal sitzt. Nur bloß symbolisch deuten wir den Innenraum des (jetzt) Gotteshauses als Leib. Aber die Krypta ist immer noch eine Höhle, mit Säulen statt Stalagmiten, und birgt die wirklichen oder angeblichen Gebeine des heiligen Ahnherrn / der Ahnfrau der Oberkirche, die hier ihrer *Auferstehung* warten. Bei den Gräbern, oder wie früher in ihnen selber, versammelt man sich noch heute, wenn man den Ahnen nahe sein will. Und selbst die bedeutungsvolle Bemalung von Wänden und Decken gibt's noch immer, freilich aus ganz anderen Intentionen: Unsere Kirchen und Versammlungshallen sind offensichtlich Höhlen und Höhlengräbern nachgebaut, in warmen Ländern vielleicht als Laubhütten und Zelt pavillons. Die oft nicht leicht identifizierbaren ‚survivals‘ alter Kulturen und Lebensweisen.

Wir dürfen uns jene Vorfahren, mitsamt ihrem taghellen Traumdenken, als durchaus realistische, auf ihre gesamte Umwelt gerichtete Leute vorstel-

len, mit einem entsprechend intensiven eidetischen Gedächtnis (der Zürcher Zoologe *Hans Kummer*, Erforscher der Mantelpaviane in Südarabien und Eritrea, erzählte mir, dass ein aufgeweckter Beduinenjunge mehr über Wüstenpflanzen wusste als der Botaniker seines Teams). Unsere Ahnen kannten ihre nahe Welt genau bis in jedes lebenswichtige Detail, sie hatten auch allen Grund dazu! Darum haben sie sich trotz Angst und Grauen die andere Welt als untrennbaren Teil ihrer eigenen und wie ihre gedacht, und (durchaus richtig) das Mögliche, Wunderbare, Zufallende, unaufhörlich Hereinkommende, Anderweltliche damit verbunden. Uns vermittelt durch ihre Gleichnisse, Märchen, Erzählungen, Analogien und mundartlichen Sprachformen. Durchaus verständlich und lebendig lebt die Redeweise jener Vorzeit weiter. Unsere Großeltern sagten nach der Geburt vom flachen Bauch der Mutter „De Ofe isch zämeffalle“. **Haus und Bett, Herdfeuer und Mutterleib** gehörten noch lange zusammen als untrennbar Eines, später als Bereich der Herrin – erst nachher gemeint als Verbannung der Frauen vom öffentlichen Leben. Doch noch immer sagen wir „Hausfrau“, und die Engländer nennen deren Gatten bloß „husband“.

Manche Kinder erzählen phantastische Geschichten, welche von allzu gescheitern Erwachsenen als Lügen bezeichnet werden. Solche Kinder kennen den Unterschied von Vorstellen / Erleben noch nicht, alles ist erlebt. Dies lässt vermuten, dass das Bild einer Anderwelt ebenso in den damaligen Erwachsenen entstanden ist, welche erst sachte anfangen, Traum von Nichttraum zu scheiden, jedoch immer noch ohne ihn abzutrennen. Das Fremde als Eigenes erkennen, gilt selbst heute noch als weise.

Andere Schwierigkeiten, unsere Vorfahren zu verstehen kommen davon, dass wir die Denkweisen jener Zeit fast nur an übrig gebliebenen Resten von Volkstum ablesen und rekonstruieren können, welche *nach* der (im nächsten Abschnitt beschriebenen) turbulenten, alles aufwühlenden sog. Bronze- und Eisenzeit auf uns gekommen sind, aber durch sie grimassenhaft verzerrt und verquält wurden. Noch mehr entfremdet hat sie uns dann unsere heute vorwiegende, bewusst wissenschaftlich analytische, „zerlegungsweise“ Seh- und Denkart (betrachten Sie nur schon die Buchstabenschrift!), statt der sie stets komplementär ergänzenden, ebenso nötigen, anschaulich vergleichenden „gestaltweisen“ (*H. v. Doderer*). Seither sind als *survivals* die noch zeitlich nahen kleinen und größeren Gruppen von sog. Wilden, aber auch das gewöhnliche Volk, unsere fast einzigen Informanten für frühes Denken, Handeln und Glauben. Wohl deshalb hat *G. Lüling*, statt von Stämmen zu schreiben, das viel allgemeinere *archaisch* gewählt, das bis in unsere Zeit reicht.

Die Welt der Sippen und frühen Stämme wurde als Goldenes Zeitalter erinnert, sie ist vielleicht nicht so dick vergoldet worden wie manche meinen

– vom Früheren wissen wir aber zu wenig. *Sicher ist nur, dass der Frühmensch mit aller Panikanfälligkeit, allem Zweifeln, rationalem Denken und seeligem Glaubenwollen in uns steckt und nie verschwinden wird, weil genau diese Mischung unser eigentlich Menschliches ausmacht. – Das nun Folgende ist von Gefahr und Gewalt geprägt, aufbewahrt in unsern Religionen und Denksystemen bis zu unserem wirtschaftlichen Wettbewerb, samt zugehörigem Verdrängen des damaligen Grauensvollen und damit Zwang zum Wiederholen.*

Beides zusammen wirkend ist wahrscheinlich das von Velikovsky [1985] vermutete halb unbewusste „Kollektivgedächtnis für Katastrophen“.

Spaltung – Diesseits und Jenseits

Ein *tiefer Bruch* trennt die Heimische mitsamt ihrer Anderwelt von der nachfolgenden voller Kampf und Krieg. Aus ahnungsreicher Einheit wurde schmerzvolle Zerrissenheit, aus bergender Höhle feuriger Höllenrachen. Die Sicherheit des lange fast ewig Gleichen zerbrach. Aus dem hebräischen Wort *chaos* für den weiblichen Schoß als geglaubtem Urgrund der Schöpfung, wurde das *totale Durcheinander* vor dem Auftritt des männlichen Weltschöpfers Elohim-Jahwe. Der Bedeutungswandel ist kein Zufall, er passt exakt.

Denn es waren unheimliche Weltkatastrophen. Vermutlich größere und andersartige als die üblichen, wo Löss aus Kometen herabregnete. Weshalb nun alle Völker sich gezwungen sahen, neue Welterklärungen zu erfinden: So für erlebte Sintfluten, welche Tiere und Menschen verschlangen, für Riesenkometen mit giftigen Schweifeln und herab fallenden feurigen Steinen, für gewaltige Erdbeben, aufbrechende Vulkane, neue Berge, versinkende Küsten, auch *zugeschüttete Höhlen samt verschobener Polachse* [Fester 1974]. Im Trauma des Durcheinander erstanden „königliche“ Autoritäten. Sie erschufen in Angstphantasien anstelle früherer Tierahnen eine Welt von *furchtbar tödlich strafenden Göttern und Göttinnen in einem ungreifbaren himmlisch-unterirdischen Jenseits*. Seit dieser Göttergeburt regierten real auf Erden wie vorgestellt auf einer Jenseits-Bühne *hochfeudale Herrschaften*. Die Himmelsdrachen, Sphinxen, Greifen, Löwen, Adler, die krallenbewehrten Verderber und Räuber wurden ihre Wappentiere und verdrängten die alten Völkertotems. Im Kultbild der lange Zeit schrecklich strahlenden Ishtar (Kali, Isis, Venus etc.) verband sich neu und grässlich Anbetungslust mit Qual, Feuer und Tod.

Die königlichen Priester hörten ihre eigenen Gedanken-Stimmen halluzinatorisch als vom Gott gesprochene Befehle, sie erlebten ihr unwillkürliches Wollen und Denken als „Gotteswillen“. Derartige Gottnähe trennte die Hohen radikal von ihren Herdenmenschen. Diese hörten deren absolute Befehle, und gehorchten wie ringsum alle.

Bald demonstrierten große Tempelanlagen irdische Macht und göttliche Gewalten. Ein alle alten Formen sprengender Gigantismus brach aus. Aus früheren, bescheidenen Rückgaben an die Anderwelt, Ährengarben und stehen gelassenen letzten Früchten, wurden große Opfer für die Götter, blutige Loskäufe von Pestilenz und Unglück und schwere Tribute für die Herrscher. Die Relikte dieser Zeit sind in der unsrigen noch überall zu finden, in den Köpfen als Vorstellungen von seligem Himmel und ewiger Höllenqual und real als Bauwerke, Rituale und Kirchenlieder („Grosser Gott wir loben Dich, Herr wir preisen Deine Stärke. Vor Dir beugt der Erdkreis sich, und bewundert Deine Werke“). Manches wurde seitdem umgedeutet, wie z.B. die Kipa, nun als stets zu tragender *Schutz vor dem zerstörenden Schrecken des Herrn*, falls man unbedacht seinen eigentlichen Gottesnamen (*Jahwe*) ausspreche. Aber heute sieht man in Hut, Haube und Kopftuch fast nur den Wetter- und Sonnenschutz, außer bei Nonnen, Diakonissen und Muslimas, aber denkt sich nichts Weiteres dabei, bestenfalls „Kopftuchstreit“. Selbst unseren (anderen) Sinn von „unter die Haube kommen“ für Einheirat in die Mannesfamilie und Zeuge für Mutterschaft erinnert man kaum mehr.

Zuerst aus Bildern und Zeichen der Reichsverwaltungen entwickelt, nutzte man die *Schrift* auch als Geheimzeichen der Eingeweihten. Die Schreiber konnten mit ihr die Gebote der Herrscher und Priester überliefern. Auch Früheres den Nachfolgenden, womit die unfassbare Zeit sich noch erweiterte, aber das visionär Geahnte dogmatisch versteinerte.

In dieser ganz von Gewalt geprägten „Schwertzeit-Blutzeit“ glaubte man u.a. an die magisch zwingende Kraft von Ringen. Heute sieht man kaum noch deren ja keineswegs versteckte Unendlichkeit. Ihr Umschließendes, Bindendes, einst Gefolgschaft zu ringspendenden Fürsten erzeugend und zeigend, ist nun oft bloßer Brauch bei einer amtlich beglaubigten Heirat. Heute muss man erst wieder daran erinnern, dass die *Kanzel*, aus welcher unser Pfarrer predigt, zurückgeht über den mittelalterlichen Ambo, auf einen *Kessel (Cauldron)*, aber dieser verweist zurück auf die Höhle des Höhengrabes und damit auf die Leibeshöhle der Schwangeren. Wie man ihn z.B. in Vix (France) im *Grabhügel* einer keltischen Priesterfürstin gefunden hat, samt dem Wagen, auf dem er präsentiert wurde [Lüling 1984, 28 ff.]. Man kann sich die kleine Frau vorstellen, im mächtigen bronzenen, mit gefährdrohenden Gorgonen ornamentierten Gefäß auf einem (isolierenden?) Block gut sichtbar stehend, *Wahres singend sagend aus dem Jenseitigen* – dieses als innerhalb des Kesselbauches gedacht. Solche Wagen und das heilige, von göttlichen Kräften erfüllte Behältnis sind Pendants der Bundeslade der Juden. Im Umbruch jener Bronze- und Eisenzeit veränderte sich die alte Vorstellung von Mutterleib, Geburt, Höhle, Gefäß, und verband sich mit Kessel und Kasten auf Dreifuß oder Wagen und Schiff, nun mit Sterben, Gefahr, unsicherer Überfahrt ins Jenseits,

und um so nötiger Weissagung. Jenes Predigen wurde mit priesterlichen Kenntnissen ergänzt zu wirksamen happenings. Die Griechen gaben den dabei erschreckend erlebten, sogar tödlichen, offensichtlich auch in Erde und Himmel, in Felsspalten, Berghöhen, Gipfeln und Wolken enthaltenen Kräften einen Namen, den wir nicht mehr verstehen, außer wenn Autoren wie *De Grazia* [„*God's Fire*“; 1983] und *Crosthwaite* darauf zeigen: *El-ek-throunou*, etwa als „Gott aus dem Hochsitz“ zu lesen („el“ bei Michael, Gabriel, Satanael = Teil Gottes, Gottessöhne). Man erzählt uns das Märchen, *Thales* habe das Elektrische beim Spielen mit Bernstein entdeckt. Aber *Lichtenberg* erkannte die Verwandtschaft der elektrisch geladenen Leydener Flasche mit der Bundeslade. Elekthrounou ist kein bloßer Phantasiename, weil das Wort in einer Periode *planetarischer* Entladungen entstanden ist, die als Superblitze der Götter gedeutet wurden.

Erst damals – doch längst nicht allgemein – wurde die seit frühesten Zeiten gewohnte Erdbestattung ersetzt durch das Verbrennen der Leiche und Bergen der Asche in einem Gefäß. Jedoch auch hier muss es bis heute etwas Bauchiges sein! Das Feuer hingegen – zwar vergessen – erinnert noch immer an sein tödliches Fallen vom Himmel. So gemeinsam wie beim Höhengrab ist nur das Gräberfeld der Gewöhnlichen geblieben, aber das der Hohen, Befehlenden wurde solitär, imposant und im Innern reich ausgestattet. Immer noch bauchig gestaltet als Tholos, Hügel-Tumulus oder vertieftes Schachtgrab. Nur solche haben u.U. Wagen mit dem Wiedergeburt-Kessel (vornehme Priester einen symbolischen kleineren).

In Geschichten des walisischen *Mabinogion* werden Cauldrons aus einer Otherworld geraubt, welche nun *extreme Züge der Furcht und des Wünschens, des Todesgrauens und der Zauberei hat*. Wir kennen sie auch aus der Edda. Seitdem gab es die Hörsel im Berg der liebevollen Frauen, und die heilige Urschel fuhr mit ihren ‚Elfenjungfrauen‘ auf einem Schiff über Land, und noch immer repräsentieren Frauen Liebe und Wohlust in Faschings-Narrenschnitten oder Love Mobiles. Wikingerfürsten wurden für die andere Welt im Schiff begraben, das ja ein großer Bauch ist und im Englischen ausdrücklich *she* heißt. Das ‚Kirchenschiff‘ alter englischer Kirchen weist mit seiner Holzdeckenarchitektur symbolisch verkehrt darauf zurück. Und *last but not least*: Auch der christliche Gott wird in einer Stallhöhle geboren und erfährt seine Auferstehung aus der Grabeshöhle. Wie der Schriftsteller / Historiker *H. v. Doderer* grantig-grimmig sagte:

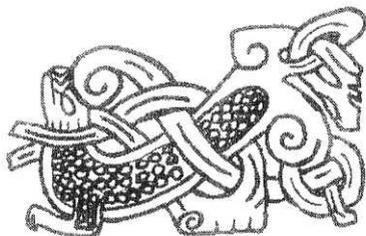
„Was sein muss, muss sein.

Und was nicht sein muss?

Das erst *recht!*“

Die überwältigenden Schrecken wurden mit Symbolen für weltbewegende Kräfte zu *bannen* versucht. Als Spiralformen, rund wie saugende Wirbel des

Wassers und der Lüfte, in Stein gemeißelt auf Torschwellen von uterusähnlichen Tempeln in Irland und Malta. Oder von Frauenhänden zu Teppichmustern gewobene und geknüpft Blitze, fliegende Drachen, Wasserbänder, Feuerberge, bis heute tradiert. [Mikolasch 1994]. Amulette als Schutzzeichen zeigen noch immer zugleich Gefahr und Rettung. Vom Gleichen reden die Tier- und Bänderverschlingungen auf keltischen Steinkreuzen der Isle of Man.



Götterdämmerung und neue Göttergeburt, Trümmerstücke und Konstruktionen

Im ‚letzten‘ Chaos der kämpfenden Planeten-Götter und Menschen, das bei uns im Westen als Troianischer Krieg erinnert wird, entstand unter großem äußeren und inneren Stress, mit den seltener werdenden Anweisungen der Götter (den bereits wankenden kollektiven Meinungen) ein notwendiges deutlicher Werden der *eigenen Gedanken* (zuerst in inneren Organen gespürt). Dadurch auch ein wacheres, als eigenes erkanntes, jetzt bewusst gewordenes Denken und zuletzt das selbstbewusste Ich. *Julian Jaynes* [1988] hat speziell diese Entwicklung in der *Ilias* bis zur *Odyssee* überzeugend nachgewiesen, und wie dabei erstmals *Leib und Seele* gedanklich und sprachlich „wirklich“ *getrennt* wurden. Religiöse Bewegungen und wissenschaftliche Theorien übernahmen solche Vorstellungen (und tradieren sie bis über unsere Gegenwart hinaus, etwa als „Materie und Geist“).

Als damals die Götter-Planeten anscheinend auseinander rückten, merklich ferner und kleiner schienen, und die einstigen „Irrläufer“, nun berechenbar regelmäßig umlaufend, die erlebbare Gewalt und ihren Schrecken einbüßten, sprach man aufatmend vom Himmlischen Frieden (ab hier Gunnar Heinsohn verpflichtet [1984; 1997; 2007, 238-244]). Die alten Religionen (und ihre Priester) verloren ihre Macht über die Menschen. Dieser Bericht ist darum auch einer über solche *Trümmer*, und er erzählt von alt-neuen *Konstrukten*, die oft beeinflusst waren von der gleichzeitig mit der Eigentümergesellschaft entstehenden gefühlsfreien *Formalen Logik*, aber dennoch die seelischen Bedürfnisse der Gläubigen stillen sollten.

In Hellas erinnerte man sich an eine weibliche Urmacht *Ananke*, welche jegliches Schicksal bestimmt, *also auch das der Götter*.

Die Gnostiker erfanden wegen der ersichtlichen und unbegreiflichen Einheit von Gut und Böse die Gestalt des furchtbaren *Abraxas*.

Nüchterne Griechen schrieben ein *Tetrapharmakon*: *Man solle den Tod, die Götter und den Schmerz nicht fürchten, und das Glück sei erreichbar*. Sie sagten: „Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens“ und meinten wohl nicht nur die menschliche, sondern auch die „göttliche“.

Mit beruhigtem Himmel entschloss sich *Jahwe*, seine nun machtlose göttliche Gattin Aschera/Venus zu verstoßen, und, dem Rat seiner Propheten und Leviten folgend, selber nicht mehr leibhaft/bildhaft vorstellbar zu sein. Die Opfer wolle er abschaffen, die Menschen nicht mehr wie Heuschrecken vertilgen. Seine Gebote passte er der neuen ich-bewussten patriarchalischen Eigentumsgesellschaft an und wurde folgerichtig *der Einzige Gott, ein Machergott der Welt*. Die Könige von Juda verboten die Anbetung der Aschera beim Sitzen in den Ahnengräbern der Höhen. Die Bundeslade zeigte nicht mehr die Marschrichtung der sich sowieso auflösenden Stämme an und verschwand still „nach Äthiopien“. Das gängige Notopfer des geliebten ersten Sohnes war nun auch für *Abraham* nicht mehr nötig. Aber das jüdische Opferverbot wurde der Grund des antiken Antisemitismus.

Doch mitten in dieser Götterdämmerung erstand durch den Missionar Paulus aus einem dem Stammesglauben verpflichteten *Messias Jehoschua*, ein neuer Gott als *Gottes Sohn Jesus*. Er habe, geopfert von seinem Vater, durch seinen Kreuzestod die Menschen von Tod und Sünde erlöst: Das war ‚sein‘ *neues Evangelium* (und Ursache der Feindschaft zwischen Juden und Christen – was christliche Theologen bis heute nicht begreifen wollen, denn es stellt ihr Evangelium in Frage). Der rachsüchtige Jahwe wurde so, aber mit gegensätzlicher Begründung, in beiden Religionen ein *Barmherziger Gott*.

Nun mussten die Priester seine tückische Versucher-Eigenschaft, den Engel seines Hohenrats *Satanael*, gänzlich von ihm abspalten und als *Bösen Gegengott* Luzifer, Feuergott, Diuful oder *Teufel* dramatisch in die tiefste Hölle stürzen, hinfort allein für alles Schlechte der Welt zuständig. Und mussten, stellvertretend für den zornig verdammenden Jesus der *Apokalypse*, den schönen Erzengel Michael als Weltenrichter, aber nun ordentlich mit Schwert und Waage einsetzen. Die christliche „Auferstehung“ nach dem Tod zeigt darum auf einen uralten Schmerz, den sie nur theologisch ‚heilen‘ kann. Mit Gottvater, Gottsohn, Gottesmutter und Heiligem Geist als Taube, samt Teufel, bleibt der abbildlose, einzige Gott ohnehin ein kaum befolgtes Gebot, das nur die *Juden* und *Mohammedaner* ernst nahmen.

Zuletzt, nach den Wirren der Völkerwanderung, prophezeiten sich die Germanen – vielleicht als Abgesang – mit *Ragnarök/Götterdämmerung* den

Untergang ihrer Wanen und Asen, der Frostriesen, Lokis, des Fenriswolfs und der Midgardschlange. Als Kinder sangen wir, ohne zu wissen dass es einmal ein christlicher Spottvers gewesen war: „Maikäfer flieg! Dein Vater ist im Krieg, die Mutter ist im Pommerland, Pommerland ist abgebrannt! Maikäfer flieg!“

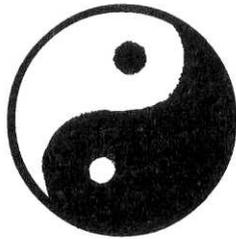
Manche Nichtgläubige wollten, damals wie heute, das Kindlein *Mythos* nicht mit dem Bad ausschütten. Ähnlich dachte der atheistische Vater von *Gregory Bateson*, der seine Söhne ermunterte, die Heiligen Schriften zu lesen, „damit sie nicht hirnlose Atheisten würden“.

Im Osten blieb die alte Götterwelt erhalten, aber daneben entstand ein immer noch anschauliches und durchaus klares Denken, jedoch ohne unsere gefühlsfreie Formallogik.

Buddha suchte und lehrte die Entflechtung von der Welt des Wünschens und Wollens, den Abschied von allem Töten und Tun, noch vor dem je eigenen Tod. – Seine Gestalt musste sich aber später eine quasi Vergöttlichung gefallen lassen.

Nachher entstand in Indien, systematisch entwickelt und strukturiert eine **Tantrische Wissenschaft**. Sie ist bei uns zu wenig bekannt (und ich getraue mich nicht, sie ohne innere Beziehung vorzustellen).

In China ging das Denken einen anderen Weg. **Lao-Tse** sah die alles umfassende ungreifbare *Bahn*, und im Gebiet des Menschen den *Rechten Weg*. Von Göttern keine Spur, abgesehen vom Verfälschten seiner späteren „Nachfolger“.



Doch wer das geniale **Yin-Yang Symbol** erfunden hat, weiß man nicht. Es zeigt schwarz-weiß den ewigdrehenden Weltwirbel, und ohne dabei die Paare zu nennen, *das Hell und Dunkel, Gute und Böse, Männliche und Weibliche, Leben und Tod, Gewinn und Verlust, Plus und Minus, als dynamische, bipolar komplementäre Einheit, wo beide immer einen Kern vom Gegenpol in sich tragen: Symbol des Menschlichen wie des Universums. Es verweist heute die Wissenschaften in Ost und West auf den natürlichen komplementä-*

ren Doppelbegriff, wo sich die Gegensätze jeweils gegenseitig erklären, als den einzigen wirklich wahren, selbstevidenten Begriff. Gegenüber welchem „Körper / Seele“, „Materie / Geist“ nur misslungene Konstrukte sind.

Das Ego-Ich

In jener Zeit entstand in Hellas (und seiner weiteren Nachbarschaft) die **Eigentumsgesellschaft**. Ihre offenen, freistehenden „dorischen“ Tempel, mit der viereckigen Phalanx von gleichen Säulen mit gleichem Abstand um Tempelschatz und Palladium unter dem gemeinsamen Giebeldach, repräsentierten die neue Polis und das Volkstheer der männlichen freien und gleichen Bürger. Mit ihr *verbreitete sich* das heute vorherrschende Seiner-selbst-bewusst-sein. Es ermöglichte später die bewusste Selbstverantwortung, neue geistige Innenwelten und religiöse Innerlichkeit, stärkte aktuell das zielbewusste Wollen und die rationale Tatkraft. Es gab dem Individuum mehr Glanz und Eigenwert. Es machte das Ichbewusstsein nötig, aber ebenso notwendig die extreme Ich-Perspektive des Egoismus zu einer Tugend. Wiederum ist Plus mit Minus erkaufte. Sobald ihre **Ökonomie** alltagsbeherrschend wurde, hat sie sich mit ihrem *unbedingten Primat der Erhaltung und Mehrung des eigenen Eigentums* als sehr sperrig für eine wirkliche Gemeinschaft erwiesen. *Unsere natürlichen, primärsten Bedürfnisse* können wir jetzt nur befriedigen, wenn wir uns *zuerst* dem Primat der Wirtschaft beugen („Geld verdienen und wieder ausgeben“). Dass sich derart gegensätzliche Strebungen vertragen müssen, prägt in schizophrener Weise unser Denken. Es ist ein institutionalisierter Zwang zu *gefühlsverdrängender Pseudo-Rationalität, wirksam bis in unsere Wissenschaften*. Die sollten ihre formale Logik genauer analysieren und dabei jene Mahnung Goyas beachten (nach der „Aufklärung“): *Der Traum der Vernunft gebärt Ungeheuer*.

„Wirklichkeit“ und „Realität“

Die modernen Wissenschaften haben mehr formale Verbindungen zu Heimscher und Anderwelt, zu Lao-Tse und zu Yin-Yang mitsamt Elekthronou (als bipolares elektrisches Universum), als zu den Weltreligionen der Bronze- und Eisenzeit. Zudem befragen sie jetzt **das Erkennen selber** (das gesamte, nicht allein das biblische).

Beginnen wir mit **Immanuel Kant**. Er sagte, dass wir von allem, was wir irgend erleben, erfahren und wissen oder worüber wir sprechen, *immer nur unser tatsächliches, vielfältiges, intensives oder vages Sinneserleben und unsere Worte dazu haben, aber nie die Sache selbst* (das ‚Ding an sich‘). ‚Es‘ weicht scheinbar immer zurück, zeigt ironisch auf uns selber. Aber da muss doch etwas sein!? Denn so weit wir forschend vordringen, enthält jeder Sach-

verhält immer noch unermesslich Unbekanntes, sprudelt Neues aus uner-schöpflichen Quellen. So bleibt jede Erkenntnis krass unvollständig. Auch unsere wissenschaftlichen Definitionen („*X ist*“) laufen ins Uferlose, denn wir müssen sie mit Namen und Beschreibungen von Vorgängen bestreiten, die eigentlich selber zuerst definiert werden müssten, mit ebenso definitionsbedürftigen Worten, in unendlichem Regress, also nie definitiv. Doch für unsere *Praxis* genügen meistens wenige Worte, um zu zeigen was man meint: Das Hinzeigen bleibt. „*Ein Ding ist eine unausdeutbare Deutbarkeit*“ (Hugo v. Hofmannsthal).

Es gab dann Leute – man nannte sie Solipsisten – die daraus logisch folgerten, ihre persönliche Welt sei die *einzig reale*. Sie fanden aber kaum Anhänger, was sie weniger verwunderte, als dass es *Gleiche* wie sie gab. Zur selben Zeit kamen aus Indien über die Zweiweg-Brücke der kolonialen Eroberung Einflüsse und Gedanken, dass die Welt *Einbildung*, „Maya“ sei.

Seit die auf Vernunft konzentrierte Theorie *Kants* durch Arthur *Schopenhauer* und Andere mit den *Empfindungen und Gefühlen* verbunden, entscheidend menschlich und darüber hinaus kreatürlich gültig wurde, erkannte man wieder quasi totemistisch-anderweltlich die weitgehende Identität von Tier und Mensch, was viele Christen erzürnte. Doch jetzt ließ man sich nicht mehr beirren, auch wenn man sich immer noch gern als speziellen *homo sapiens sapiens* sah. Diese stark überhöhte Stellung wurde seither sowohl gründlichst von der Weltgeschichte, wie theoretisch von *de Grazia* korrigiert.

Es sind die heutigen Gehirnforscher, welche das Denkergebnis *Kants* in etwas andern Worten definieren und auf Grund hinzu gewonnener Erfahrungen erweitern. Zum Beispiel geht Gerhard *Roth* in *Das Gehirn und seine Wirklichkeit* [1997] davon aus, dass wir in einer **alles einschließenden, aber nicht direkt fassbaren ‚Realität‘** leben (inbegriffen wir selber, also auch unser Körper), von der sich unser Gehirn, sehr vereinfacht gesagt, aus elektrischen Nerven-Signalen seine notwendig sehr beschränkte **Wirklichkeit konstruiert**. Zu den Werkzeugen und Ergebnissen der konstruierten Wirklichkeit gehören alle unsere Empfindungen, Sinneserlebnisse, Gefühle, Phantasien, Gedanken, Überlegungen, das Wissen und die Zeugnisse anderer Menschen und Zeiten (inklusive das hier Vorgetragene samt dem Schriftbild, Papier etc.), und selbstverständlich auch jeder Unsinn, jede Lüge oder Täuschung (ohne dass sie dadurch ‚wirklich wahr‘ werden, sondern wirkliche Täuschungen bleiben).

Zu dieser Wirklichkeit gehört auch das Erfahrungsbild, das wir uns vom eigenen Gehirn und den Nervenfasern und Signalen machen, ebenso was wir Ich nennen [Roth 328 ff.]. Man soll sich von diesem Paradox nicht verunsichern lassen. *Die Konstrukte sind nichts Willkürliches, denn sie sind verlässlich* [Roth, zitiert aus Zürcher Fernseh-Gespräch]. Sie sind wirklich, sind nicht „bloß“

Konstrukte. *Aber nur dieses Konstrukt steht uns zur Verfügung*, mit seiner ganzen Begrenztheit – und seiner ebenso unerschöpflichen Fülle. In der Umschreibung Gregory Batesons „Landkarten und Karten von Karten, aber nie das Territorium selber“.

Wir nennen es Wirklichkeit, weil es auf uns wirkt, *überall tatsächlich wirkt*, weil wir es gerade dadurch erkennen, prüfen, und selber drin vielseitig wirken können. Wohl deshalb wählte *Roth* dieses Wort. Man hört darin noch ein Bewirken und Werden. Während real und Realität eher das unbedingte Sein *markieren* – wie früher die „Anderwelt“. Wirklichkeit und Realität sind aber nicht zwei Welten, sondern unsere Wirklichkeit ist *der uns zugängliche Aspekt* der unendlichen Realität. Die *Postulierung dieser Realität* hilft, mit der irritierend paradoxen Situation umzugehen.

Wir stecken eben voll und ganz drin und sehen es nie von außerhalb. Aber bemerken mit Erstaunen: Der Konstruierende erlebt/erkennt sich selber und die ganze Welt durch seine eigene Erkenntnisstruktur hindurch. *Eingebettet in die an sich ungreifbare Realität, sind das Konstrukt und der Vorgang der Konstruktion samt dem es Konstruierenden von gleicher Struktur*. Was durchaus am bisherigen Weg des Nachdenkens liegt. Sagte doch zweihundert Jahre zuvor schon ein gewisser Dichter und Naturforscher: „*Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nicht erblicken*“. Was dies eröffnet, ist aber das Gegenteil aller simplifizierenden Reduktion, ist die Sicht auf unser *Inbegriffensein* in einen Kosmos von unerschöpflicher Kreativität, Wandlung und Umgestaltung, von Tod und Leben — weit, weit jenseits unserer Möglichkeiten, Ahnungen und Sinngebungen

Ein schwedischer Schriftsteller, im Boot über einen See rudern, mit seiner Labrador-Hündin im Bug, bemerkte, er möchte gern wissen was für eine Weltvorstellung sie wohl erschnuppere, höre und sehe. Jedes Lebewesen, auch jeder einzelne Mensch hat, bei vielem verlässlich Gemeinsamem, *seine eigene Wirklichkeit*, worüber wir uns zu unterrichten und verständigen suchen.

Vereinfacht und zusammengefasst gesagt, haben nach der Welterklärung von *Ewiger Wiederkehr* und dem nachfolgenden gewaltsamen *Göttertumult*, unsere *Wissenschaften* begonnen, die Sphären der Welt genauer zu scheiden, zu klassifizieren und begrifflich zu etikettieren (letzten Endes mit Metaphern und Umschreibungen). Ihr Generalthema ist die *gegenseitig zusammenhängende, direkte oder weitmaschige Determiniertheit alles Seienden*, womit sie sozusagen *Ananke* ersetzen. Hingegen das *Gute & Böse*, also *Abraxas*, wird ungern wissenschaftlich diskutiert, da die Resultate von divergierenden, individuell-souveränen Meinungen und Gefühlen abhängen. Darum versuchen Einige am Rande des wissenschaftlichen Geschäfts, statt gottgegebenen Moralregeln, eine begründbare menschliche Ethik zu entwickeln. Das *furcht-*

bar Schreckliche können sie nicht ausmerzen, aber blenden es hoffentlich auch nicht aus.

Doch der *Sinn des Ganzen*? Das war ja schon der Antrieb zu Kreationen wie Anderwelt oder Himmel samt Hölle. So wie wir seit je und überall nach *Zusammenhang und Ordnung* streben, ganz unwillkürlich, weil nur dies die Orientierung in der Gemeinschaft und Welt ermöglicht, samt Wählen oder Nichtwahl. Wir müssen es und können gar nicht anders, sonst bricht wieder *die Urpanik* aus. Überall suchen wir mit der *Ordnung* den Halt und den verborgenen Sinn (auch in diesem Aufsatz). Suchen ihn in Zeichen, in den Naturgesetzen, auch bei den Göttern und Gott, auch durch die Wissenschaften. Finden ihn aber *nicht mit letzter Sicherheit* und müssen ihn zuletzt in uns selber finden, in der von uns getroffenen Wahl, als gewähltes Glauben oder akzeptiertes Nichtwissen.

Und der *Tod*? – Er ist immer noch derselbe.

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
wer nie die kummervollen Nächte
auf seinem Bette weinend saß,
der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“

Die *Künste* standen und stehen der naiven Anderwelt näher als der theologisch fixierten Götterwelt (die hat sie eher als Hilfstruppe nötig). Sie finden fast von selbst den Weg dahin, wie *Mörike* mit der *Historie von der schönen Lau*. Sie treffen seit jeher am ehesten *den Ton*, welcher die unfassbare Realität in und hinter aller Wirklichkeit *spürbar* macht (doch nie erklärt), durch ihr stetes Übersetzen der Wirklichkeit in Gleichnisse aller Arten. Immer indirekt, wie es die Musik am mächtigsten vermag. Die Künste deuten bloß an, sprechen durch Masken des Wirklichen hindurch von der unfassbaren Realität – aber was will man, kann man überhaupt mehr als das? Wir bleiben doch stets in der zugleich beschränkt/unbeschränkten *Wirklichkeit*.

Literatur (Was wäre man ohne andere Autoren?!)

- Bateson, Gregory (1995): *Geist und Natur. Eine notwendige Einheit*; Frankfurt/Main
Crosthwaite, Hugh (1997): *A Fire Not Blown . . .*; Princeton N.J.
Duerr, Hans-Peter (1978): *Traumzeit. Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation*; Frankfurt /M.
Fester, Richard (1974): *Protokolle der Steinzeit. Kindheit der Sprache*; München
Berlin
- (1981): *Urwörter der Menschheit*; München
Gantz, Jeffrey (Hg., 1976): *The Mabinogion*; London
Goethe, Johann Wolfgang v.: *Harfenspieler*
Grazia, Alfred de (1983): *God's Fire. Moses and the Management of Exodus*; Princeton N.J.

- (1987): *Homo Schizo I & II*; Princeton N.J.
- Heinsohn, Gunnar (1984): *Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft. Eine sozialtheoretische Rekonstruktion zur Antike*; Frankfurt am Main
- (1997): *Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion*; Reinbek
- (2007): *Die Sumerer gab es nicht*; Gräfelfing
- (2003): *Wie alt ist das Menschengeschlecht?* Gräfelfing
- Hofmannsthal, Hugo v. (1959): *Aufzeichnungen*; Frankfurt /Main
- Jaynes, Julian (1988): *Der Ursprung des Bewusstseins*; Reinbek bei Hamburg
- Jensen, Adolf Ellegard (1992): *Mythos und Kult bei Naturvölkern*; München
- Kummer, Hans (1967): *Soziales Verhalten einer Mantelpavian-Gruppe*; Bern
- (1975): *Sozialverhalten der Primaten*; Berlin
- Lüling, Günter (1984): *Sprache und archaisches Denken*; Erlangen
- Marais, Eugène (1973): *Die Seele des Affen*; Esslingen
- Mikolasch, Hans-Peter (1994): *Textile Muster als Katastrophenerinnerung*; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (4) 99-115
- Mörike, Eduard: *Das Stuttgarter Hutzelmännchen*
- Roth, Gerhard (1997): *Das Gehirn und seine Wirklichkeit*; Frankfurt /M.
- Velikovsky, Immanuel (1985): *Das kollektive Vergessen. Verdrängte Katastrophen der Menschheit*; Frankfurt am Main
- Zuberbühler, Robert (2002): *es denkt. Fünf Variationen über G. Chr. Lichtenbergs Thema*; in *Zeitensprünge* (15 (1) 194-205

Robert Zuberbühler CH-8185 Winkel, Huserstr.1
 zuberi2@freesurf.ch

Der Hund, der Eier legt

Über den tatsächlichen Wert von Statistiken

Eine Rezension von R. Schumacher

Beck-Bornholdt, Hans-Peter / Dubben, Hans-Hermann (2006): *Der Hund der Eier legt. Erkennen von Fehlinformationen durch Querdenken*. rororo science Sachbuch Nr. 61154, 285 S, Reinbek bei Hamburg (vollständig überarbeitete und erweiterte Neuauflage vom November 2006)

Die mit dem Fischer-Appelt-Preis für hervorragende Lehrleistungen der Universität Hamburg ausgezeichneten Autoren haben sich in durchgehend sehr unterhaltsamer Weise einem speziellen Thema, der Statistik und ihrer Aussagekraft, angenommen, um unsere kritische Einstellung statistisch untermauerter Aussagen gegenüber zu schärfen. Wie uns allen bewusst ist, gibt es im wirklichen Leben nicht so etwas wie 'Die Wahrheit'. Es gibt nur Annäherungen an 'Die Wahrheit'. Wissenschaftler benutzen, um festzustellen, wie groß die Gefahr eines Irrtums ist, verschiedene statistische (mathematische) Methoden. Meist wird dabei eine Irrtumswahrscheinlichkeit von kleiner als 5% ($p < 0,05$) akzeptiert.

Wird nun untersucht, ob 2 Beobachtungen (z.B. die bekannte Beziehung von Kartoffelgröße und Intelligenz des Landwirtes) in einem regelmäßigen Zusammenhang stehen, so kann man das aufgrund des Datenmaterials aus vielen Messungen der Paare „Größe“ und der jeweiligen „Intelligenz“ berechnen. Um zu einer verwertbaren Aussage zu kommen, muss festgelegt werden, wie groß die Irrtumswahrscheinlichkeit für diese Annahme ist.

Meist werden diese $p \leq 5\%$ als Kriterium gewählt. Erweist sich diese Hypothese des bestehenden Zusammenhangs, dann bedeutet das nicht, dass sie „wahr“ ist, sondern dass sie in 5% der Fälle auch zufällig (vorgetäuscht) sein kann. Ob das Kriterium $p \leq 5\%$ immer Sinn macht, wird auf S. 58 ff. behandelt.

Das Problem explodiert in dem Moment, in dem ich nicht mehr nur 1 Beobachtung mit 1 anderen in Verbindung bringe, sondern 1 mit 100 (um im Beispiel zu bleiben: Kartoffelgröße mit Intelligenz, Rocklänge, Erdwärme, Zahl der Kinder, Hofgröße, Strumpffarbe...). Macht man dann die statistischen Berechnungen mit der Irrtumswahrscheinlichkeit von $\leq 5\%$, so werden sich bei den 100 Berechnungen nahezu zwangsläufig 5 signifikante, leider aber zufällige Korrelationen ergeben. Und wenn ich nun hergehe und die restlichen 95 nicht-signifikanten Korrelationen nicht nenne, sondern nur die 5 positiven, dann ist das Ergebnis nach außen zwar beeindruckend, entspricht

aber nicht den wahren Beziehungen zwischen den Messwerten, sondern nur dem Zufall.

Die Autoren machen dies sehr anschaulich im Kapitel „Das Genuesische Zepter“ klar, in dem sie die erstaunlichsten Zusammenhänge mit Naturkonstanten darstellen [S. 202-211]. Wer hätte gedacht, dass die Keilerei von Issos, das Geburtsjahr von Papst Johannes Paul II., die Einwohnerzahl am Timmendorfer Strand im Jahre 1990 und die Länge des Euro-Tunnels unterm Ärmelkanal auf demselben Gerät codiert werden konnten wie die Zahl π , die Lichtgeschwindigkeit c , die Gravitationskonstante oder die Elementarladung. Nur naive Positivisten können das Genuesische Zepter mit einem Nudellöffel verwechseln, wie er in unqualifizierter Weise von allen möglichen Haushaltsgeschäften feilgeboten wird...

Viele Beispiele der Autoren stammen aus beruflichen Gründen aus dem Bereich der Medizin, was jedoch nicht stört. Das gesamte Buch ist ohne Kenntnisse der statistischen Mathematik nicht nur lesbar, sondern sehr gut verständlich und überaus amüsant. Etwa die Anleitung, wie leicht man eine Gruppe von absolut unfallfreien Autobahnrasern gewinnt [S. 238] oder die globale Erwärmung nachweist [S. 87] oder den heißesten Tag der letzten 100 Jahre ... indem man Informationen unterschlägt, Daten verschweigt, Ergebnisse hinzudichtet, unausgewogen informiert, Fehler zweiter Art begeht, nicht-kausale Beziehungen konstruiert, Daten unzulässig gruppiert oder einen anderen von vielen möglichen Fehlern begeht.

Auch die Zeitenspringer können, wie dem Rezensenten aus einigen Artikeln der *Zeitensprünge* und auf dem letzten Treffen in Kassel klar wurde, davon durchaus profitieren. Sehr empfehlenswert, wenn nicht sogar ein Muss.

R. Schumacher, Mainz

Übrigens: Warum der Hund statistisch gesehen Eier legen muss, wird von Dubben und Beck-Bornholdt auf S. 216 f. erläutert ...

Die zwei Variablen bei einer Eklipse

Der Mond und die falschen Terminierungen der Finsternisse

Werner Benecken

In seinem Artikel „Zur Chronologie des Abendlandes“ berichtet H.-E. Korth [2006] über die aus alten Dokumenten abgeleitete Tatsache, dass sich die Erdrotation im Laufe der Zeiten verändert hat. Für die mehr als 2.000 Keilschrifttafeln aus Babylon mit teilweise astronomischen Texten des *British Museums* berichtet er:

„R. Stephenson hat diese Keilschriften für die genaue Rekonstruktion der Verschiebung zwischen Tageszeit und Uhrzeit aufgrund der Gezeitenreibung genutzt. Diese summiert sich im Laufe von zweieinhalb Jahrtausenden auf etwa 4 Stunden. Der Vergleich alter Berichte mit modernen Rückrechnungen erlaubt es, diese Zeitdifferenz auf Bruchteile einer Stunde genau zu bestimmen. Von besonderer Bedeutung sind dabei Sonnenfinsternisse, die selten auftreten, aber selbst ohne eine Angabe der Tageszeit anhand der Ortsabweichung ausgewertet werden können. Häufiger treten Mondfinsternisse auf, bei denen sich oft indirekt eine Zeitinformation findet (z.B. in der Form, dass der Mond schon teilverfinstert aufging). Ergänzende Informationen liefern die berichteten Planetenstände, ihre Sichtbarkeit sowie die sog. heliakischen Auf- und Untergänge, d.h. die Tage erst- und letztmaliger Sichtbarkeit.“ [Korth 164 f.]

Auch wenn Korth richtungsweisende Ausdrücke wie „früher“ oder „später“ vermeidet und nur in dieser Hinsicht neutrale Begriffe wie z.B. „abweichende Finsternisdaten“ oder „Zeitverschiebung“ verwendet, muss man annehmen, dass die von Stephenson für vor 2.500 Jahren geschilderten Ereignisse rund 4 Stunden verfrüht eintrafen, weil die „Gezeitenreibung“ als Ursache genannt wird.

Aber in der Erlahmung der Erdrotation den alleinigen Grund für das Rückwandern der Eklipse gegenüber heute auf der Zeitskala zu sehen, ist ein grundlegender Irrtum. Bei einer Finsternis müssen sich nicht zwei, sondern drei Objekte auf der Visierlinie einfinden, und wenn wir die Sonne als Konstante ansehen, dann gibt es nicht eine, sondern zwei Variable: die Erde bzw. den auf ihr befindlichen Beobachtungspunkt und den Mond. Dass die beiden Himmelskörper in den zweieinhalb Jahrtausenden sich bei der Veränderung in ein exakt harmonisches Positionsverhalten gegenüber der Sonne gefunden hätten, ist ausgeschlossen. Der Mond umläuft die Erde, die sich vom Innen-

verhältnis her gesehen nur dreht. Hinzu kommt, dass die Massen, die mit ihrer Trägheit allen Veränderungen entgegen wirken, im Verhältnis von rund 1 : 83 stehen.

Vollkommen hinfällig wird die 4-Stunden-Theorie unter einem anderen Aspekt, Seit einiger Zeit misst die *Physikalisch-Technische Bundesanstalt* (PTB) in Braunschweig mit der Atomuhr über eine Resonanz des Cäsiumatoms die Rotationsdauer unserer Erdkugel. Da eine durchgehende, wenn auch nicht ganz regelmäßige Verlangsamung festgestellt wurde, hat sie in Abstimmung mit dem *International Earth Rotation and Reference Systems Service* (IERS) zwischen 1972 und 2006 genau 23 Schaltsekunden eingefügt. Dies sind im Durchschnitt 0,68 Sekunden im Jahr [Schaltsekunde]. Die Ursache der Unregelmäßigkeiten ist m.E. in Bewegungen des flüssigen Erdkerns zu vermuten. Die 0,68 Sekunden pro Jahr ergeben in 2.500 Jahren eine knappe halbe Stunde (28,19 Minuten), und das steht in krassem Gegensatz zu Stephenson's rund 4 Stunden. Auch wenn vielleicht eine Vervielfachung der 33-jährigen Messdauer die 0,68 Sekunden relativiert, ist eine wesentliche Annäherung an die 4 Stunden wohl nicht zu erwarten. Aber die Terminierungen Stephenson's sind nur deshalb falsch, weil er allein die Erdrotation als veränderlich ansieht. Sie können zurecht gerückt werden, wenn wir den Mond ins Kalkül mit einbeziehen.

Es gibt zwei mir äußerst zweifelhaft erscheinende Veröffentlichungen, die sich mit dem Langzeitverhalten des Rotationssystems Erde-Mond befassen. Im Internet [Mond] ist zu lesen, dass sich unsere Tage um 20 Mikrosekunden pro Jahr verlängern. Das ist rund ein Hundertstel dessen, was die PTB gemessen hat und ein Achthundertstel von dem, was Stephenson annimmt. Dann heißt es weiter:

„Die Rotation der Erde wird dabei in Wärme umgewandelt, und der Drehimpuls wird auf den Mond übertragen, der sich dadurch um etwa 4 cm pro Jahr von der Erde entfernt. Dieser schon lange vermutete Effekt ist seit 1995 durch Laser-Distanzmessungen abgesichert. Hierdurch bedingt wird die Erde eines fernen (und langen) Tages dem Mond immer dieselbe Seite zuwenden (vgl. Gebundene Rotation). Der Mond wird dann doppelt so weit von der Erde entfernt sein wie heute.“

Die Umlaufdaten des Mondes gelten als eines der schwierigsten himmelsmechanischen Probleme, weil das Gravitationsverhalten Erde – Mond von anderen Einflüssen, insbesondere denen der Sonne überlagert wird. Die Annahme, eine kontinuierliche Distanzzunahme in der Größenordnung von Zentimetern messen zu können, ist für astronomische Verhältnisse geradezu lächerlich. Von einer Aussendung des Laserstrahles zur nächsten hätte man sicher sein müssen, dass nicht nur die Positionen von Sonne, Mond und Erde, sondern auch die anderer Planeten sich exakt wiederholt haben. Diese Voraussetzung

gen waren mit Sicherheit von 1995 bis heute nicht gegeben. Erst recht gilt das natürlich für Messungen, die im Rhythmus von Jahren erfolgt wären. Die Frage ist auch, ob nicht schon leichte tektonische Veränderungen in der Erdkruste den Abstand des Lasers vom Mond innerhalb eines Jahres – bezogen auf den Schwerpunkt der Erde – um einige Zentimeter verändert haben. (Bekannterweise gibt es nicht nur einen täglichen Tidenhub des Meeresspiegels und der Atmosphäre, sondern auch der festen Erdkruste, der im Bereich von 20 bis 30 cm liegt.)

Die ominösen „4 Zentimeter“ sind auch in einer anderen Veröffentlichung zu finden. Danach soll der Mond aus dem Zusammenprall unserer Erde mit einem etwa marsgroßen anderen Planeten entstanden sein. Diesem hat man der griechischen Mythologie entsprechend den Namen Theia als Mutter der Mondgöttin Selene gegeben. Aus der beim Zusammenprall entstandenen Trümmerwolke sei dann „innerhalb eines Jahres“ der Mond entstanden. Geologen wollen aus Mondstaubanalysen errechnet haben, dass dieses vor 4,527 Milliarden Jahren geschah. Es heißt dann weiter:

„Direkt nach seiner Geburt sauste der junge Himmelskörper bedrohlich dicht über die Erdoberfläche hinweg. 15-mal größer erschien der Vollmond damals am Nachthimmel. Durch seine Nähe zwang er die Erde auch – ähnlich wie bei einer Eiskunstläuferin, die ihre Arme anlegt –, viel schneller zu rotieren als heute. Ein Tag dauerte damals ganze fünf Stunden. Nur allmählich entfernte sich der Mond und bremste dabei die Erde ab. Die Tage wurden länger. Seine Abnabelung schreitet bis heute voran: Jedes Jahr driftet der Mond weitere 4 Zentimeter fort. Doch irgendwann in ferner Zukunft wird die Abbremsung der Erdrotation dazu führen, dass sich dieser Prozess umkehrt und der Trabant wieder näher kommt. Spätestens in einigen Billionen Jahren, wenn die Sonne nur noch als funzeliger weißer Zwerg am Himmel glimmt, wird der Mond sogar auf die Erde herabstürzen – und beide Himmelskörper werden, wie am Anfang, wieder vereint sein“ [Stampf].

Da die Umlaufbahn des Mondes eine Funktion des aus dem Zusammenprall der Planeten empfangenden einmaligen Impulses sein muss, sollte man annehmen, dass der notwendige Gleichgewichtszustand zwischen Zentrifugal- und Zentripetalkraft recht bald erreicht wurde. Schließlich haben unsere den Mond besuchenden Astronauten den Weg relativ schnell geschafft, obwohl sie mit einem vergleichsweise lahmen Raketenantrieb unterwegs waren. Wenn der von Jules Verne einmal beschriebene Abschuss des Raumschiffes aus einer Kanone praktikabel gewesen wäre, was dem einmaligen Impuls aus der Planetenkollision entspräche, dann hätte sich eine erhebliche Verkürzung der Reisezeit ergeben. Plausibler erschiene mir die Annahme, dass der Mond aus der schnell erreichten richtigen Umlaufbahn heraus sich seit mehr als

viereinhalb Milliarden Jahren an der Erzeugung der globalen Gezeiten abarbeitet und wegen des hierdurch entstehenden Energieverbrauches der Erde wieder näher kommt. Er wird aber nicht auf diese herabstürzen, weil die Sonne, zum „Roten Riesen“ geworden, zuvor alle nahe laufenden Planeten einschließlich Trabanten verschlungen hat. Doch rätselhafter Weise soll es anders gewesen sein. Der Mond hätte die Erde als eine Art Energiespeicher benutzt, aus dem er sich über alle Zeiten hinweg immer noch bedienen kann. Dies erscheint mir absurd.

In Abb. 1 ist ein Modell dargestellt, das mit irdischer Logik deutlich machen soll, wie der Mond bei Erzeugung der Gezeiten Energie verliert und deshalb auf eine erdnähere Umlaufbahn herabsinken muss.

Das Gehäuse G ringsherum ist ohne Belang und dient nur dazu, beim Betrachten der perspektivischen Bezug zu erleichtern. An dem fest im Boden verankerten Stab S, der mit seinem Ende die Erde darstellt, beschreibt die Kugel K – der Mond – an dem für die Gravitation stehenden Seil die gestrichelt dargestellte Umlaufbahn. Wenn wir uns die Sache im luftleeren Raum bei völlig reibungslos funktionierender Mechanik und einem vollkommen starren Stab vorstellen, bliebe der Umlauf der Kugel in aller Ewigkeit unverändert. Wenn sich jedoch der Stab unter dem Zug des Seiles in wechselnde Richtungen durchbiegt, was der verformbaren Erdrinde entspricht, dann wird er sich in Folge der dadurch entstehenden, inneren Reibung erwärmen. Der hierfür erforderliche Aufwand mindert die kinetische Energie der umlaufenden Kugel. Doch hier ist die Analogie mit der Wirklichkeit am Ende. Im Modell wird die Kugel am Seil, das sich in der Länge nicht verändert, tiefer sinken. Der Mond hingegen wird in eine erdnähere Umlaufbahn gelangen.

Der Mond bewegt sich in knapp 30 Tagen von West nach Ost um die Erde. Er ist mit seinem Umlauf der Erdrotation gleich gerichtet und nimmt mit seinem Aufgang im Osten nur scheinbar den umgekehrten Weg, weil alle 24 Stunden und 50 Minuten der Beobachtungspunkt auf der Erde den Mond überrundet. Er wird wegen des durch die Erzeugung der Gezeiten bewirkten Verlustes an kinetischer Energie uns – wenn auch nur sehr langsam – näher kommen. Hierbei müssen Zentrifugal- und Zentripetalkraft (F_z u. F_p) in Gleichgewicht bleiben. Die Formeln hierfür sind:

$$F_z = F_p = m v^2 / r \quad \text{und} \quad \omega = v / r$$

Hier ist „m“ die Masse „v“ die Bahngeschwindigkeit und „r“ der Krümmungsradius der Bahnkurve. „ ω “ ist die Winkelgeschwindigkeit.

Aus den Gleichungen folgt, dass sich die Winkelgeschwindigkeit erhöhen muss, wenn der Krümmungsradius kleiner wird. Da die Erdrotation schneller ist als der Mondumlauf, ergibt sich aus einer Beschleunigung des Mondes, dass der Abstand zwischen den einzelnen Überholvorgängen größer wird und sich in der Zukunft auf eine spätere Tageszeit verschiebt. Das gleiche, was für

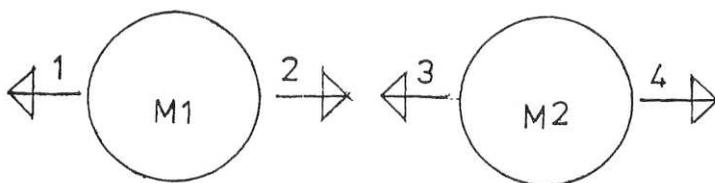
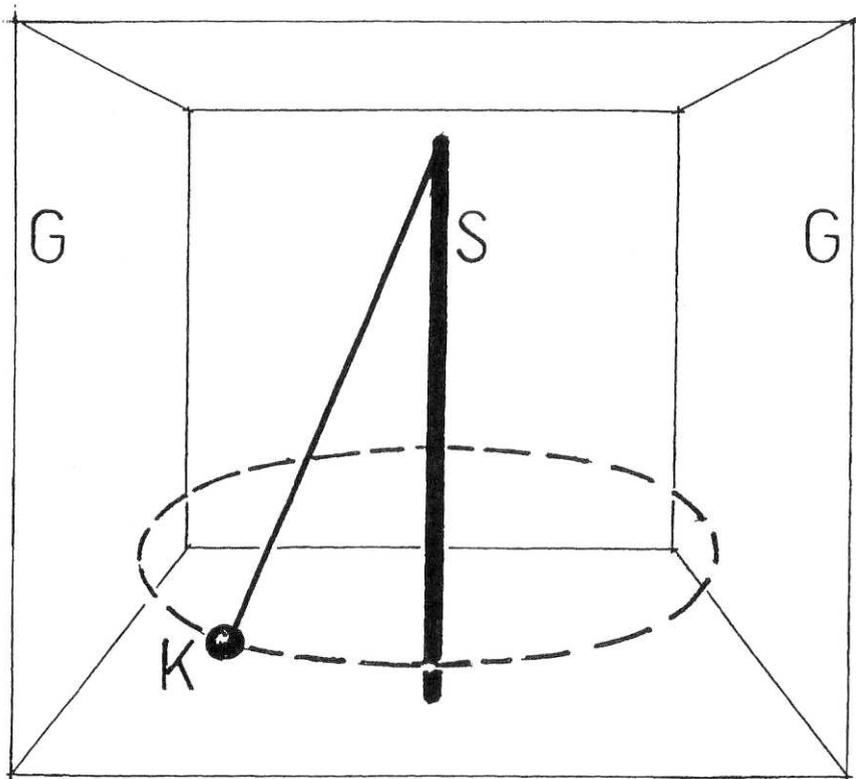


Abb. 1, Beschreibung auf S. 492 / Abb. 2 = Titelbild
 Abb. 3, Beschreibung auf S. 497

das Beschleunigen des zu Überholenden gilt, ergibt sich auch bei der Verzögerung des Verfolgers. Der Zeitpunkt, an dem beide auf gleicher Höhe sind, verschiebt sich in der Zukunft auf eine spätere Tageszeit. Beide Änderungen – die Beschleunigung des Mondes und die Verlangsamung der Erdrotation – wirken in die gleiche Richtung. Von der gesamten Zeitverschiebung geht wegen der m.E. nicht zu bezweifelnden Messungen der PTB eine halbe Stunde ‚zu Lasten‘ der Erde. Wenn die Zeitbestimmungen Stephenson's für Babylon vor 2.500 Jahren richtig sind, ergeben sich 3,5 Stunden für den Mond. Wegen des Massenverhältnisses von rd. 83 : 1 und der sich daraus ergebenden Trägheit muss dies nicht überraschen.

Was dem Mond als Reaktion auf die von ihm erzeugte Gezeitenreibung widerfährt, wird auch für die Planeten gelten, die die glühende Kugel der Sonne umlaufen. Wegen der im Vergleich zu unserem Mond in den meisten Fällen sehr viel größeren Massen werden die Veränderungen erheblich kleiner sein. Dennoch könnten sie, wenn über zweieinhalb Jahrtausende hinweg in Bruchteilen von Stunden gerechnet wird, eine Rolle spielen, in den Fällen, in denen Stephenson für seine Zeitbestimmungen Planetenstände berücksichtigt hat. Die „Ewige Wiederkehr des Gleichen“, an die Friedrich Nietzsche zuweilen dachte, gibt es hier nicht, auch wenn Ulrich Voigt [2005, 438] von einer alle 7.890 Jahre sich wiederholenden Sternkonstellation ausgeht und mit diesem „magnus circulus“ die Zeiten virtuos durchheilt.

Wenn die von mir getroffenen Feststellungen richtig sind, wäre den Keplerschen Gesetzen ein Faktor beizufügen, der in Abhängigkeit von der Verformbarkeit des Zentralgestirns bei den Planetenbewegungen über lange Zeiträume hinweg – in wie geringen Graden auch immer – die Ellipsen zu ellipsoiden Spiralen verformt. Keplers Beobachtungsinstrument war das einfache aus zwei konvexen Linsen bestehende astronomische Fernrohr. Unsere heutigen Hochleistungsteleskope lassen uns über riesige Distanzen in eine ferne Vergangenheit blicken.

Die Frage ist, ob die Spiralen der Galaxien (wie z.B. Abb. 2 = Titelbild [Beckwith 22]) in einem ursächlichen Zusammenhang mit dem Langzeitverhalten der Planeten und Trabanten unseres Sonnensystems stehen.

Zurück zum Mond.

Die schon oben erwähnten Laserdistanzmessungen werden je nach Quelle 1993, 1985 [Brosche 84 ff.] oder bereits 1975 [Meyers] begonnen. Die Unterschiede beruhen wohl auf mangelnder Trennung zwischen Beginn und Auswertung der Messungen, wenn es solche wirklich gegeben hat.

Brosche präzisiert insofern, als er für das Rücksenden der Signale auf dem Mond installierte „Retroreflektoren“ nennt. Da nicht anzunehmen ist, dass der für das Messen ausgewählte Reflektor im Fadenkreuz eines den Laser lenken-

den Zielfernrohrs erschienen ist, muss man denken, dass der seiner Natur nach scharf gebündelte Strahl sich doch soweit aufgefächert hat, wie es nötig ist, um ein doch recht kleines Objekt über mehr als 380.000 km Distanz zu treffen, wobei die Frage entsteht, ob bei der weiteren Ausdünnung der Strahlenintensität auf dem Rückweg noch ein auswertbares Echo übrig bleibt. Da sich aber mehrere Reflektoren da oben befinden sollen, kann man nicht sicher sein, dass das Echo immer über denselben empfangen wurde und vor allem, ob die Astronauten bei der Installation auf zentimetergenaue Höhengleichheit geachtet haben. Wie schon erwähnt, spielen auch die Planetenkonstellationen eine Rolle. Diese könnte man wahrscheinlich vernachlässigen, wenn es sich bei den Entfernungsdifferenzen um einige Kilometer handelte. Aber nicht, wenn es um Zentimeter geht.

Die Laufzeiten der Planeten um die Sonne unterscheiden sich stark. Dies sind – um nur die der benachbarten zu nennen – in Jahren:

Merkur 0,24, Venus 0,62, Mars 1,88, Jupiter 11,86.

Die Frage ist, wie viele Jahrzehnte oder vielleicht sogar Jahrhunderte vorgehen müssen, bis die Konstellation wieder so ist, dass für die Messdifferenzen der Einfluss der Planeten ausgeschlossen werden kann, wenn es um Zentimeter geht. Das einzig wirklich sichere an den Geschichten von den Laserdistanzmessungen zum Mond scheint nur zu sein, dass sie eine gute Reklame für diesen Wirtschaftszweig darstellen.

Brosche erwähnt auch die Erdrotationsmessungen durch Vergleich mit der Atomzeit. 1985 hält er aber die Dauer der Messungen seit 1972 für eine maßgebende Beurteilung noch für zu kurz, da er von „Irregularien von mindestens Jahrzehnten in der Zeitskala“ ausgeht. Wegen der wenigen Jahrhunderte teleskopischer Astronomie erscheint es ihm „hoffnungslos“, die säkularen Änderungen angesichts der Größenordnungen erkennen zu können [ebd. 84]. Nach den Messungen der PTB bis heute hat sich das Jahr durchschnittlich um 0,68 Sekunden verlängert. Die von Brosche genannten Zeitmessungen, die auf teleskopischen Beobachtungen der Merkurpassagen an der Sonne vorbei beruhen sollen, ergeben eine Vergrößerung der „Tageslänge um etwa 2 Millisekunden pro Jahrhundert“ [ebd. 71]. Dies ergibt – übereinstimmend mit Olaf Stampf – 20 Mikrosekunden pro Jahr. Verglichen mit dem Wert, den die PTB gemessen hat, ist dies hiervon etwas mehr als ein Hundertstel pro Jahr: 0,0073 Sekunden bei Brosche gegenüber 0,68 Sekunden bei der PTB.

Dass hier ein großer Widerspruch zu den Berichten über antike Sonnenfinsternisse besteht, ist auch Brosche aufgefallen. Er hat hierfür die Erklärung, dass es sehr starke Variationen in der Rotationsverzögerung der Erde gegeben habe und „der Effekt [...] über zwei Jahrtausende vier gute Stunden“ ausmache [ebd. 77]. Da die gleiche Zeitspanne auch von Stevenson – bezogen auf zweieinhalb Jahrtausende – genannt wird, ist es nahe liegend anzuneh-

men, dass sie miteinander korrespondieren. Dann läge beiden Überlegungen der gleiche Denkfehler – bei einer Eklipse nur von einer einzigen Variablen auszugehen – zu Grunde. In diesem Falle wäre das Verhältnis der verschiedenen Rotationsverzögerungszeiten sogar rd. 1 : 800, weil Stephenson von dem Achtfachen des Wertes an Erderlahmung ausgeht, den die PTB gemessen hat. Aber selbst wenn wir das beiseite lassen: Das 1 : 100 ist nicht durch Variabilität des Zustandes der Erde zu erklären.

Es scheint mir auch nicht fruchtbar, Fehler bei den teleskopischen Beobachtungen des Merkur in Bezug auf die Sonne zu suchen. Vielleicht ist die Lösung ganz banal. Da ist aus Versehen das Komma um mehrere Stellen verrutscht. So etwas kann ja passieren, wenn man Jahrtausende im Tage und Stunden und diese wiederum in Minuten und Sekunden umrechnen muss. Aber es gibt Trost. Wenn dreieinhalb Stunden an Zeitverschiebung auf das Konto des Mondes gehen, sind es nicht vier, sondern es ist nur eine halbe Stunde, für die laut Brosche eine Erklärung in „einem ganzen Zoo von physikalischen und teilweise noch ungeklärten Variationen“ [ebd. 77] zu suchen wäre.

Wir erfahren auch, wie es zu der kuriosen Vorstellung gekommen ist, dass sich der Mond vor einigen Milliarden Jahren dicht über der Erdoberfläche bewegt habe. Dies ergibt sich nicht – wie bei Stampf – aus der Entstehungsgeschichte unseres Trabanten, sondern folgt aus Überlegungen, die Robert Mayer 1848 angestellt hat:

„Seine Darstellung war im wesentlichen diese: Durch die Gezeiten wirkt ein Drehmoment zwischen Erde und Mond, das die Rotation der Erde verlangsamt und andererseits den der Erde abhanden kommenden Drehimpuls auf die Mondbahn überträgt. Nach Keplerschen Gesetzen weitet sich die Mondbahn aus – unter Verlängerung der Umlaufzeit. Das heißt, die wahre Winkelgeschwindigkeit des Mondes verringert sich sogar, wir haben eine Retardation, während die beobachtete Akzeleration nur auf die Ungleichförmigkeit der verwendeten Uhr – die Erdrotation – zurückgeht. Das Drehmoment wird dadurch erzeugt, dass die zwei Gezeitenberge, die die Reaktion der Erde auf die Gezeitenkräfte des Mondes grob schematisiert wiedergeben sollen, nicht genau in der Phase mit dem Mond mitkommen, sondern bezüglich der Rotation der Erde etwas zurückbleiben. Damit ergeben sich horizontale Kraftkomponenten, die ein bremsendes Drehmoment auf die Erde ausüben“ [Brosche 75 f.].

Da wegen der Gezeiten – angeblich durch Laserdistanzmessungen belegt – sich die Mondbahn ausweiten soll, muss sie es auch in der Vergangenheit getan haben. So ist der frühere geringere Abstand Erde-Mond keine originäre Erkenntnis, sondern das Ergebnis einer Rückrechnung. Brosche bemerkte auch, dass dies „drastische Folgen für die Erdoberfläche gehabt haben müssen“.

te, die aber von der Geologie nicht gefunden wurden“ [ebd. 71]. Er denkt aber, dass noch Rechenmodelle entwickelt werden, die diese Problematik vermeiden. „Nach Webb und Hansen kommt es nicht zu einem dramatisch engen Zustand Erde-Mond“ [ebd. 95].

Bei seinem Hinweis auf „tägliche Wachstumsinkremente in fossilen Korallen aus dem Devon“ vor fast 400 Millionen Jahren, die die andauernde Distanzvergrößerung von Erde und Mond bestätigen sollen, geht er davon aus, dass der

„Devon-Tag [...] nur etwa 22 Stunden lang [war], da sich die Jahreslänge aus himmelsmechanischen Gründen fast gar nicht ändert“ [ebd. 82].

Dies erscheint nicht zwingend. Da, wie ich annehme, der Mond sich der Erde annähert, ist zu vermuten, dass vor sehr langen Zeiten die Erde einen etwas größeren Abstand von der Sonne hatte, weil auch dort gezeitenähnliche Vorgänge wirksam werden können, und deshalb wegen der geringeren Winkelgeschwindigkeit beim Erdumlauf das Jahr länger war.

„Der wissenschaftlichen Fairness halber“ – wie Brosche extra betont – nennt er auch einige andere Theorien und solche, „die überhaupt keinen Drehimpulsaustausch zwischen Erde und Mond annehmen“. Auch schreibt er, dass „doch nur ein sehr begrenzter Erkenntnisstand erreicht“ ist [ebd. 85]. Er bemerkt weiter:

„In unserem Fall fehlte noch das genaue Verständnis des ‚wo‘, ‚wie‘ und vor allem ‚wie viel‘ des Drehimpulstransfers von der Erde zum Mond!“ [ebd. 86]

Ein Drehmoment entsteht, wenn wir etwa beim Radwechsel am Auto die Radmuttern lösen oder anziehen. Hierbei wirkt die Kraft unseres Armes auf den Hebelarm des Schraubenschlüssels. Ein Drehmoment ist definiert als Kraft mal Hebelarm. Die Gravitation hingegen ist vergleichbar mit dem, was man in der Mechanik als Normalkraft (Druck oder Zug) bezeichnet. Die Übertragung einer aus der Erdrotation entstehenden Kraft, die den Mond auf eine weiter entfernte Umlaufbahn befördern könnte, gibt es nicht, weil da kein Hebelarm ist, der durch den luftleeren Weltraum zum Mond hinausreicht.

Auch der Gedanke, die in gleicher Laufrichtung innerhalb der Mondbahn schneller rotierende Erdkugel würde – wie einst David seinem Geschoss mit der Steinschleuder – dem Mond Schwung geben, ginge in die Irre. Das von mir in Abb. 1 dargestellte „für die Gravitation stehende Seil“ ist ein in diesem Fall verwendbares Bild, wo es nur passiv wirksam die Zentripetalkraft darstellt, die die Kugel in die Kreisbahn zwingt. Dass aber kein aktiver Effekt wie bei Davids Schleuder erwartet werden darf, ist in Abb. 3 dargestellt.

Die zwei als Kreise dargestellten Massen im M1 und M2 befinden sich im Ruhezustand. Die durch Pfeile dargestellten Kräfte 1 bis 4 sind gleich groß. Es wäre verfehlt, sich die Kräfte 2 und 3 durch ein Seil ersetzbar zu

denken. Denn wenn M1 durch eine zusätzliche Kraft sich von M2 entfernte, würde letztere nicht etwa folgen, sondern in die Gegenrichtung entweichen, weil die von M1 auf M2 wirkende Gravitation abnimmt. Dies geschieht sogar potenziert, weil eine Verdopplung des Abstandes die Anziehungskraft auf ein Viertel reduziert. Bei einem Anstoß in Richtung auf M2 würde es zu einem Zusammenstoß der beiden Massen kommen.

Am Rande ist zu bemerken, dass die Abb. 3 einen rein fiktiven Zustand darstellt, der – wenn überhaupt – wegen seines labilen Gleichgewichtszustandes im Weltraum nur eine äußerst kurze Existenz gehabt hätte. Wenn auch keine gleich bleibenden, so doch periodisch sich wiederholende Zustände von relativer Stabilität finden wir nur da, wo Zentripetal- und Zentrifugalkraft sich die Waage haltend ein um den gemeinsamen Schwerpunkt rotierendes System verschiedener Massen bilden. Bei von außen kommenden begrenzten Störungen resultiert kein Auseinander- oder Zusammenfallen der Einzelteile, weil durch Veränderung der Winkelgeschwindigkeit das Gleichgewicht der Kräfte erhalten werden kann.

Die Lösung des Gezeitenproblems kann nur in einer Veränderung der Anziehungskraft gefunden werden, die aber nicht als eine das Drehmoment übertragende Stange oder ein den Schleudereffekt erzeugendes Seil gedacht werden darf.

Um die Erklärung allgemein verständlich zu machen, bedarf es der graphischen Darstellung, und hier tritt ein Problem auf. Weil die Änderungen des Mondumlaufs so gering sind, können nur gigantische Übertreibungen die Sache deutlich machen. Der Gewinn an Wegeszeit des Mondes durch den Verlust an Höhe von dreieinhalb Stunden innerhalb von 2.500 Jahren ist ja fast nichts. Auch würde eine proportional richtige Darstellung hinsichtlich der Größe und des Abstandes der Himmelskörper – wenn Einzelheiten deutlich werden sollen – auf keine Buchseite passen. Um die Komplexität der Darstellung in Grenzen zu halten, wird auch angenommen, dass – im Gegensatz zur Realität – der gemeinsame Schwerpunkt der beiden Himmelskörper der Mittelpunkt der Erde ist. Die Wirkung der Sonne ist ausgeblendet. Die Gleichgewichtsflut ist so dargestellt, als ob die Erde überall in gleicher Höhe von Wasser bedeckt wäre, und der Winkel zwischen den Richtungen auf den Mond und dem Maximum der gegenüber dem Mondumlauf etwas zurückbleibenden Flutberge ist willkürlich angenommen und wie alles andere im Maßstab übertrieben. Die Situation ist in Abb. 4 dargestellt.

Trotz der geschilderten Vereinfachungen bleibt die Sache verwickelt genug, weil für das Nachlaufen der Flutberge die relativen Bewegungen von Erde und Mond entscheidend sind. So eilen diese der wirklichen – der Erdrotation gleichgerichteten – Bewegungen des Mondes ein wenig voraus, und das

Zurückbleiben entspricht der von uns immer zu sehenden Scheinbarkeit, wo das Nachtgestirn im Osten auf- und im Westen untergeht.

Des Rätsels Lösung ist folgende: Der mittlere Abstand des Mondes von der Erde beträgt 384.405 km. Der Erddurchmesser am Äquator hat etwas mehr als 6.378 km. Aus diesen Daten ist zu errechnen, dass der dem Mond zugewandte, aber etwas zurückbleibende Flutberg diesem rund 1,8 % näher liegt als der gegenüberliegende.

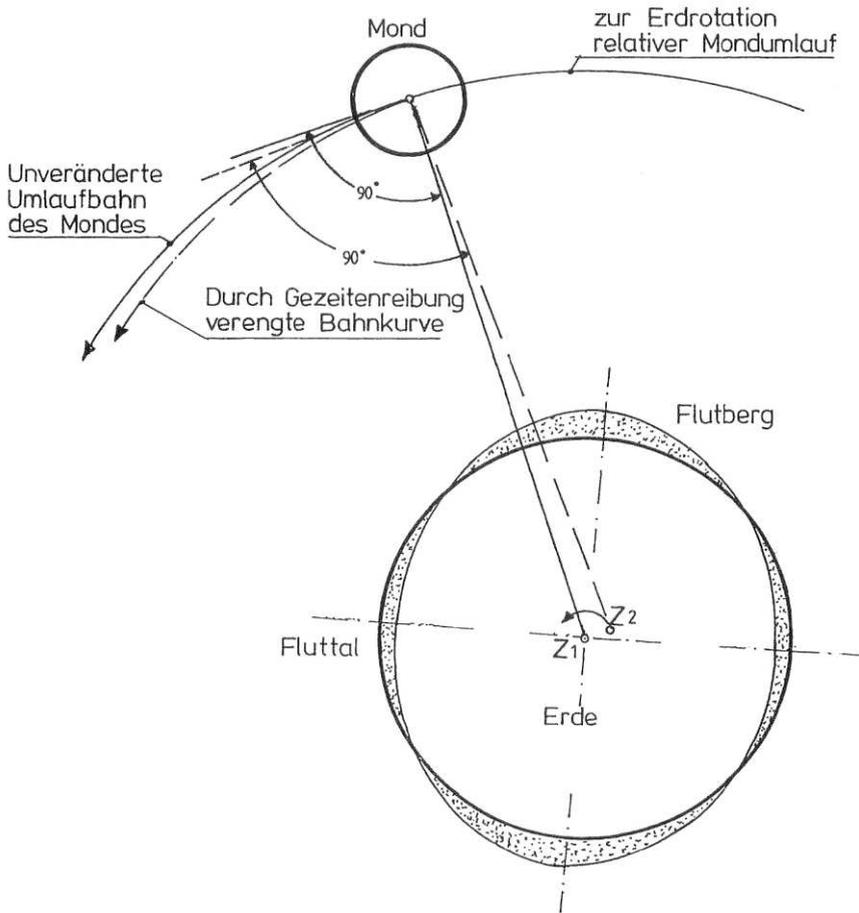


Abb. 4, Beschreibung s. S. 498

Die Anziehungskräfte sind von der Entfernung der Objekte voneinander in der zweiten Potenz abhängig. Durch Halbierung der Distanz steigen sie auf das Vierfache, und sie erhalten den sechzehnfachen Wert, wenn die Entfernung auf ein Viertel der ursprünglichen sinkt. Die Gravitationskräfte zwischen zwei Körpern sind die Summe der Wirkungen aller beteiligter Moleküle aufeinander. Die Resultierende aller dieser Kräfte ist nur dann mit der Verbindung der Schwerpunkte zweier beteiligter Objekte – hier Erde und Mond – deckungsgleich, wenn deren Massen rundum symmetrisch oder zumindest gleichgewichtig zu dieser Linie angeordnet sind.

Beim Umlauf unseres Trabanten hängen – verursacht durch die Reibung in der Erdrinde – Flutberge und -täler gegenüber der Bewegung zurück, und die Symmetrie ist gestört. Hieraus folgt ein höherer Anteil an Gravitation auf der dem Mond zugewandten Seite des Flutberges als auf der gegenüberliegenden der genannten Linie. Die Resultierende aller von den einzelnen Molekülen ausgehenden Gravitation ist deshalb die Linie Mond – Z2. Somit ist der Mittelpunkt der Mondumlaufbahn Z2 nicht mit dem Schwerpunkt der Erde Z1 deckungsgleich. (Um genau zu sein, muss wiederholt werden, dass die Zeichnung um der verständlichen Darstellbarkeit willen nicht ganz korrekt ist. Natürlich erfolgt die Rotation des Systems um einen Ort, der von dem gemeinsamen Schwerpunkt von Erde und Mond in Richtung auf den benachbarten Flutberg abweicht).

So entsteht eine fortlaufende Annäherung des Mondes an die Erde, weil die Umlaufbahn rechtwinklig zu der abweichenden Gravitationslinie verläuft. Die so vom Mond beschriebene Kurve entspricht derjenigen, die ein Auto durchfährt, bei dem man das Lenkrad fortlaufend gleichmäßig in eine Richtung dreht. Der Punkt Z2 umfährt ebenso spiralförmig den Punkt Z1 und entfernt sich fortlaufend von ihm, weil die oben genannten 1,8 % Entfernungsdifferenz durch die Annäherung des Mondes sich entsprechend vergrößern. Die Umlaufkurve von Z2 um Z1 ist der Bahn des Mondes hinsichtlich der fortlaufenden Veränderung umgekehrt proportional.

Ein Widerspruch zu den Gesetzen der Himmelsmechanik entsteht nicht, weil diese für starre und nicht verformbare Körper formuliert sind. Wenn der Mond eine dauerhaft gleichbleibend deformierte Erde umlaufen würde, müsste er auch Abweichungen von einer Bahn, die einem Kugelumlauf entspräche, hinnehmen. Diese würden sich aber innerhalb einer Rotationsphase ausgleichen, weil die Abweichung der Umlaufbahn von der Normalität, die etwa bei der Annäherung an eine Erhebung stattfände, bei der Entfernung von ihr wieder kompensiert würde. Bei den kontinuierlich mitlaufenden Verformungen wird aber die Krümmung der Mondbahn verändert, weil es hier kein einander ausgleichendes Plus und Minus gibt. Der Flutberg folgt dem Mond und wirkt immer in die gleiche Richtung.

In der gegebenen Erklärung sind Ursache und Wirkung logisch miteinander verknüpft. Die durch Reibung verursachte Verzögerung der Gezeitenerscheinungen in der Erdrinde ergeben das Maß der durch Verlust an kinetischer Energie erzwungenen Annäherung des Mondes an die Erde, die im Abstand des Rotationszentrums vom Schwerpunkt (Strecke Z1– Z2) ihr Maß findet. Vielleicht gelingt es irgendwann einmal, diesen exakt zu definieren. Selbstverständlich führt die Gezeitenreibung auch zu Verlusten bei der Rotationsenergie der Erde. Hieraus aber die Übertragung eines Drehmoments auf den Mond herzuleiten, wie Robert Mayer es 1848 getan hat, ist falsch.

Das von Peter Brosche angesprochene „wie“ und „wo“ dürfte nun geklärt sein. Allerdings verläuft die durch die Gezeitenreibung verursachte Änderung der Mondbahn anders, als er das gedacht hat. Die Frage nach dem „wie viel“ beantwortet die Darstellung in Abb. 4 aber auch nicht. Hier sind wir auf die Messungen der PTB und die Ermittlungen Stephenson's angewiesen. Danach hat die Erdrotation in 2.500 Jahren eine halbe Stunde verloren und der Mond hat dreieinhalb durch Annäherung und der dadurch erhöhten Winkelgeschwindigkeit gewonnen. Es ist aber nicht zu übersehen, dass innerhalb des Zeitrahmens der Erdrotationsmessungen große Schwankungen bestehen. Der Durchschnittswert von 1972 bis 2006 mit 0,68 Sek./Jahr lässt sich in zwei Phasen aufteilen. Für die sechs Jahre von 1999 bis 2006 ergibt sich eine Verzögerung von nur 0,17 Sekunden pro Jahr, und die 27 Jahre von 1972 bis 1998 haben den entsprechenden Wert von 0,78 Sekunden.

Eine Vervielfachung der bisher dreiunddreißigjährigen Messdauer der Erdrotation durch Vergleich mit der Atomzeit mag folglich das Ergebnis verändern. Dass aber Resultate entstehen, die die von Peter Brosche und anderen vertretende Theorie stützen, halte ich für ausgeschlossen.

Literatur

- Beckwith, Steven (2006): Spiralgalaxie M 51 im Sternbild Jagdhunde; NASA/ ESA/ STSCI ; Abb. in *Spektrum der Wissenschaft* (1) 22
- Brosche, Peter (1985): Gezeitenreibung im Erde-Mond-System; in *Die Physik des Sonnensystems und der Kometen*. Hrsg. Wolfgang Kundt; Bonn, 71-99
- Korth, Hans-Erdmann (2006): Zur Chronologie des Abendlandes. Was belegen nachmessbare Zeitangaben? in *Zeitensprünge* 18 (1) 164-184
- Meyers enzyklopädisches Lexikon* (1975); Mannheim
- Mond = <http://de.wikipedia.org/wiki/Mond>
- Schaltsekunde = <http://de.wikipedia.org/wiki/Schaltsekunde>
- Stampf, Olaf (2006): Gewaltsame Geburt; in *Der Spiegel*, Nr. 15, S. 172 f.
- Voigt, Ulrich (2005): Über die christliche Jahreszählung; in *Zeitensprünge* 17 (2) 420-454

Dipl.-Ing. Werner Benecken, 38302 Wolfenbüttel, Behringstr. 46 B

Brief an die Herausgeber von *Zeitensprünge*

Vielen Dank für Ihren Hinweis auf die Sendung *Und sie bewegt sich noch!* auf Arte¹ am 7. Februar 2007, die eine Theorie von Professor Dr. Konstantin Meyl zur Erdexpansion vorstellte und für Ihre Einladung, im Hinblick auf die Bedeutung des Themas für die Kritik der Chronologie der Naturgeschichte einen Artikel darüber zu verfassen.

Da ich der Auffassung bin, dass Meyls Hypothesen zu den Mechanismen einer solchen Erdexpansion nicht sachlich begründet sind, möchte ich Ihrer Einladung nicht folgen. Diese meine Auffassung möchte ich allerdings im Rahmen dieses Briefes anhand einiger Beispiele näher begründen. Zuvor möchte noch ich die grundsätzliche Bedeutung des Themas für die Kritik der Chronologie der Naturgeschichte zu umreißen versuchen.

Bedeutung des Themas für die Kritik der Chronologie der Naturgeschichte

Sollte die Erde expandieren, dann wäre der Zeitrahmen, der sich aus dem zugrunde liegenden Mechanismus ergeben würde, von fundamentaler Bedeutung für die Naturgeschichte. Die Entwicklung des Lebens vollzöge sich nicht mehr auf einer Bühne mit zeitlich stabilen Ausmaßen, sondern auf veränderlicher Grundlage, die möglicherweise nur ein vergleichsweise begrenztes Zeitfenster für die Existenz von Leben auf der Erde bieten würde. Insbesondere stellte sich eine Theorie, die unseren Planeten „vor einigen hundert Millionen Jahren“ nur halb so groß sieht wie heute, in grundsätzlichen Widerspruch zu den herkömmlichen Mechanismen der Naturgeschichte.

Aus der auffällig genauen Passung der Küstenlinien von Südamerika und Afrika folgerte Alfred Wegener 1915, dass beide einst einen größeren Kontinent gebildet haben müssen und rekonstruierte so einen Superkontinent namens Pangäa, der – aus dem Weltmeer herausragend – alle uns heute bekannten Kontinente umfasste. Wenn mit den heutigen Kontinenten eine damals viel kleinere Erdkugel fast vollständig umschlossen werden kann, dann würde die Fläche für Wasser fehlen und Szenarien, die den Ursprung des Lebens im Wasser der Weltmeere sehen, dürften erst nach einer ausreichend starken Expansion der Erde aufsetzen und müssten obendrein die Herkunft des Wassers erklären. (Letzteres muss m.E. jede andere Theorie natürlich auch.)

So darf die in Teilen exzessive Größe landlebender Reptilien aus dem Mesozoikum durchaus als Indiz für eine geringere Erdanziehung interpretiert werden: Eine geringere Erdanziehung führte zu einem geringeren Gewicht

und ermöglichte damit ganz andere Baupläne als die aus unseren Tagen bekannten. Wenn allerdings die heutigen Kontinente seinerzeit Pangäa zwangsweise gebildet hätten, weil die Erde nur etwa halb so groß war wie heute, dann wäre für einen Ozean kein Platz gewesen. Ohne Ozean als Brutstätte für die Vorläuferkandidaten der Reptilien, den Fischen und Amphibien, müsste man zusätzlich zur Theorie der Erdexpansion eine neue Theorie der Entstehung und Entwicklung des Lebens anbieten oder wenigstens einklagen.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass bereits 1937 Paul Dirac in seiner *Large number hypothesis* [Nature Bd. 139, 1937, p 323] versucht hat, einen Zusammenhang zwischen der Größe der Fundamentalkonstanten und der gegenwärtigen Ausdehnung des Universums herzustellen, womit auch eine Theorie der Gravitation mit variabler Gravitationskonstante (und damit auch einem variablem Gewicht auf einer Erde mit konstantem Radius) verbunden war.

Die Ursache für das Auseinanderdriften der Bruchstücke von Pangäa wird – bei konstantem Erdradius – in thermisch induzierten Umwälzungen des Erdmantels gesehen, der so genannten Plattentektonik. Eine Erdexpansion dagegen würde automatisch zu Relativbewegungen der Bruchstücke von Pangäa führen. Allerdings würden sich diese grundsätzlich voneinander weg bewegen, so dass es einen Zusammenstoß von Platten mit Gebirgsauffaltungen nicht geben könnte. Auch für die Entstehung der Gebirge müsste also eine neue Theorie angeboten werden.

Gewiss geht es mir nicht darum, die herkömmlichen Theorien zur Entstehung des Lebens oder die zur Gebirgsauffaltung zu verteidigen. Ich möchte lediglich darauf hinweisen, mit welchen zusätzlichen bzw. neuen Erfordernissen die Theorie einer expandierenden Erde verbunden ist.

Warum meiner Auffassung nach Meyls Hypothesen zu den Mechanismen einer Erdexpansion nicht sachlich begründet sind

Meyl sieht die Ursache für die Expansion der Erde in Neutrinos, die in die Erde einstrahlen und dort absorbiert werden: „Da nach der Einstein-Relation Energie in Masse umgerechnet werden kann, lässt die auf diesem Wege eingebrachte Masse die Erde wachsen“ [Meyl 2003, 2]. Die Existenz von Neutrinos wird seit 1930 vermutet, um die Erscheinung des radioaktiven Beta-Zerfalls widerspruchsfrei zu erklären. Ihr widerspruchsfreier Nachweis im Rahmen der Kernphysik gestaltete sich stets schwierig. Nichts anderes gilt natürlich sowohl für die Formulierung als auch für die Würdigung einer Theorie, in deren Zentrum dieses Teilchen steht.

Meyl modelliert das Erdinnere wie einen Neutronenstern, um zu erklären, wie es zu einer Aufnahme von Energie aus dem kosmischen Neutrinofeld ein-

schließlich einer Materialisation von Elementarteilchen und damit zu einer Zunahme von Masse und Radius der Erde kommen kann. Doch mehr als „ganz sicher steht das Gas im Erdkern unter einem extrem hohen Druck“ [ebd., 9] sagt Meyl nicht zu den Prämissen dieses Wagnisses (Astrophysiker würden es vermutlich als „nährisches Unterfangen“ bezeichnen).

Neutronensterne entstehen der Theorie zufolge am Ende der Entwicklung massereicher Sterne. Die Frage, wieso im Inneren der Erde (die größenordnungsmäßig 1 ppm der Masse eines Neutronensterns hat) ein vergleichbarer Druck aufrechterhalten werden kann, dass Atome dauerhaft zu Neutronenballungen kollabieren können, beantwortet Meyl so: Das Protonengas, das durch den radioaktiven Zerfall der Neutronen unter Absorption eines Neutrinos entsteht, „führt zu dem hohen Druck, der die Atome zu Neutronen kollabieren lässt“ [ebd., 9]. So muss man sich natürlich fragen, ob der Hund mit dem Schwanz wedelt (Atome im Erdinnern stehen unter so hohem Druck, dass diese zu Neutronen kollabieren) oder umgekehrt der Schwanz mit dem Hund (die aus welchem Grund auch immer zusammengeballten Neutronen zerfallen unter Neutrinoefang, und das entstandene Protonengas erzeugt nunmehr einen Druck, unter dem dann Atome zu Neutronen kollabieren können, wobei das Äußere auch noch einen entsprechenden Gegendruck aufbauen muss, damit das stabil bleibt). Selbst wenn es eine Auflösung dieses (dann vermeintlichen) Zirkelschlusses gibt, so sagt Meyl dazu nichts.

Meyl hält den (hypothetischen) Neutronenkern der Erde für einen Neutrinostaubsauger, durch den ein jährlicher Massezuwachs der Erde von rund 10^{17} Kilogramm [ebd., 7] zustande kommt (ca. 0,01 ppm der Erdmasse pro Jahr). Müsste dieser Mechanismus des Neutrinoefangens nicht auch für Neutronensterne zum Tragen kommen, die sich dadurch zu etwas anderem als Neutronensterne entwickelten? Kein Wort kommt dazu.

Wird der genannte Effekt (jährlicher Massezuwachs der Erde von rund 10^{17} Kilogramm) linear rückgerechnet, dann wäre die Erde größenordnungsmäßig in 100 Millionen Jahren (der Kehrwert von 0,01 ppm der Erdmasse pro Jahr) aus dem Nichts aufgeblasen worden. Doch selbst wenn ein solches rechnerisches Szenario zu simpel ist, eine chronologische Aussage zum Erdmassenzuwachs über die Vergangenheit hätte hier hingehört. Zumal die Frage nach dem hohen Druck im Erdinnern, um einen Neutronenkern aufrecht zu erhalten, um so kritischer sein wird, je geringer die Erdmasse ist. Wie konnte das Aufblasen der Erde durch „Neutrinopower“ überhaupt beginnen?

Meyl rechnet auch vor, dass eine bestimmte Zunahme des Erdradius ohne Massezunahme (also nur durch „Aufblähen“) zu einer doppelt so hohen Verlangsamung der Erdrotation führen müsste, als tatsächlich gemessen wird. Bei dieser Berechnung wird die homogene Verteilung der Masse vorausgesetzt – u.a. im Widerspruch zur eigenen Annahme, dass nur der Kern der Erde neu-

tronensternartig sei. Man könnte auch fragen, welche Schicht der Erde sich ausgedehnt hat, um zu der fraglichen Abnahme der Rotationsgeschwindigkeit zu führen? Dabei könnten auch Umschichtungen verschieden dichter Teile der Erde zur entsprechenden Verlangsamung führen. All das wird nicht diskutiert oder auch nur angerissen. Und nicht zuletzt werden „messbare Beweise für die Erdexpansion anhand von NASA-Daten“ [ebd., 2] aus einer Veröffentlichung von Ilton Perin (nicht Perrin, wie von Meyl angegeben) gezogen, die ich über keinen Onlinekatalog der einschlägigen Berliner Bibliotheken ausfindig machen kann.

Meyl rechnet weiterhin vor, dass eine der Radiusvergrößerung entsprechende Zunahme der Masse zum korrekten Wert der Verlangsamung der Erdrotation führt. Kein Wort über den Drehimpuls der eingefangenen Neutrinos, kein Wort über die Art der entstandenen Elemente (Protonengas!) und über mögliche (= notwendig existieren müßende) Umwandlungswege in 'normale' Elemente, welche letztlich die Dichte der Erde bestimmen sollen.

Zwischen dem gewiss hochspekulativen Mechanismus des Neutrinoeinfangs einerseits und dem gewiss nicht einmal zweifelsfreien Befund der Erdradiusvergrößerung andererseits wird ein völlig vager Zusammenhang hergestellt.

Konstantin Meyl wird kontrovers diskutiert. Der Diskussionsstil lässt in Teilen vermuten, dass versucht wird, einen unbequemen Visionär mundtot zu machen. Ich würde das auch vermuten, wenn Herr Meyl 1) sachlicher argumentieren und 2) nahe liegende Kritikpunkte vorweg aufgreifen würde. In meinen Augen setzt Herr Meyl darauf, dass seine Zuhörer und Leser – um es nett zu sagen – die Vision für das Argument nehmen. Seinen Vortrag im *Berliner Geschichtssalon* am 12. Februar 2007 habe ich als Verführung zum Glauben und nicht als Aufforderung zum Mitdenken wahrgenommen (womit er meinem Empfinden nach erschreckenden Erfolg hatte).

Ich bedauere es durchaus, mich angesichts dieser hochinteressanten Fragestellung zu so negativer Kritik gezwungen zu sehen. Gleichzeitig freue ich mich auf eine Diskussion, die das Anliegen konstruktiver Chronologiekritik positiv unterstützt.

Christian Blöss, Berlin, 11. Juli 2007
post@cbloess.de

¹ *Und sie bewegt sich noch!* (Regie: Franz Fitzke) Dokumentation, Frankreich/Italien 2006, ZDF, Erstsendung auf *Arte* am Mittwoch, 7. Februar 2007 um 16.50 Uhr.

² Meyl, Konstantin (2003): Erdwachstum durch Neutrino-Power; in *Internationales Kolloquium Erdexpansion - eine Theorie auf dem Prüfstand*, am 24./25. 03. 03, Technische Universität Berlin. Veröffentlicht in *Magazin 2000 plus* Nr. 188, Extra 3, 9/10-2003, S. 6-13

Antwort auf den Brief von Chr. Blöss

Die Theorie der sich ausdehnenden Erde ist keine neue, sondern wird vielleicht seit 1888 vertreten, als Osipovich Yarkovsky – noch im Banne der Äther-Theorie – den Gedanken einer sich ausdehnenden Erde ventilerte. Nach Versuchen von Roberto Mantovani (bald nach 1900) schrieb dann der junge Ott Christoph Hilgenberg 1933 sein Buch vom wachsenden Erdball. Obwohl er noch 1974 zur Geotektonik publizierte, wurde er nie bekannt – trotz eines Gedächtniskolloquiums zum 25. Todestages, 2001.

Der Physiker Paul Dirac beflügelte neu die Phantasie, als er ca. 1938 die Gravitationskonstante nicht mehr als konstant ansah, sondern als mählich fallende 'Naturvariable'. Sein Physikerkollege Pascual Jordan hat nach dem Zweiten Weltkrieg darauf aufgebaut und 1964 auf generell expandierende Planeten gesetzt, was Heinz Haber in seine bundesweit verfolgten Fernsehvorträge eingebaut hat. 1965 ist dann dessen Bestseller *Unser blauer Planet* erschienen. Zu dieser meiner Schülerzeit war das eine neue Erfahrung: Die Grundlagen einer ganzen naturwissenschaftlichen Disziplin werden von anerkannten Professoren umgestülpt (wer hätte noch die Revolution im Weltbild der Physik ab 1900 miterlebt !?).

Habers damalige Ausführungen stellten darauf ab, dass dank abnehmender Gravitations'konstante' die Erde sich ausdehne. So erklärten sich die korrespondierenden Schelfränder der Kontinente und die Tiefenverteilung der Erdkruste mit zwei bevorzugten Niveaus (bei Seehöhe 0 und bei Tiefe 5000 m [Haber 43, 52]). Für die Gebirgsauffaltung gab es eine probate Erklärung: Bekommt ein Kugelsegment einen immer geringeren Krümmungsradius, so bilden sich an seiner Oberfläche zwangsläufig Quetschfalten [Haber 54 f.] – ähnlich stichhaltig wie die Gebirgsaufwerfung durch kollidierende Kontinentalsockeln. Der Gedanke ist von Meyl übernommen worden; es gibt also die von Blöss vermisste Erklärung. Und der monierte fehlende Platz für das Meerwasser ist natürlich auch da: Indem die Erde vollständig von einem Urozean bedeckt wird (wie und wann auch immer das Wasser auf die Erde kam), kann das Leben nur im Wasser entstanden und erst dann an Land gestiegen sein, als dank sich vergrößernder Erde und ersten Gebirgsbildungen trockenes Land entstand.

Doch die Theorie hatte gravierende Mängel. Da sie von einer sinkenden Gravitations'konstante' ausging und die Erde nicht schwerer wurde, sondern nur weniger dicht [Haber 52], müssten die Saurier ein noch höheres Gewicht gehabt haben – was vom Körperbau her nicht möglich ist. So geriet die These in die Bedeutungslosigkeit, um so schneller, als man dem Quantenmechaniker

Pascual Jordan – immerhin gleichrangiger Co-Autor von Max Born und Werner Heisenberg – seine NS-Vergangenheit vorhielt.

Konstantin Meyl, der an die Gedanken von Hilgenberg erinnert [Meyl 2003], sieht dagegen eine stete Gewichtszunahme der Erde, womit den Dinosauriern das Leben nicht schwerer, sondern leichter gefallen wäre. Über die Erklärung der Gewichtszunahme dank steten Neutrinoeinfangs im Erdkern kann ich nicht befinden, weil hier der Forschungsstand noch weitgehend unklar ist und Physikern vorbehalten bleibt. Immerhin hat Meyl auch behauptet, dass bei Sonnenfinsternissen der Neutrinostrom wie durch eine Linse in den Bereich des Kernschattens fokussiert werde und Erdbeben auslösen könne. Bei den Finsternissen am 11. 8. 1999 und am 29. 3. 2006 war dies tatsächlich der Fall [Film]. Doch steht mir das Urteil nicht zu, ob hier das richtige Agens genannt worden ist.

Meyl hat nichts unversucht gelassen, um die Toleranz seiner Mitwelt zu strapazieren: Auf den Spuren des Universalgenies Nikola Tesla – dieser brachte der Welt gegen T.A. Edison den Wechselstrom und konnte im Labor elektrische Phänomene demonstrieren, die weder er noch seine Zeitgenossen erklären konnten – beschäftigt er sich u.a. mit Skalarwellen und drahtlosem Energietransport. Er kann sich vorstellen, dass die Tempel der Griechen und Römer Langwellen-Sendeanlagen waren (Delphi etwa für den Bereich von 5,4 MHz) – doch ohne in dem einschlägigen Buch [2004] zu verraten, wie damals die Energieerzeugung vorstellbar gewesen wäre. Auch hier steht – um mit Blöss zu sprechen – die Vision für das Argument.

Man sollte Meyl nicht aus den Augen lassen.

Heribert Illig

Literatur

- Film = *Und sie bewegt sich noch!* (Regie: Franz Fitzke) Dokumentation, Frankreich/ Italien 2006, ZDF, Erstsendung auf *Arte* am 7. 2. 2007 um 16.50 Uhr; seitdem öfters wiederholt
- Haber, Heinz (1965): *Unser blauer Planet. Die Entwicklungsgeschichte der Erde*; Stuttgart
- Hilgenberg, Ott Christoph (1933): *Vom wachsenden Erdball*; Berlin
- (1974): *Geotektonik neu gesehen*; Stuttgart
- Meyl, Konstantin (2003): Erdwachstum durch Neutrino-Power; in *Internationales Kolloquium Erdexpansion - eine Theorie auf dem Prüfstand*, am 24./25. 3. 03, Technische Universität Berlin. Veröffentlicht in *Magazin 2000 plus* Nr. 188, Extra 3, 9/10-2003, S. 6-13
- (2004): *Sendetechnik der Götter*. Historischer Sciencefictionroman; Villingen-Sch.
- Scalera, Giancarlo (Hg., 2003): *Why expanding earth? A book in honour of Ott Christoph Hilgenberg*. Proceedings of the 3rd Lautenthaler Montanistisches Colloquium held in Lautenthal. 26. 5. 2001; Rom

Diskrepanzen beim Rezensieren

Notwendige Klarstellungen zur Rezension „Diskrepanzen beim Kalk“ von Z.A. Müller

Wulf Dettmer

Z.A. Müller [3/2006 = M.] legte eine umfangreiche und lebendige Besprechung des Forschungsberichtes von Kay-Uwe Uschmann [2006 = U.] vor. Soweit im Hauptteil die Forschungsergebnisse vorgestellt und chronologiekritische Schlussfolgerungen angemahnt werden, darf man der Autorin unbesehen folgen und ihr für diese Arbeit danken.

Zunächst sei aber ein Übertragungsfehler berichtigt. Aufmerksame Leser werden auf S. 636 zwischen den beiden Angaben zum Verhältnis Brennstoffeinsatz und Kalkausbeute eine Differenz um den Faktor 5.000 feststellen, weil ein „k“ verlorengegangen. Das erste Verhältnis ist richtig in „5 m³ Holz für 500 kg Kalkstein“ zu ändern [U. 33, nicht U. 27].

Entschiedenem Widerspruch verdient aber eine willkürliche Interpretation. Folgendes Uschmann-Zitat erachtet die Rezensentin als so wichtig, dass sie mit ihm die Rezension eröffnet, beschließt und überschreibt:

„Die Diskrepanz zwischen der großen Anzahl regelmäßig auf Siedlungsplätzen auftretender Kalkbrennanlagen und eindeutigen archäologischen Nachweisen der Kalknutzung bleibt weiterhin bestehen.“ [U. 136] [M. 634].

Auf ihm beruht ihre Schlussfolgerung:

„Uschmanns bereits eingangs zitiertes Fazit zeigt, dass all diese Benutzungsarten nicht ausreichen, um das hohe Maß der Kalkgewinnung zu motivieren. Vielleicht müsste deshalb gefragt werden, ob und wie weit der Mensch seine ‚natürliche‘ Umwelt baulich gestaltet hat.“ [M. 641]

Doch für diesen Schluss gibt es bei Uschmann keinen Beleg. Dem vorangestellten Zitat folgt unmittelbar die Erläuterung der Rezensentin:

„Dies ist das Fazit des Autors nach seiner beeindruckend ausführlichen Studie über die germanische Herstellung von gebranntem Kalk“.

Diese Zuordnung ist falsch. Das Zitat beendet als letzter von mehreren Punkten die Zusammenfassung des letzten Kapitels der Untersuchung „7. Die Verwendung von Kalk“. Doch in seiner Schlussbemerkung zur Studie [U. 137] greift Uschmann diesen Punkt nicht wieder auf. Er ist also für ihn kein wesentliches Ergebnis der Forschungsarbeit gewesen.

Zum besseren Verständnis des Forschungsansatzes sei auf einen Bericht über die wissenschaftlichen Experimente Uschmanns verwiesen, die er bereit 1997 im Rahmen seiner Dissertation (2004) durchführte [*Berliner Zeitung*]:

„Das archäologische Experiment hatte das Ziel, den Verwendungszweck von 350 Brenngruben, die in den vergangenen 150 Jahren bei Ausgrabungen im deutschen und polnischen Raum entdeckt worden sind, eindeutig zu klären. [...] Die Germanen hatten einen hohen Bedarf an Kalk. Mit seinem Brennversuch konnte Uschmann nachweisen, daß sie auch in der Lage waren, diesen Bedarf zu decken.“

Uschmann hat den Kalkbedarf auch in seinem Buch vorausgesetzt und nie in Frage gestellt. Den experimentellen Nachweis der Deckungsmöglichkeit hat er geführt und beschrieben. Welche Diskrepanzen hat er also gesehen?

Nach Klärung der Frage, ob die notwendige Kalkproduktion möglich war, wäre nun auch der von ihm nicht bezweifelte Kalkverbrauch bzw. die vielfältigen Einsatzmöglichkeiten des Kalks *archäologisch zu belegen*. Doch das kann er nicht, weshalb er auf genau diesen Mangel u.a. im 7. Kapitel hinweist. Gründe für fehlende archäologische Belege sind danach u.a. [U. 125-135]:

- Nicht durchgeführte oder unvollständige chemische Analysen;
- ungenaue oder verlorene Funddokumentationen, vor allem bei Funden aus den Vorkriegsjahren;
- bisher nicht erschlossene Fundstellen abseits von Siedlungen (wie im Falle des Gerbens, das erst in drei Fällen archäologisch nachgewiesen werden konnte);
- fehlende archäologische Nachweismöglichkeiten (u.a. für Ätzkalk oder für medizinische Behandlung).

An keiner Stelle des 7. Kapitels (wie auch im übrigen Buch nicht) wird eine Diskrepanz zwischen (überdimensionierten) Kapazitäten und den (auch von der Rezensentin ausführlich aufgeführten) Verwendungsmöglichkeiten von Branntkalk aufgezeigt. Die Schlussfolgerung von Müller muss daher als Wunschdenken zurückgewiesen werden, um eine von ihr leider im Ungefähren gelassene bauliche Umweltgestaltung mittels Branntkalk möglich erscheinen zu lassen.

Lässt sich Uschmann nicht für einen derartigen Landschaftsbau instrumentalisieren, so liefert er aber einen beachtenswerten Hinweis in entgegengesetzter Richtung:

„Einige Bibelstellen lassen auch vermuten, dass der Kalk auf Grund des hohen Brennstoffbedarfes bei der Herstellung ein recht wertvolles Gut war“ [U. 123].

Noch genauer sagt es z.B. Franz Weiß [1854, 90]:

„§. 274 Wird der Brennstoffaufwand eines Ziegel- mit jenem eines Kalkbrandes verglichen, so zeigt sich, dass zu letzterem in bei weitem kürzerer Zeit eine verhältnismäßig dreimal größere Menge Brennstoff erfordert

werde. Hieraus lässt sich folgern, dass zum Kalkbrennen ein ungleich größerer Hitzegrad als zum Ziegelbrennen nötig sei. ...“

Wer also unseren Altvorderen Großbauten jenseits von Erde, Sand, Holz und Naturstein zutraut, sollte sie nicht im gleichen Atemzug wieder unterschätzen.

Kay-Uwe Uschmann hat einen Meilenstein der experimentellen Archäologie gesetzt. Dafür ist ihm in jedem Fall zu danken.

Literatur

Berliner Zeitung = Kalk brennen wie bei den Germanen

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/1997/0730/wissenschaft/0007/index.html>

Müller, Zainab-Angelika (2006): Diskrepanzen beim Kalk. Eine Rezension; in *Zeitensprünge* 18 (3) 634-641

Uschmann, Kai-Uwe (2006): *Kalkbrennöfen der Eisen- und römischen Kaiserzeit zwischen Weser und Weichsel. Befunde – Analysen – Experimente*; Rahden

Weiß, Franz (1854): *Lehrbuch der Baukunst*; Wien

Wulf Dettmer, Berlin

Ein Verfälscher am Werk

Replik auf Ralf Molkenthins Kritik

Heribert Illig

Dr. Ralf Molkenthin, ein freier Mitarbeiter des Ruhrmuseums Essen, ist den Lesern von *Das erfundene Mittelalter* gut bekannt. Im aktualisierenden Nachwort von 1998 [402-406] musste ich mich einer Attacke von ihm erwehren (er behauptete grundlos, in Bezug auf die Fossa Carolina zeigen zu können „wie inkompetent der Autor und wie indiskutabel seine These ist“ [ebd., 402 f.]).

Nun hat Molkenthin in der *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, immerhin ein „Fachorgan für Historiker, Geschichtslehrer, Archivare, Studierende und Interessenten an Geschichte und verwandten Disziplinen wie Völkerkunde, Politische Wissenschaft, Altertumswissenschaften, Kunstgeschichte u. a.“ [Impressum], in deren Heft 7/8 eine größere Rückschau publiziert: ***Phantomzeit und Mediävistik. Oder: Zwölf Jahre ‚Mittelalterdebatte‘ – und was davon zu halten ist*** [= M.].

„Gute zwölf Jahre ist es nun her“, dass ich die Öffentlichkeit mit meiner These überraschte – und weil ich das 10-jährige Jubiläum der These gebührend gefeiert hätte, trägt mein Kritiker nun „noch einmal einige der mediävistischen Argumente“ zusammen [M. 589]. Seltsame Rechnung: Im Heft 3/2005 habe ich Johannes Fried gedacht, der 10 Jahre zuvor erstmals als Professor detailliert vor großem Publikum – *Historisches Kolleg, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Historische Zeitschrift* – gegen die These gesprochen hatte. Seitdem sind gute 11 Jahre vergangen. Allerdings ist die Öffentlichkeit bereits früher ‚proviziert‘ worden – aus Anlass der Eröffnung des Rhein-Main-Donau-Kanals, am 25. 9. 1992. Damals erschien *Karl der Fiktive, genannt Karl der Große*, damals ging die These erstmals über den Äther und durch einige Zeitungen, damals äußerte sich als erster Mediävist Dieter Lohrmann aus Aachen zu ihr. Nehmen wir also gleich ein 15-Jahres-Jubiläum, um Molkenthin verspätet-verfrüht in sein Jubiläumsrecht zu setzen. Meine Replik folgt in der Nummerierung seinem Artikel, dem es allerdings nicht um die Mittelalterdebatte, sondern um die Phantomzeitthese geht.

I

Der Kritiker stößt direkt zum Kernpunkt vor, zur Fundleere oder Fundarmut, die er natürlich nicht gelten lässt, vielleicht weil er als Museumsmitarbeiter den Handschriften ferner steht als den Artefakten. Also keine Fundleere, sondern nur eine für die Zeit verständliche Fundarmut. Nicht verstanden hat er

den Umstand, dass auch eine Fundarmut im Widerspruch zu den in dieser Hinsicht so ergiebigen Quellen steht. Forsch unterstellt er mir:

„Alle Dokumente, deren Inhalt sich nicht durch gegenständliche Überreste verifizieren lasse, seien folglich als gefälscht zu betrachten“ [M. 590].

Das ist ein verkürzender Schluss von ihm, nicht von mir, denn mir ist allemal bekannt, dass es Urkunden geben kann, deren Inhalt sich materiell nicht niederschlägt. Allerdings weiß man, dass Urkunden üblicherweise in umbauten Räumen geschrieben werden – und solche sollte es zum Zeitpunkt der Abfassung gegeben haben. Als Beispiel für seine, mir unterstellte Einschätzung fügt er in einer Fußnote an:

„So genügt Illig zum Beispiel einzig die Beobachtung, dass der Landkreis Erding keine materiellen Zeugnisse aus karolingischer Zeit bieten könne, als Beweis dafür, dass die 134 dort zu verortenden Urkundennennungen allesamt gefälscht seien. Quellenkritische Untersuchungen oder gar paläographische Analysen kann er zu Untermauerung nicht aufbieten“ [M. 590].

Nebenbei bemerkt: Dem ‘Prüfer’ ist entgangen, dass *Bayern und die Phantomzeit* zwei Autoren hat. Wie liest sich dort unsere entsprechende Passage?

„Aber nicht nur der Freisinger Domberg bietet sich fundlos: Der gesamte Landkreis Freising – mit 145 phantomzeitlichen Urkundennennungen bayernweit Spitzenreiter – bietet Max [ein fiktiver Verteidiger Karls d. Gr.] kein Objekt für seine Begierden [...]. Dass auch der benachbarte Landkreis Erding mit seinen 134 Urkundennennungen überhaupt kein materielles Zeugnis bieten kann, lässt sich nur mit Fälschungen in großem Stil erklären“ [Illig/Anwander 325].

Es ist hier noch nicht bewiesen, dass alle Urkunden gefälscht sind, wie die Argumentationsfolge des Buches zeigt: Es werden alle Urkundennennungen allen greifbaren archäologischen Grabungsbefunden aus Ansiedlungen gegenübergestellt und das Resultat aus 967 argumentreichen Buchseiten, keineswegs der Halbsatz über Erding, ist dann: Urkundenbestand und archäologischer Befund berühren sich in agilolfingischer und karolingischer Zeit nicht, auch nicht im Erdinger Landkreis. Das lässt aber die Mediävistik kalt, weil sie unbeirrt dem Primat der Schriften vertraut. Ihr ist der Gedanke fremd, dass eine Urkunde oder Chronik durch materielles Substrat in Frage gestellt werden könnte. Wir hatten im Fall von Bayern eine mehr als kritische Masse von Diskrepanzen bei „karolingischen“ Überresten zusammengestellt, doch kein Mediävist nahm sie zur Kenntnis. Dabei sollten die Diplomaten, die mit täglich neuen Fälschungsnachweisen ihre Basis permanent schwächen müssen, längst den Archäologen gleichrangig neben sich dulden.

Auch Molkenhuth kann an dieser Stelle keinem einzigen unserer Befunde widersprechen, sondern flüchtet nach Xanten, wo es einen sicheren Karolin-

gerbau geben soll. Das klingt so wie einst auf der Internet-Seite des *Hauses der bayerischen Geschichte*: Die Phantomzeitthese trage in China nicht – über die Situation in Bayern verlor man hingegen kein Wort.

Nunmehr erhält Molkenthiens Steckenpferd, der Karlsgraben, eine schöne Passage [M. 591]:

„Dass es sich bei den genannten Überresten wirklich um die der Fossa Carolina handelt, folgt schon allein daraus, dass die Quellen sie genau an der Stelle verorten, an der sie tatsächlich zu finden sind, nämlich zwischen den Flüssen Rezat und Altmühl. Illig hatte seinerzeit die Kanalreste bei Weißenburg in das hohe Mittelalter datiert und weiterhin behauptet, dass die Ruine nicht mit der Fossa Carolina identifiziert werden könne.“

Um was geht es ihm? Selbstverständlich leugnet niemand das merkwürdige Erdwerk, selbstverständlich haben sich um diesen riesigen Doppelwall Legenden gebildet, die dann angesichts der Größe des Unternehmens einem ebenbürtig großen Kaiser zugeschrieben worden sind. So passen Schloss und Schlüssel zusammen – kein echter Erkenntnisgewinn. Zentral ist vielmehr, dass in Europa um 800 ein Scheitelkanal – ob mit oder ohne Stufen oder gar Schleusen – einen krassen Anachronismus darstellen würde; das habe ich hinreichend erörtert, aber Molkenthin hat es nicht wahrgenommen. Nachdem derartige Kanäle erst Jahrhunderte später in Europa auftreten und bislang auch keine archäologischen Funde für die Karolinger sprechen – Molkenthin [M. 591] fordert erst noch vorzunehmende gründliche Ausgrabungen, als ob es ringsum nicht Lesefunde genug gäbe, aber nur aus anderen Zeiten –, habe ich geschlossen, dass es niemals eine karolingische Fossa Carolina gegeben hat. Trotz der Bemühungen des Kontrahenten ist es ein „Rätselgraben“ geblieben – eine Bezeichnung, die er gerne missen würde.

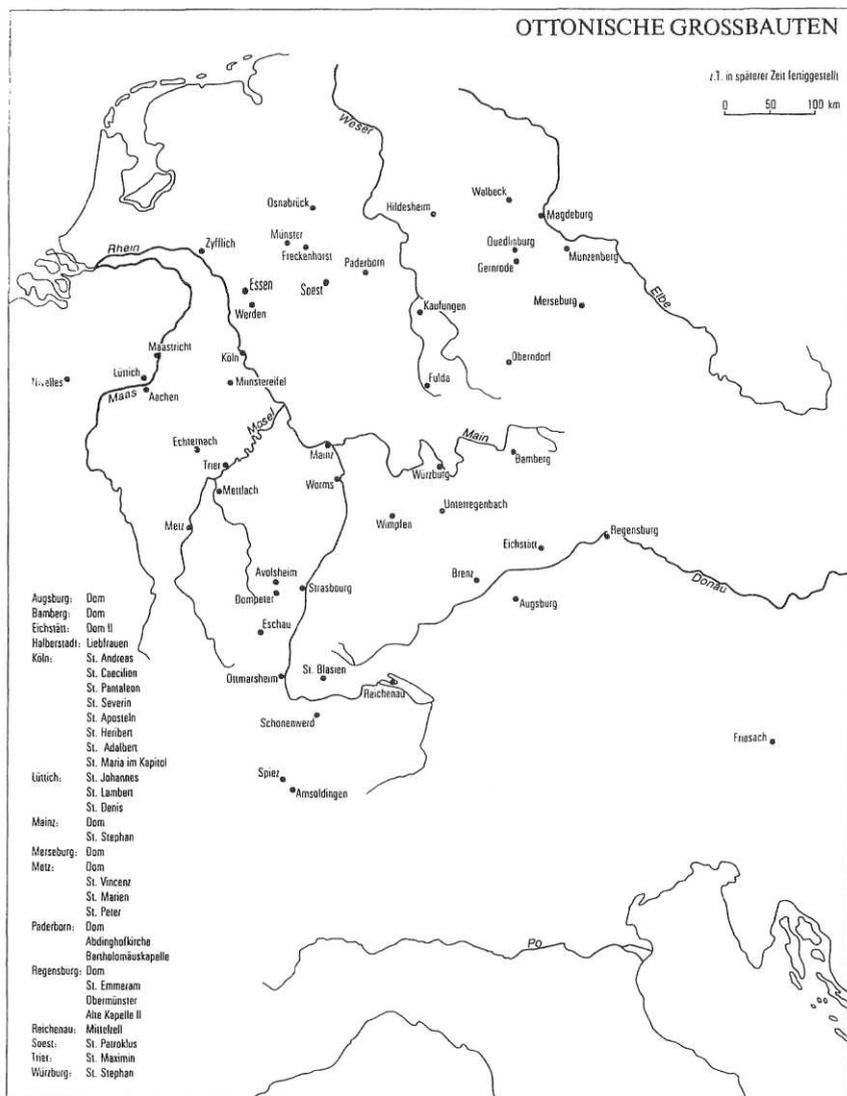
Als drittes Beispiel bringt er ein Argument von Horst Fuhrmann, das seit ca. 1996 nicht besser geworden ist: die Grabplatte für Papst Hadrian I., veranlasst von Karl dem Großen, angebracht in der Vorhalle von St. Peter zu Rom.

„Die Platte hätte man vielleicht sogar fälschen können, wie aber hätten die Fälscher diese Ehrenbezeugung eines erfundenen Kaisers für einen ebenso erfundenen Papst in Rom anbringen sollen, ohne dass sich jemand gewundert hätte, woher sie plötzlich gekommen sei?“ [M. 591]

Der alte Petersdom, in dem Karl gekrönt worden sein soll, steht nicht mehr. Der Neubau begann 1452 und lief im Wesentlichen bis 1612, wobei in der Baustelle noch Teile der alten Kirche aufrecht standen. Die Vorhalle ist erst im frühen 17. Jh. gebaut worden. Es ist gar nicht leicht vorzustellen, wie man die mindestens 700 Jahre alte Platte aus dem alten Bau gebrochen, lange Jahrzehnte in der Dombauhütte verwahrt und dann neu angebracht habe. Im Gewirr der ewigen Baustelle – zum Ruhme von Papst und Kirche – eine Plat-



Karolingische Großbauten (768–ca. 850) in der östlichen Reichshälfte [Illig 1998, 206, nach Koch 73]. Laut den Quellen fast alle in dieser Zeit fertiggestellt, doch nur in minimaler Anzahl erhalten.



Ottonische Großbauten (919–1024) [Illig 1998, 207, nach Koch 81]. Viel weniger Bauten, zum Teil erst in späterer Zeit fertiggestellt, aber fast durchwegs aus Überresten bekannt.

te anzufertigen und in die Stirnwand einzulassen, hätte niemanden gewundert, zumal dort auch ein barocker Karl d. Gr. als Reiter posiert.

Molkenthin rennt nun eine offene Tür ein, wenn er sagt, dass jede materielle Überlieferung eine zufällige ist und dass die Fundmenge schwanken kann, gerade am Übergang zwischen Antike und Mittelalter. Das würde ich für diese Zeit mittragen, wenn uns Quellen und Mediävistik nicht einstimmig versichern würden, dass unter Karl ein großartiger Renaissance-Impuls Europa befruchtete und Mitteleuropa mit mehreren Hundert schönsten Bauten versah (die Zahl von 313 Pfalzen, Klöstern und Kirchen aus Karls Regierungszeit, die Zahl von 417 Klöstern aus der Zeit zwischen 768 und 855 hat A. Mann aus den Quellen ermittelt; s. S. 100). Seltsamerweise vollzog sich dasselbe, nur in kleinerem Ausmaß, nach dem Jahre 1000, als es laut Raoul Glaber schien,

„daß die Erde, nachdem sie ihre Gewänder geprüft und alle alten Dinge verworfen hatte, sich überall mit dem weißen Gewand neuer Kirchen schmückte“ [Cardini 163].

‘Dummerweise‘ haben sich diese wenigen ottonischen Bauten ungleich häufiger nachweisen lassen als die „karolingischen“ Bauten. Diese sind fast zur Gänze spurlos verschwunden, obwohl ein paar von ihnen mit dem viel besseren Ziegelsplittmörtel errichtet worden wären [Illig 2007b, 114]. Diese Vergleiche und meine daraus gewonnenen Resultate führt Molkenthin als „methodische Fragwürdigkeiten“ an [M. 592].

Dann wird uns eine weitere methodische Fragwürdigkeit unterstellt: Die Untersuchung des möglichen Pfalzgeländes Altötting hat keineswegs „nur unzureichende Funde archäologisch nachgewiesen“ [M. 592], sondern gar nichts Karolingisches erbracht, so man nicht Vermutungen als Fakten nimmt [Illig/Anwander 108]. Als Gegenstück haben wir eine ottonische Pfalz (Werla) mit Funden bis in siebenstelliger Zahl als Beispiel für reale Pfalzen genannt [ebd., 110]. Molkenthin, der in Altötting auch keinen einschlägigen Fund vorweisen kann, flüchtet wiederum, diesmal nach Paderborn und zur dortigen Pfalzgrabung, um zu bemängeln, dass diese Pfalz nach den selben Grabungskriterien wie Werla ausgegraben worden sei, doch hier die Auswertung von mir bestritten werde. Wo ich das getan hätte, verrät er nicht. Nun habe ich zum Paderborner Jahrhundert-Ereignis die Ausstellungen besprochen [Illig 1999], doch zur Pfalz hat sich Michael Bohrer [1999] geäußert, der über die Architektur und den Anschluss des Pfalzgebäudes an die Kirche argumentiert hat, also ganz speziell auf diese Pfalz bezogen. Der Molkenthin-Satz: „In dem einen Fall argumentiert Illig also auf einer Grundlage, die er in einem anderen Fall als unzuverlässig einschätzt“ [M. 592 f.] ist Resultat seiner Vorurteile, keine meinem Denken entstammende Fragwürdigkeit. Molkenthin will mich

mit Zirkelschlüssen vorführen [M. 593], dazu mit Hinweisen auf schlechtes Zitieren [M. 599] und auf veraltete Quellen [M. 599; Illig 1998, 402 f.] – das Standardrepertoire mediävistischer Kritik, bevor ihr Substantielles einfällt.

Auch das Schlagwort „Stilistischer Vergleich“ kommt erneut zum Einsatz. Es leitet sich von Diethard Sawicki [2001, 89 f.] und dem mir von ihm unterstellten „Gesetz der architektonischen Evolution“ her. Dieser bezeichnete es als meine Entdeckung, dass nach Verlust handwerklicher Kenntnisse diese erst über mehrere Generationen hinweg wieder erlernt werden müssen. Mit Ablehnung dieser simplen Tatsache hat sich Sawicki selbst als kunstgeschichtlicher Ignorant vorgestellt [s. M. 593]. Nun spricht Molkenthin von meiner Vorliebe für den „stilistischen Vergleich“. Er legt mir allerdings die Weisheit in den Mund, kulturelle Entwicklungen unterlägen immer einer stringenten, sich vorwärts entwickelnden Evolution, die er als eines meiner „zentralen Argumente“ bezeichnet.

„Die Möglichkeit, dass eine Erfindung zu unterschiedlichen Zeiten, an unterschiedlichen Orten und von unterschiedlichen Menschen unabhängig voneinander gemacht werden kann, lehnt Illig offensichtlich ab“ [M. 594 unter Hinweis auf das Buch von Heinsohn/Illig: *Wann lebten die Pharaonen?*].

Dort steht es allerdings etwas anders: Wenn eine weit fortgeschrittene Entwicklung abbricht und nach Jahrhunderten sich nicht neu und Schritt für Schritt entwickelt, sondern aus dem Stand heraus auf der früheren Höhe weitergeht, dann und nur dann ist an den Einschub einer Phantomzeit zu denken.

Aber alles, was die Kunsthistoriker, Architekturhistoriker, Vorgeschichtler und Archäologen seit 150 Jahren an feinsten typologischen Reihen herausgefunden haben, interessiert Mediävisten nicht: „Im Übrigen mag der stilistische Vergleich in der Kunstgeschichte tatsächlich ein probates Mittel der Datierung sein“, aber die Geschichtswissenschaft wertet „alle zur Verfügung stehenden Quellen und Überreste“ aus – als täte dies die Kunstgeschichte nicht! – und bedient sich deshalb „in ihren Methoden eines viel feineren Instrumentariums“ [M. 593]. Die Kunsthistoriker werden sich bedanken.

II

Nach diesem ‘Problemkreis’ wendet sich Molkenthin meinen angeblichen Übertragungen heutiger Erfahrungen und Einschätzungen auf die Vergangenheit zu. Dagegen ist sicher niemand gefeit, kursierte doch der Witz, dass die Vorgeschichtler immer mit der Gegenwart wetteifern: Haben wir Umweltprobleme mit Abfall, werden prähistorische Abfallgruben und -haufen interessant; startet Europa in den 60er-Jahren seine Grillwelle, werden überall alte Drehspieße gefunden etc.

Molkenthin hat drei Beispiele ausgewählt. Er wirft mir (eigentlich uns!) im ersten vor, für den schwäbischen Ort Asch binnen 300 Jahren ein derarti-

ges Bevölkerungswachstum anzunehmen, dass eine Folgekirche größer ausgefallen sein müsste als der lediglich 6 m messende Holzbau. Wir räumen gerne ein, nicht untersucht zu haben, ob „sich die Bevölkerungsdichte im Ort Asch im Laufe des Mittelalters signifikant verändert hätte“ [M. 594]. Statt dessen haben wir uns auf die kurante Mediävisten-Sicht verlassen, dass Europas Bevölkerung ab ca. 1000 so stark gewachsen ist, dass selbst in Asch im 12. Jh. ein wohnzimmergroßes Häuschen nicht mehr für die Sonntagsmesse ausgereicht hätte – ganz abgesehen von dem Bedürfnis nach repräsentativem Steinbau, das nicht einmal für Asch auszuschließen ist. Außerdem haben wir für die dortige Kirche auch mit den dortigen Stuckfragmenten argumentiert, die Molkenthin übergeht.

Als Zweites wirft er mir vor, ich würde mir die karolingische Bischofsstadt Hamburg zu groß vorstellen, und entstellt meine Äußerungen kräftig, um sein Zerrbild „Illig“ besonders schön hervortreten zu lassen:

„Ähnlich ist seine [Illigs] Ansicht zu bewerten, nach der eine frühmittelalterliche Bischofsstadt wie Hamburg, kein ‚Moorkaff‘ bestehend aus „200–300 einstöckigen Lehmhütten“ gewesen sein könne, als welches es die Quellen ausgäben. Auch hier scheinen seine Vorstellungen und vor allem seine Erwartungen an einen frühmittelalterlichen Bischofssitz wohl allzusehr von heutigen Eindrücken geleitet zu sein“ [M. 594].

Was habe ich tatsächlich geschrieben? Papst Benedikt V. starb 964 in dem Verbannungsort Hamburg an Verzweiflung,

„denn Hamburg war damals noch eine Ansiedlung von vielleicht 200 bis 300 einstöckigen Lehmhütten [Franz 2005a]. Wie soll dieses Moorkaff 150 Jahre früher ausgesehen haben?“ [Illig 2005. 690]

Am Hamburg von 964, das auch die Archäologie kennt, habe ich nicht gezweifelt, vielmehr Zweifel geäußert, dass die Keimzelle dieses Moorkaffs 150 Jahre *früher* bereits den Status einer Bischofsstadt erreicht hätte (mitsamt der von einem Karl d. Gr. geforderten Voraussetzung einer civitas)! Molkenthin liest heraus, was er braucht, schafft sich ‘seinen’ Illig und täuscht mit ihm seine Leser.

Zum dritten kämpft Molkenthin verzweifelt darum, dass mittelalterlichen Chronisten und Notaren beim Schreiben die tatsächliche Jahreszahl „eben nicht immer unzweifelhaft präsent gewesen“ ist [M. 595]. Ich bleibe dabei, dass es mittelalterlichen Schreibern nicht egal war, ob sie z.B. 857 oder 875 geschrieben haben. Die Paläographen gehen als von Molkenthin unbezweifelte Spezialisten jedem einzelnen Buchstaben auf seinen Sinngehalt nach, doch bei Zahlen würde sich das erübrigen? Übrigens ist längst geklärt, dass die Fähigkeiten der Chronisten nicht bei allen Zahlen gleich gut oder schlecht waren: Bei Jahreszahlen traten größere Fehler auf als bei Tages- und Monats-

angaben [R.R. Newton lt. Illig 1999, 225]. Also hätten die Chronisten nur Jahreszahlen „nicht immer unzweifelhaft präsent“ gehabt, eher jedoch Tages- und Monatsdaten? Vielleicht eine tagesspezifische Demenz der Chronisten? Eine ernsthafte Erklärung habe ich a.a.O. gegeben, doch welcher Molkenthin liest sie und was käme dabei heraus?

III

Indem er zum Diplomatiker mutiert, rudert er zum sicheren Ufer aller Mediävisten, also zu den Urkunden. Molkenthin führt des Längeren aus, dass es mehr als einen Fall gebe, in dem eine gefälschte Urkunde gleichwohl „zumindest teilweise authentische Rechtsverhältnisse“ wiedergibt“ [M. 596], um schließlich zu behaupten, dass einzelne gefälschte oder verfälschte Urkunden „nicht den pauschalen Schluss [rechtfertigen], alle karolingischen Schriftstücke und Texte seien entweder frei erfunden oder von der Wissenschaft der karolingischen Epoche fälschlich zugeordnet worden“ [M. 596].

Ein Taschenspielertrick, mit dem er den „pauschalen Schluss“ nicht verhindern kann, weil ich zum wenigsten mit Urkunden, sondern mit Archäologie argumentiere. Ich hebe mich auch von dem zugleich ins Spiel gebrachten Kammeier deutlich ab, schließe ich doch nicht von Fehlern und Fälschungen auf eine *Große Aktion*, sondern führe die geballte Wucht an Ergebnissen, von mittlerweile über 50 Jahre praktizierter Stadt- und Siedlungsarchäologie in Europa, gegen die Urkunden ins Gefecht. Doch die Vorstellung, dass diese Befunde die vergleichsweise wenigen schriftlichen Belege längst widerlegen, ist einem übers Pergament gebeugten Mediävisten leider nicht zu vermitteln, sonst hätte er es nach Lektüre von *Bayern und der Phantomzeit* begriffen.

IV

Weil er das Ausmaß der Funde der Mittelalterarchäologie dramatisch unterschätzt, kommen Molkenthin die 1.800 Handschriften aus dem 8. Jh. und die gut 7.000 Urkunden aus dem 9. Jh. [Illig 2007, 174] „keinesfalls gering“ vor [M. 597]. Freilich nennt er nicht die konkreten Zahlen von Lowe und Bischoff, sondern sieht „ein Feld von enormer Größe“ [M. 596], was sich besser macht.

„Schon allein die hohe Zahl der schriftlichen Überlieferungen spricht somit vehement gegen die Phantomzeitthese“ [M. 598].

„Wer hätte da also das Fälschen ganzer Serien von Urkunden, Büchern und sonstiger Schriftstücke bezahlen sollen?“ [M. 598]

Da staunt der Nicht-Mediävist: Kosten-/Nutzen-Betrachtungen für Skriptorien, in denen die Mönche für Stunden- oder Akkordlohn, nicht für Gottes Lohn geschrieben hätten? Der Enthüller skriptorialer Geheimnisse trägt den größten Teil dieses Pergamentberges aber gleich wieder ab [M. 598]:

„Ein mittelalterlicher Fälscher hätte – wenn überhaupt – Chroniken und Annalen gefälscht, um ein erfundenes Geschichtsbild zu untermauern, aber mit Sicherheit nicht die Urkunden, denn diese waren praktische Gebrauchstexte, als Quelle für die Geschichtsschreibung und damit als Beweismittel für historiografische Theorien wurden sie nicht gesehen.“

Sicher ging es bei den Urkunden in den meisten Fällen um Rechtstitel, für deren Fälschung aber genügend Gründe vorstellbar sind. Einen zentralen hat Hans Constantin Faußner mit den veränderten Konditionen ab dem Wormser Konkordat, 1122, genannt. Diese These eines Rechtshistorikers ist Molkenthin seine längste Fußnote wert, aus der ich zitiere:

„Gerhard Anwander lobte in der Zeitschrift ‚Zeitensprünge‘ die Arbeiten Konstantin Faußners über das Werk Wibalds von Stablo. Das Ergebnis dieser Untersuchungen [...] ist schon alleine deshalb höchst fragwürdig, weil der Rechtshistoriker Faußner in seiner Erörterung ganz unbekümmert Begriffe wie ‚Staatlichkeit‘, ‚Staatsland‘ und ‚Staatsvermögen‘ auf das Mittelalter anwendet, die für diese Zeit aber völlig unangebracht sind, weil es derartige Vorstellungen von einer uns geläufigen Staatlichkeit überhaupt nicht gab“ [M. 600].

Damit ist freilich nicht die kuriose Argumentation Schieffers aus der Welt, der eine hier von Molkenthin verteidigte Urkunde Ottos III. wegen des „zittigen Duktus“ beim Bestätigungsstrich (2,5 cm Länge !) für original und echt hält [vgl. Faußner 34 f.]. Faußners umstrittenen Begriffswahl ändert nichts daran, dass beim Wormser Konkordat Bedingungen für Grundbesitz festgelegt worden sind, die nun rückwirkende Fälschungen nötig machten – auch wenn meine Zustimmung erneut meine Inkompetenz bewiese [M. 601].

V

Es sei ein „Lieblingsargument“ von mir, den Umstand zu betonen, dass meine diversen Ko-Autoren und ich keine Historiker sind. Sicherheitshalber gibt Molkenthin [M. 598] keine Belegstelle an, denn ich vergesse selten, dass zum Kreis der *Zeitensprünge*-Autoren Historiker gehören, darunter mit Andreas Birken und Klaus Weissgerber auch promovierte. Aber da ich mir nicht einmal einen ungeschützten Titel wie „Historiker“ anmaße, weise ich korrekterweise auf mein Außenseitertum hin, betone allerdings, dass der Blick von außen oft leichter ist als der von innerhalb einer Zunft, noch dazu, wenn diese so wandlungsresistent ist, wie sie Johannes Fried beschrieben hat [1996; vgl. Illig 1997, 279-283]. Molkenthin prüft nun meine (Rest-)Kompetenz an drei Beispielen:

Zum Karlsgraben schrieben wir: „Weil die alten Quellen – mit Ausnahme des Karlsbiographen Einhard – anschaulich schildern, wie die Franken bis zur

Resignation im Dauerregen graben...“ [Illig/Anwander 65]. Molkenthin pocht darauf, dass von dieser ‘Regenschlacht’ „nur in einer einzigen [Quelle] erzählt“ wird [M. 599]. Das ist allerdings ein reines Abgrenzungsproblem: Wann endigen Molkenthins alte Quellen?

Härter geht er zur Sache, wenn er Folgendes zu Papier bringt:

„Das berühmte ‚Book of Kells‘ könne gar nicht im frühen Mittelalter entstanden sein, so Illig, da man die dort verwendeten Farbstoffe afghanischer Provenienz wegen des fehlenden Fernhandels im Europa des 9. Jahrhunderts gar nicht habe bekommen können. Fernhandel ist allerdings sehr wohl für die Zeit des frühen Mittelalters nachgewiesen. Diese Aussagen Illigs sind schlicht falsch und sprechen nicht gerade für die Kompetenz der Außenseiter“ [M. 599].

Also hätte ich nichts von Fernhandel im frühen Mittelalter gewusst und würde Falsches verbreiten? Molkenthin bezieht sich nur auf eine einzige Buchseite [Illig 1999, 324]; hätte er umgeblättert, handelte er sich jetzt nicht den Vorwurf willkürlicher Selektion ein. Dort steht [ebd., 326]:

„Während es um 800, ohne Fernhandel und mit einer arabischen Blockade des Mittelmeers, unmöglich war, diesen Halbedelstein aus Afghanistan zu importieren, gab es diese Möglichkeit später durchaus, wie Doris Oltrogge und Robert Fuchs mittels Farbspektrometern bewiesen. »So konnten die Forscher nachweisen, dass es zur ottonischen Zeit offenbar einen florierenden Import von Lapislazuli aus dem Orient gab. Mit den Kreuzzügen reißt die Verwendung des kostbaren Edelsteins für Blaufarben fast völlig ab, und Indigo tritt, wie im früheren Mittelalter, wieder an seine Stelle [Schümer 1993]. Aus anderen Beobachtungen wissen wir, daß ab ≈960 fernöstliche Gewürze auf den Inlandsmärkten auftauchen [Fried 1991, 48].“

So spricht der Außenseiter viel präziser als der selbsternannte Fernhandelspezialist Molkenthin: Fernhandel ab ≈960, also im frühen Mittelalter, bis ≈1100, davor kein Fernhandel. Die Mittelmeerblockade zu Karls Zeiten habe nicht ich mir ausgedacht, sondern Molkenthins Ko-Spezialisten. Sie begründeten mit ihr bei der ‘Elefanten-Ausstellung’ in Aachen (2003) den Fußmarsch des Rüsseltiers bis Tripolis, der bei einer Einschiffung an der Levante-Küste um ca. 3.500 km kürzer hätte ausfallen können [vgl. Illig 2003]. So erzielt Molkenthin seinen Nachweis meiner angeblichen Inkompetenz und meiner angeblichen Falschaussagen durch verkürztes Lesen und Verzerren – kein wirklich gutes Zeugnis für einen Forscher, der Texte über alles stellt.

Das dritte Beispiel für meine angebliche Inkompetenz leitet Molkenthin mit einem erstaunlich klaren Beweis eigener Unfähigkeit ein. Es geht um Otto III., Papst Silvester II. und den von mir unterstellten Zeiteinschub:

„Und um die Erfindung dieser 300 Jahre nicht zu offensichtlich werden zu lassen, habe man sie nicht in die eigene Lebenszeit eingefügt, sondern

stattdessen in die karolingische Epoche, die zu Ottos Zeit immerhin schon fast 150 Jahre zurücklag“ [M. 599].

Hat dieser Mann irgendetwas von meinen Darlegungen verstanden? Die 300 Jahre seien in die karolingische Epoche eingefügt worden, in eine Epoche, die schon fast 150 Jahre zurückgelegen habe? Also hätte Otto die karolingische Epoche, bislang im Osten von 750 bis 911, um 300 Jahre verlängert; und der Abstand zwischen 911 und 999 als Zeitpunkt für Ottos Handeln betrüge fast 150 Jahre? Wehe der Wissenschaft, die solche Kritiker hervorbringt.

Zurück zu seinem dritten Beispiel. Da weiß er besser als ich, was in Otto III. vorgegangen sein dürfte, ob er als Endzeitkaiser für Christus das letzte Millennium einläutete. Wie sagt der Gegner meiner Ausführungen, der Kenner von Ottos Innerstem: „Dem Mediävisten ist dies alles klar, dem Außenseiter offensichtlich nicht“ [M. 600]. Der 'Beichtvater' Ottos fährt fort:

„Es finden sich in der Illigischen Argumentation nicht nur falsche, sondern auch falsch verstandene oder schlecht recherchierte Informationen“ [M. 601].

Warum hätte nur Molkenthin das Privileg auf Fehler, falsches Verstehen und schlechtes Recherchieren? Das bekannte Beispiel über Radierungen bei otto-nischen Jahreszahlen dient ihm dazu, noch einmal den Namen Wilhelm Kammeier ins Spiel zu bringen. Was habe ich über ihn geschrieben? Einmal meine Einschätzung seiner These von der *Großen Aktion* [Illig 1998, 339 ff.]: Sie „beruhte auf richtigen Beobachtungen und berechtigtem Mißtrauen, war aber zu kurzschlüssig und zu einseitig“ [ebd. 340].

„Zielte auch Kammeiers These viel zu weit, war sie auch durchsetzt und getragen von einem germanophilen Minderwertigkeitsgefühl, hat er doch zahllose Ungereimtheiten im Mittelalter (auf)gespürt und auch – anhand von anerkannter Fachliteratur – klar gezeigt, daß mittelalterliche Dokumente zu oft falsche oder veränderte Datierungen tragen, als daß dies nur auf das mangelnde kleine Einmaleins der Notare geschoben werden könnte“ [ebd., 340 f.].

Wie meine Arbeiten durchgehend ausweisen, habe ich außer seiner Urkundenkritik, die sich bei Lektüre von Harry Bresslau unmittelbar bestätigt, nichts, aber auch gar nichts übernommen – auch wenn mir Molkenthin dreist unterstellt, ich hätte von Kammeier unterstellte schwankende Jahreszählungen „nahtlos übernommen“, was er natürlich nicht nachweist [M. 603, Fn 41]. Im zweiten Buch setzte ich an diesem Punkt noch einmal an.

„Die Diplomatiker, also die Urkundenforscher, wissen das längst, Standardwerke wie jenes von Harry Bresslau berichten seit vielen Jahrzehnten, daß die damaligen Notare größte Mühe mit dem kleinen Einmaleins und mit der aktuellen Jahreszahl gehabt haben müssen. Als das ein Außensei-

ter, Wilhelm Kammeier, hervorhob und zur Basis einer Verschwörungssaktion der Kirche gegen das deutsche Kaisertum machte, war erst die Verunsicherung und später die Empörung der Fachleute groß. Seitdem behilft sich die Fachwelt so: Wer unsere Urkunden derart bezweifelt, wird als rechtsnational eingestuft“ [Illig 1999, 241].

Diese Einstufung bezog sich, wie das „seitdem“ und die zugehörige Fußnote (Hinweise auf J. Fried und zugehörige Zitationen) unmissverständlich ausweisen, auf mich, den Fried und andere in der rechten Ecke ansiedeln wollten. Und was hat Molkenthin verstanden, wenn er schon den höflich-dezenten Hinweis auf verleumderische Kollegen nicht bemerkt hat?

„In seinem Buch ‚Wer hat an der Uhr gedreht?‘ [...] meinte Illig, Kammeier in Schutz nehmen zu müssen. Dabei nannte er die Verurteilung Kammeiers durch die Mediävistik, die seine These ablehnte und ihn als rechtsnationalen Nazisympathisanten entlarvte, eine reine Diffamierung, die man nur vorgebracht habe, da man gegen seine These nichts Inhaltliches habe vorbringen können“ [M. 602].

Also hätte ich die Entlarvung Kammeiers als rechtsnationalen Nazisympathisanten eine reine Diffamierung genannt? Wer solches aus meinem obigen Text herausliest, diffamiert mich vorsätzlich und mit Bedacht, zumal er in rhetorischer Verneinung auch noch seinen Verdacht ausspricht:

„Nun soll hier Illig nicht der Vorwurf gemacht werden, selbst einer rechtslastigen politischen Richtung anzugehören. Seine geistige Verwandtschaft mit Kammeier liegt vielmehr in dessen Methodik und Eigenwahrnehmung“ [M. 603].

VI

Es folgt der Showdown, in dem nochmals die angeblichen Grundmuster meiner Argumentationswege zusammengestellt werden [M. 603 f.].

- „die für sein Werk fundamentale Annahme, dass sich der Wahrheitsgehalt der schriftlichen Überlieferung an der Zahl der archäologischen Funde verifizieren lassen müsse“,
- „die unzulässige Übertragung von Maßstäben, Ansichten und Erkenntnissen aus der Gegenwart auf die Vergangenheit“,
- „im Kolportieren falscher oder falsch verstandener Informationen und Theorien“,
- sein „rigider Positivismus“.

Punkt 1 leidet wieder unter Molkenthins verzerrender Sicht. Seiner Formulierung nach wäre etwas um so wahrer, je mehr archäologische Funde vorliegen. Das sehe ich nur cum grano salis, liegt es doch nicht an der Zahl, sondern an der Beweiskraft der Stücke. Den Punkt 2 verletzen alle zurückblickenden For-

scher immer wieder, ob sie es wollen oder nicht. Molkenthin ist es nicht gelungen, mich hier als Ausnahme hinzustellen. Zum dritten Punkt hat Molkenthin mindestens 2.000 Seiten meiner Arbeiten ausgewertet; trotzdem konnte er mich seltener der Kolportage überführen als ich ihn auf seinen 16 Seiten. Ein ungewolltes Kompliment, das ich dankend annehme.

Es folgt eine Zusammenfassung von Sawickis Gedanken, „die zurzeit wohl beste geschichtsphilosophische Einordnung der Illigschen Werke“ [M. 604]. Ich habe mich mit ihr gründlich in den *Zeitensprüngen* auseinandergesetzt [Illig 2002]. Molkenthin blieb davon nur das in Erinnerung, was *nicht* enthalten ist: „dem Heribert Illig außer wüsten Beschimpfungen nichts entgegenzusetzen hatte“ [M. 604]. Wäre er weniger vorurteilsbelastet, hätte er bemerkt, dass Sawicki deutlich aggressiver formuliert und in Rage Sätze produziert, die die „zurzeit wohl beste geschichtsphilosophische“ Darstellung der Lächerlichkeit preisgeben. Ich erinnere nur an den – für wen wohl – vernichtenden Schlusssatz [Sawicki 99]: „Seine [Illigs] Bücher über die ‚Karlslüge‘ bleiben autistisch.“ Diese tiefe Einsicht verrät so manches über den hoffnungsvollen Nachwuchsphilosophen und -psychologen.

So bestätigt sich auch auf der letzten Seite, was schon länger klar ist: Molkenthin fälscht sich seinen Illig so zurecht, bis er den schlimmstmöglichen Vorurteilen innerhalb der Mediävistik entspricht. Er verformt meine Sätze, er verzerrt sie, dreht sie in ihr Gegenteil, diffamiert mich, wenn es ums Rechtsnationale geht, unterschiebt mir Fehler und Falschheiten und stellt meine Zeiteinschubthese bezüglich Otto III. so dar, als ob sie ein Kretin ersonnen hätte. Ich will nicht darüber befinden, ob Molkenthin nicht lesen kann oder nicht das lesen will, was von mir geschrieben worden ist. Es drängt sich allerdings der Verdacht auf, dass dieser Mann mangels besserer Argumente absichtlich so handelt, wie ein Verfälscher.

„Die Mediävistik muss sich jedenfalls vor Außenseitern wie Illig nicht fürchten“ [M. 604] – so Molkenthins Schlusssatz. Wir dürfen ihm entnehmen, dass weiterhin Ängste innerhalb dieser Wissenschaft kursieren. Denn natürlich wissen die klügeren Vertreter unter ihnen, dass der Widerspruch zwischen Bauten, Funden und Schriften nicht dadurch aus der Welt geschafft wird, dass junge Heißsporne wie Sawicki auf mich losgelassen werden oder ein Molkenthin in bewährter Manier – immerhin verdrehte er schon 1998 in gleicher Weise meine Aussagen [vgl. Illig 1998, 402-405] – auf mich losgeht.

Da wäre im Übrigen noch die im Titel von Molkenthin formulierte, aber nicht beantwortete Frage: Was ist von der Mittelalterdebatte zu halten? Wenn man Molkenthin liest, hat man den lebhaften Eindruck: Nichts. Eine Wissenschaft, die einfach nicht den Blick von den Pergamenten heben kann, eine Wissenschaft, die offenbar nur ihre eigenen Texte erfassen und werten kann,

ist damit überfordert, eine Debatte über eine umstürzende These zu führen. Alles ist auf Abwehr gerichtet, auf bössartige Abwehr – nie ist ein Ansatz zu erkennen, dass sie sich auch nur versuchsweise auf die ihr fremde Argumentation einließe. Ein hoffnungsloser Fall?

Zu suchen ist der Weg, auf dem wir das bislang Unvereinbare – hie Schriftquellen, hie archäologischen Befund – zu einer Synthese bringen. Weil Wissenschaftler wie Molkenhain so kurzsichtig sind, dass sie das Einzige, was sie anerkennen, nämlich Schriften, nicht lesen können, werden sich die Archäologen in die Bresche werfen. Hier im Heft wird von mir darauf hingewiesen (S. 341), wie eine Dorothea Hochkirchen, wie ein Sven Schütte mit Hochdruck daran arbeiten, fast mit Gewalt Architekturüberreste und Steinfragmente zu karolingisieren, während die Streichung eines Begriffs wie „karolingisches Westwerk“ durch Dagmar von Schönfeld de Reyes (S. 344) ignoriert wird. Das wird sich fortsetzen, jedoch das Problem nur zuschütten, nicht lösen.

Immerhin hat sich eines verändert: 1999 verhängte Michael Borgolte die ‘damnatio memoriae’ über mich, eine vielleicht eher unbedachte Äußerung in einem Interview [Bach], die lediglich explizit klarstellte, dass damals längst – es wurde gerade der Katalog für die Paderborner Ausstellung zusammengestellt – ausgemacht war, dass die 1.500 prachtvollen Seiten zwar meine Thesen ad absurdum führen müssen (Verlagsmotto: „Prachtvoller können Illig Thesen nicht widerlegt werden“), aber um keinen Preis These oder Urheber nennen dürfen. Molkenhain beschreibt diese Ächtung auf seine Weise:

„Die Mediävistik hat sich kurz und heftig mit dieser These auseinandergesetzt, es dann aber vorgezogen, ihre Zeit wieder den wichtigen Dingen in ihrem Forschungsfeld zuzuwenden und Illig nicht weiter zu beachten“ [M. 590].

Nun gehört Michael Borgolte zu den Herausgebern der *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, ist also über seinen Schatten gesprungen und verlangt nicht länger mehr das Schweigen über meine Person und über meine These. Immerhin.

Literatur

- Bach, Ingo (1999): 2 Interviews (mit Michael Borgolte und HI) + ein Artikel über „Ist das frühe Mittelalter eine Erfindung?“ in *Der Tagesspiegel*, Berlin, 29. 6.
- Bohrer, Michael (1999): Karolingerpfalz in Paderborn? in *Zeitensprünge* 11 (3) 439-458
- Cardini, Franco (1995): *Zeitenwende. Europa und die Welt vor tausend Jahren*: Darmstadt
- Faußner, Hans Constantin (1997): *Königsurkunden-Fälschungen Wibalds von Stablo im Bayerisch-Österreichischen Rechtsgebiet aus diplomatischer und rechtshistori-*

- scher Sicht.* (Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Band XVIII); Sigmaringen
- Fried, Johannes (1996): Vom Zerfall der Geschichte zur Wiedervereinigung. Der Wandel der Interpretationsmuster; in Otto Gerhard Oexle (Hg.): *Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhunderts*; Göttingen, 47-72
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (⁵2003): Wann lebten die Pharaonen? Gräfelting
- Illig, Heribert (1997): Von Wenden und schrecklichen Visionen. Die Mittelalter-Debatte wird umfassend; in *Zeitensprünge* 9 (2) 260-285
- (1998): *Das erfundene Mittelalter*; München (Zitiert aus der ersten Taschenbuch-Ausgabe, die wie alle späteren das Nachwort enthält)
 - (1999): Paderborns prachtvolle Phantomzeit. Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen; in *Zeitensprünge* 11 (3) 403-438
 - (2002): Hinterweltler aller Art. Eine zuweilen widerwärtige Mittelalter-Diskussion; in *Zeitensprünge* 14 (19) 150-172
 - (2003): Dickhäuter und Schweigegehd. Phantomzeitdebatte? in *Zeitensprünge* 15 (2) 396-405
 - (2005): Die Meistersinger von Deutschland. 10 Jahre Karlsverwerfungen und -debatten; in *Zeitensprünge* 17 (3)
 - (2007a): Karolingische Komputistik? Zu Beda und Borst, Bischoff, Theophanes und Isidor; in *Zeitensprünge* 19 (1) 156-184
 - (2007b): St. Pantaleon – vier Rekorde fürs Guinness. Sven Schütte als karolingischer Lückenbüßer; in *Zeitensprünge* 19 (2) 341-368
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit. Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Eine systematische Studie*; Gräfelting
- Koch, Wilfried (1988): *Baustilkunde. Europäische Baukunst von der Antike bis zur Gegenwart*; München
- Molkenthin, Ralf (2007): Phantomzeit und Mediävistik. Oder: Zwölf Jahre „Mittelalterdebatte“ und was davon zu halten ist; in *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* (7/8) 589-604
- Sawicki, Diethard (2001): Lügenkaiser Karl der Große? Ein kritischer Blick auf Heribert Illigs These vom erfundenen Mittelalter; in: Tillmann Bendikowski, Arnd Hoffmann, Diethard Sawicki: *Geschichtslügen. Vom Lügen und Fälschen im Umgang mit der Vergangenheit*; Münster, 75-104

Susanne Fuder und Gerhard Anwander haben mich in dankenswerter Weise bei diesem Artikel unterstützt.

*

Dieser Beitrag steht nicht in der zeitlichen Gliederung des übrigen Heftinhaltes, weil mir der Beitrag von Ralf Molkenthin erst bei Redaktionsschluss für die übrigen 280 Seiten zugegangen ist. Nun müsste die Replik eigentlich ganz am Heftende stehen, doch die Preisnennungen im „Kaleidoskop“ verlangen zwingend eine Positionierung auf der letzten Seite (so will das die Post bei einer „Büchersendung“).

Kaleidoskop

Mondentstehung

Folgende Theorien sind begraben worden: die Abspaltung des Mondes von der Erde (George DARWIN, 1878) und Hanns HÖRBIGERS wiederholter Mond-einfang (1913), dann die Parallelbildung von Erde und Mond (KANT 1755, C. F. v. WEIZSÄCKER 1944). Derzeit favorisiert ist Donald R. DAVIS' 1975 entwickelte Kollisionstheorie (präzisiert 2001 durch Robin CANUP/Erik ASPHAUG): In der planetaren Frühphase wurde die Proto-Erde (90 % ihres jetzigen Gewichts) von einem marsgroßen Planetesimal fast streifend getroffen. Aus Material des 'Aggressors' und der Erde bildete sich der Proto-Mond, der anfangs in 60.000 km Distanz kreiste und wegen des Drehimpulserhaltes – Werner BENECKEN widerspricht auf S. 497 – heute 384.000 km Abstand hält.

Inhester, Gerrado (2006): Auf Kollision. Die Entstehung unseres Mondes wird seit Jahrhunderten von Astronomen diskutiert, doch bis jetzt konnte noch keine der Theorien endgültig bewiesen werden. Die Forschungsergebnisse deuten aber ziemlich klar in eine Richtung; in *Salzburger Nachrichten*, 4. 11. 06

Kontinentalverschiebung

Der in diesem Heft bereits genannte Alfred WEGENER (S. 245 u. 502) könnte sich heute über ein schönes Werk *Plattentektonik* erfreuen. Darin wird auch berichtet, dass WEGENER Ende der 20er-Jahre leider keinen Kontakt zu seinem ebenfalls in Graz lehrenden Kollegen Rudolf Gangolf SCHWINNER (1878–1953) hatte, deshalb seine Drifttheorie nicht mit dessen Antriebstheorie vereinen und so die Plattentektonik nicht vorwegnehmen konnte.

Frisch, Wolfgang / Meschede, Martin (2005): *Plattentektonik*; Darmstadt

Müller, Wolfgang (2007): *bücher für randgruppen*. Ganz spezielle Tektonik: Bücher über die Kontinentalverschiebung und andere Katastrophen; in *tageszeitung Berlin (taz)*, 2007

Altsteinzeitliche Revolution

390.000 Jahre vor der neolithischen Revolution (ab -8000) hat Helmut ZIEGERT von der Uni Hamburg erste Anfänge dörflichen Wohnens in Libyen und Äthiopien gefunden – bereits beim *Homo erectus*, nicht erst beim *Homo sapiens*. Reiche Werkzeugfunde stammen aus dem Acheulien, also aus der älteren Altsteinzeit. Nunmehr wird der Menschwerdungsprozess ganz anders einzuschätzen sein – oder die Chronologie verändert. Denn es gibt im libyschen Budrinna Steinhütten aus der Zeit um -400000, aber auch solche von ca. -200000 – als wäre es selbstverständlich, dass ein Wohngebiet nach einer

derartigen Zeitspanne immer noch bevorzugt werden könnte. Aber niemals wird Skepsis gegen Guinnessbuchrekorde ankommen...

Ziegert, Helmut (2007): A new dawn for Humanity: Lower palaeolithic village life in Libya and Ethiopia. Helmut Ziegert presents a stunning world exclusive in *Minerva* for the emergence of village life 390,000 years before the Neolithic Revolution; in *Minerva* July/August 2007, 8 f.

Mammutforschung

Das am besten erhaltene Mammut, genauer gesagt die Permafrostmumie eines 6 bis 12 Monate alten Kalbes von 50 kg Gewicht, melden russische Forscher. Nur der Schwanz ist abgeissen worden. So gibt es neue Aufschlüsse über die Anatomie. Wer nun auf Klonung hofft, wird zunächst enttäuscht. Denn es gibt zwar mittlerweile von Tausenden aufgefundenen Mammut Genom in Millionen Stücken, aber keine ganzen Zellen mit Organellen und DNA in Chromosomenform. Es wird also dauern, bis ein Mammutbaby namens Knuthilde die Zoo-Besucher erfreut.

fer (2007): Einer der letzten seiner Art; in *Süddeutsche Zeitung*, 12. 6. 07

Hofreiter, Michael (2007): Genetik. „Wir haben Millionen Fragmente“. Ein Interview; in *Der Spiegel*, 29/2007, 16. 7. 07, S. 115

Mammut – das älteste Kunstwerk

Erstmals konnte ein vollständiges Miniaturkunstwerk aus der Altsteinzeit geborgen werden: ein Mammut von noch nicht 4 cm Länge und 7,5 gr Gewicht. Es stammt aus dem Vogelherd, einer Höhle auf der Schwäbischen Alb, wo bereits zahlreiche Fragmente anderer Kunstwerke gefunden sind.

Brembeck, Reinhard (2007): Urschwäbische Wertarbeit. Archäologen der Universität Tübingen präsentieren das älteste Kunstwerk der Welt; in *SZ*, 21. 6. 07

Schulz, Matthias (2007): Das magische Mammut; in *Der Spiegel*, Nr. 27, vom 2. 7. 07, 134-145 (Titelgeschichte)

Drumlins und Esker

Nahe von Bodensee und Starnberger See gibt es delfinrückenartig geformte Hügel, die der Eiszeit zugeschrieben werden. Jetzt konnte mittels seismischer Reflexe nachgewiesen werden, dass sich unter dem Gletschereis der Antarktis solche bis 40 m hohen Hügel tatsächlich binnen lediglich sieben Jahren bilden können. Ob es eine ähnliche Bestätigung für Oser/Esker gibt, die uns Milton ZYSMAN 1995 [Illig 217] vorgestellt hat?

Bojanowski, Axel (2007): Tropfen aus Sand. Die Antarktis zeigt, wie die Voralpen-Hügel entstanden sind; in *Süddeutsche Zeitung*, 14. 2. 07

Illig, Heribert (1995): Jahrestreffen 1995 im Würmtal; in *Zeitensprünge* 7 (3) 216-221

Großkatastrophe in Nordamerika

Bislang galt es als eines der großen geologischen Schauspiele: Vor 12.900 Jahren stauten sich die Schmelzwasser nach Eiszeitende hinter einem riesigen Eisdamm. Als er brach und die Flut in den Nordatlantik floss, brachte sie eine warme Meeresströmung zum Erliegen, die für eine kurze Blütezeit im Norden gesorgt hatte, Profit für Menschen, Tiere und Pflanzen – doch nun abgelöst durch die Jüngere Dryas-Kältephase.

Geologen um Allan West aus Arizona entdeckten nun Spuren eines Impaktes (Iridium, Glaskügelchen und winzige Diamanten), nicht aber vom Einschlagskörper selbst. So gäbe es eine neue These, warum Chlovis-Mensch, Mammut und Mastodon binnen kurzer Zeit aus Nordamerika verschwunden sind. Da ein derartiger Einschlag Feuersbrünste auslöst und für 'verbrannte Erde' sorgt, greift diese Theorie weiter als der Eisbarrierenbruch.

Bojanowski, Axel: Die Kälte nach dem Knall. Meteorit warf Nordamerika wohl einst in die Eiszeit zurück; in *Süddeutsche Zeitung*, 23. 5. 07

Kreationismus auf dem Vormarsch

Landauf, landab mehren sich die Berichte, wonach hier dem Kreationismus mal eine Schultür geöffnet oder gewaltiges Propagandamaterial von seinen Vertretern unters Volk verteilt wird [Strittmatter]. Unnötig zu sagen, dass Glaubensinhalte niemals Inhalte der Naturwissenschaften sein können. Aber es rächt sich zunehmend, dass in den Wissenschaften vieles geglaubt wird, weil es schon immer so gelehrt worden ist. Biologen wiederum bemerken oft nicht, dass ihre Beweise für Evolution eher die Skepsis gegen Evolution verstärken. Jüngstes Beispiel:

Eine Sternorchidee aus Madagaskar bewahrt ihren Nektar in einem mehr als 20 cm langen Blütenporn. Warum?

„Darwins Antwort: Weil es einen Bestäuber gibt, dessen Saugrüssel so lang ist wie der Blütenkelch. Blume und Bestäuber schaukelten im Lauf der Evolution ihre Sporn- und Rüssellänge in kleinen Schritten gegenseitig hoch“ [Anhäuser].

Es geht aber auch schneller, wenn eine Blume (*Aquilegia*) ihrem Bestäuber untreu wird, weil ein längerer Saugrüssel auftaucht. „Innerhalb kürzester Zeit passten sie dann die Länge ihrer Nektarspore an und es entstand eine neue Art“ [ebd.]. Gab es jedoch gerade mal keine passende Mutation, dann blieb die Pflanze ohne Bestäuber oder umgekehrt – mal 10 Jahre, mal 100.000 Jahre. Wer solches in die Welt setzt, benötigt ein Modell, wie sich Mutationen und Arten nach Bedarf bilden können. Das gilt auch für diesen Befund:

Ein samoanischer Edelfalter hat sich durch Genveränderung binnen weniger Generationen gegen einen tödlichen Parasiten immunisiert. „So viel ich

weiß“, so die Evolutionsgenetikerin Sylvain CHARLAT, „ist das die schnellste evolutionäre Entwicklung, die jemals beobachtet worden ist“ [fer]. Gezielte Mutation? Weil das Lamarckismus wäre, darf es dieses darwinistische Modell nicht geben. Wieder freut sich der Kreationist.

Aber es gibt Hoffnung auf Evolution der Evolutinstheorie: Mark PAGEL (University of Reading) sieht ungefähr ein Fünftel der Erbgutveränderungen durch „plötzliche Ereignisse“ entstehen, ob das nun folgenreiche Mutationen oder Naturkatastrophen sind.

Anhäuser, Marcus (2007): Auf die Länge kommt es an. Wie sich Blütenkelche und Saugrüssel in der Evolution gemeinsam entwickeln; in *SZ*, 8. 7. 07

chu (2006): Evolution im Zeitraffer. Auch sprunghafte Erbgutveränderungen erzeugen neue Arten; in *Süddeutsche Zeitung*, 6. 10. 06

fer (2007): Turbo-Evolution. Falter entwickelt Parasiten-Abwehr; in *SZ*, 14. 7. 07

Strittmatter, Kai (2007): Wie der Türke Adnan Oktar gegen Darwin kämpft: „Werden sie unsere Bücher nun verbrennen?“ Feldzüge fürs ewige Kaninchen. Viel Geld ist im Spiel und viel Macht über Menschen, wenn der einflussreichste muslimische Kreationist mit seinen Büchern die Welt überzieht; in *Süddeutsche Zeitung*, 9. 7. 07

Nebras ‘Banane’

Am jetzt als gesichert geltenden Fundort der Himmelsscheibe von Nebra ist ein Besucherzentrum mit Ausstellungs-, Planetariums- und Veranstaltungsräumen errichtet worden. Der obere Teil für die Exposition ist – 60 m lang – der ‘Himmelsbarke’ auf der Scheibe nachgebildet worden. Nahebei steht der Fundstellenturm als Sonnenuhr. Dieses Zentrum ist Höhepunkt des „Himmelsweges“ von Sachsen-Anhalt, der von Halle (dort die Scheibe im *Landesmuseum für Vorgeschichte*) nach Goseck (75 m durchmessende, rekonstruierte Kreisgrabenanlage als Observatorium, Ausstellung in Burg Goseck) und über ein jungsteinzeitliches Großkammergrab zurück nach Halle führt.

Eggebrecht, Harald (2007): Vom Mittelberg in den Himmel. Die „Arche Nebra“ ist ein modernes Besucherzentrum und dient dem Sensationsfund einer 3600 Jahre alten Himmelsscheibe; in *SZ*, 21. 6. 07

Kerner, Martin (2006): Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra; Gräffelfing, S. 264-337

Bernstorf bei Freising

Dem rührigen Manfred MOOSAUER, Internist und Hobby-Archäologe, ist es gelungen, ein Museum für die mykenischen Funde im dortigen Areal anzustoßen. Am 22. 7. wurde vom Bischof persönlich ein Bürgerhaus eingeweiht, das in zwei Jahren auch ein Museum bergen wird.

Illig, H. (2005): Bernstorf: ‚Bayrisch-Mykene‘; in *Zeitenprünge* 17 (3) 507-510

Pyramidenbau

Zwei ärgerliche Pressekampagnen sind zu verzeichnen: Benutzten die Ägypter beim Pyramidenbau eine Art Beton? Und kombinierten sie große Rampen und Innenrampen? Sie sind ärgerlich, weil es in keiner Weise um neue Ideen geht, sondern um Altwasser in neuen Schläuchen.

Der französische Chemiker Joseph **DAVIDOVITS** sprach 1986 von einem „béton géopolymère“ [vgl. Illig/Löhner 34]. Nun ist der amerikanische Materialwissenschaftler Michel **BARSOU** vorgetreten und hält zumindest einige Steine für vor Ort aus Beton gegossen. Das Wort Beton steht schlicht für ein Gemenge aus Zement, Wasser und Zuschlagstoffen wie Kies oder Sand. Die Haltbarkeit wird von der Güte des Zements bestimmt. Bei unserem heutigen Beton glaubte man – bis saurer Regen u.ä. auf viel kürzere Zeiträume wies – dass es 1.000 Jahre dauere, bis er vollständig durchtrockne und dann zu Sand zerriesele. Nun ist unser Zement wesentlich dauerhafter als der von **DAVIDOVITS** präferierte Kaolinit-Ton – dementsprechend wären die Pyramiden längst zu einem Sandhaufen zerronnen, sofern sie wenigstens 500 Jahre alt wären.

Der Pariser Architekt Jean-Pierre **HOUDIN** ist auf etwas ganz etwas Neues gekommen: Der Steintransport muss auf raffinierte Weise erfolgen. Erst eine 400 m lange Außenrampe, dann „die Königskammer mit Gegengewichten in Position gebracht“, sprich ihre Granitmonolithen hochgezogen. Nun wird eine eckige Tunnelwendelrampe gebaut und darin die Steine auf Schritten hochgezerrt, wobei die Gespanne an den offenen Ecken jeweils um 90° gedreht werden. Glück auf!

Das erinnert ungemein an Rainer **STADELMANN**s inpraktikables Kombi-Rampen-Modell, das ganz oben Flaschenzüge und Ochsen braucht und deren verschiedene Außen- wie Innenrampen sechs verschiedene Bauphasen kennen [Illig/Löhner 110-113]. Und der Aufzug mittels Gegengewicht hätte auch einen Vorläufer [ebd., passim], der jedoch einen sinnvollen Nachfolger verdient hätte: Wer die Gegengewichte in der Königsgalerie in die Tiefe fahren lässt, der muss sie auch wieder hochbringen. Aber wie? Tragen? Oder mit Gegengewichten auf der Außenseite? Das würde zum Perpetuum mobile, doch mit ständig zugeführter Energie und garantierter Nutzlosigkeit. Die Magier **ROBERT-HOUDIN** und **HOUDINI** von einst waren viel raffinierter.

Davidovits, Joseph (1986): Le calcaire des pierres des Grandes pyramides d'Égypte serait un béton géopolymère vieux de 4600 ans; in *Revue des Questions scientifiques* 157 (2) 199-225

Ebner, Martin (2007): Wendetunnel nach oben. Computersimulation soll den Bau der Cheopsyramide erklären; in *Stuttgarter Zeitung*, Ende April

Herrmann, Sebastian (2006): Kleckse statt Klötze. Benutzten die Ägypter beim Bau der Pyramiden eine Art Beton? in *Süddeutsche Zeitung*, 2. 12. 06

Illig, Heribert / Löhner, Franz (2003): *Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampezeit*; Gräfelfing

Nikolei, Hans-Hermann (2007): Das Geheimnis der Baumeister. Ein Architekt simuliert, wie die Cheops-Pyramide errichtet worden sein könnte; in *Elmshorner Nachrichten*, 7. 3. 07

Tutanchamuns Tod

Allzu rasch hat Bob **BRIER**, in New York lehrender Ägyptologe, den vielleicht berühmtesten Pharaon einem Mordanschlag erliegen lassen. Die Mumie ist jetzt von Frank **RÜHLI** – Anatomisches Institut in Zürich – mit dem Computertomografen untersucht worden. Sie stammt von einem ungefähr 19-jährigen Mann, dessen linker Oberschenkel nahe dem Knie mehrfach gebrochen ist. Bei einem Streitwagenunfall wäre die offene, stark blutende Wunde in den Schmutz geraten und der Pharaon binnen weniger Tage an Blutvergiftung gestorben. (Andere Frakturen sind mit Sicherheit erst nach dem Tod entstanden.) Damit die Rätsel nicht ausgehen, antwortete der Anatom auf die Frage, ob nicht auch die Oberschenkelfraktur postmortal passiert sein könnte: „Wir können das nicht ausschließen“, bevor wir nicht den Körper selbst untersucht haben, was aber Ausländern nicht gestattet wird.

Brier, Bob (2002): *Der Mordfall Tutanchamun*; München (1998)

Filser, Hubert (2006): Diagnose: Vom Pferd gefallen. Forscher präsentieren eine neue Theorie über den Tod des Pharaos Tutanchamun; in *Süddeutsche Zeitung*, 30. 11.

Die verlorenen 10 Stämme in Japan

Eines der wenigen Länder, denen noch nicht die verlorenen Stämme Israels zugeschrieben worden sind, dürfte Japan sein. Das hat sich geändert. Nunmehr ist einer dieser Stämme, immer wieder siedelnd, durch Afghanistan, Pakistan, Kaschmir, Burma und China gezogen, um seine Spuren in den Zeremonien der dortigen Shinto-Kulte hinterlassen zu haben.

Kubo, Arimasa: *Israelites Came To Ancient Japan*

<http://www.5.ocn.ne.jp/~magi9/isracame.htm>

Eidelberg, Joseph (1980): *The Japanese and the ten lost tribes of Israel*; Jerusalem

- (2005): *The Biblical Hebrew Origin of the Japanese People*; Lynbrook, NY

Aristoteles neu ediert

Vom großen Aristoteles kennen wir nur die *esoterischen* Schriften, also die für den internen Gebrauch der Akademie bestimmten. Die zu seinen Lebzeiten und in der Antike bekannten *exoterischen* Schriften sind samt und sonders verschollen. Seit der Spätantike kennt man nur noch Zitationen anderer Autoren. Doch die machen in der neuen, kommentierten Ausgabe 448 Seiten aus. (Verwiesen sei auf gewisse Datierungszweifel [Illig 1995].)

- Aristoteles (2007): *Fragmente zu Philosophie, Rhetorik, Poetik, Dichtung*. Übersetzt und erläutert von Hellmut Flashar, Uwe Dubielzig und Barbara Breitenberger, Bd. 20, Teil I. der Gesamtausgabe im Akademie Verlag, Berlin
- Illig, Heribert (1995): Aristoteles – fern seiner Logik; in *ZS* 7 (4) 450-460
- Schloemann, Johan (2007): Alles darf auf den Markt. Die Dialoge des Aristoteles sind verloren. Jetzt erschließt die deutsche Werkausgabe die Fragmente des Philosophen; in *Süddeutsche Zeitung*, 2. 2. 07

Antikythera

Wenn es unter toten Gegenständen ein „lebendes Fossil“, wenn es außerhalb der Geologie einen „erratischen Block“ geben könnte, dann wären diese Begriffe für jenen korrodierten Metallklumpen zu verwenden, der vor der griechischen Insel Antikythera aus dem Meer gefischt worden ist. Er entpuppte sich als Zahnradgetriebe aus dem -1. Jh., ursprünglich in ein Holzkästchen von 30 x 20 x 10 cm integriert. Seit bald 100 Jahren werden dem zusammengebackenen Museumsstück immer wieder neue Details abgetrotzt. Seit einem Kongress im letzten November, auf dem die Forschungsgruppe um Mike EDMUNDS und Tony FLEETH neue, mit einem Computertomografen gewonnene Ergebnisse vorstellte, schwillt die Flut an neuen Internet-Einträgen. Mittlerweile wird spekuliert, ob das Gerät vielleicht das heliozentrische und nicht mehr das geozentrische Weltbild wiedergebe.

Kerner, Martin (2007): *Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendarrik*; Gräffelfing, S. 122-131

Michelangelo und Laokoon

Am 14. 1. 1506 ist er von Felice de FREDIS gefunden worden: Der Laokoon, für GREGOROVIVUS „das unschätzbarste Stück vom Leben der alten Welt“ [Schmälzle]. Rasch herbeigerufen erkannten MICHELANGELO und Giuliano de SANGALLO als erste das von Plinius beschriebene Motiv. Wenn wir lesen: „So ging der Wille [von Filippino LIPPI] zur Neuschöpfung einer Laokoon-Darstellung dem Wiederauftauchen des Originals voraus“ [ebd.], so nährt das einmal mehr den Verdacht auf MICHELANGELO als eigentlichen Urheber.

- Illig, H. (1995): Laokoon - wahrlich ein Findling. Gehört der erratische Block ins -5., -4., -3., -2., -1., +1. oder ins 16. Jh.? in *Zeitensprünge* 7 (1) 6-30
- Müller, Jürgen (2007): Michelangelo war dabei. Berühmt wie keine: Eine Ausstellung zur Laokoon-Gruppe; in *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 10. 1. 07
- Schmälzle, Christoph (2006): Das schier atmende Bildwerk. Wie der Laokoon gefunden und schnell berühmt wurde; in *Süddeutsche Zeitung*, 14. 1. 06
- Zeising, Gert (1998): Der herrliche Verbrecher oder Michelangelo als Urheber der Laokoon-Gruppe; in *Zeitensprünge* 10 (1) 145-149 (Erstdruck 1989)

Zum römischen Einfluss nördlich des Limes

HEDEMÜNDEN – das Römerlager östlich von Kassel, das etliche Teilnehmer des letzten Jahrestreffen besucht haben, ist um zwei Außenlager und eine römische Straße reicher; und so besitzt Niedersachsen neben einem umkämpften Schlachtfeld auch noch einen Legionärsdolch [*Antike Welt*]. Man darf erstaunt sein, wie rasch die Römer ihre Infrastruktur in Richtung Elbe vorgetrieben haben und wie das alles unter Tiberius (14–37) aufgegeben worden ist.

Antike Welt (2007) = Deutschland. Römische Außenposten; in 4/07, S. 5 f.

Tours und Poitiers

Das nächste Pflichtjubiläum stünde am 25. 10. 2007 an; dann läge die Schlacht 1.275 Jahre zurück. Doch schon am 21. 6. begann die *SZ* mit Jubelberichten. Dabei erfahren wir: „So unstrittig der ungefähre Verlauf der Schlacht zwischen Tours und Poitiers bei Historikern auch ist“ – schließlich hat uns ISIDOR VON BEJA bestens informiert – so strittig sei ihre Bedeutung fürs Abendland. Hier darf Aufklärer Johann Gottfried HERDER obsiegen: „Die Hispano-Araber erschienen ihm als ‚Lehrer Europas‘, die mit ihrem ‚orientalischen Genius‘ Licht in die ‚abendländische Dunkelheit‘ gebracht hätten“ [Jung]. Bei der Geschichtsschreibung scheint diese Dunkelheit noch anzuhalten.

Jung, Elmar (2007): Die Rettung der Rückständigen. Vor fast 1300 Jahren stoppte eine bunt gemischte Euro-Truppe bei Tours und Poitiers die Expansion des Islam – ein Pyrrhussieg? in *Süddeutsche Zeitung*, 21. 7. 07

Eine der ältesten Kirchen Bayerns

Eine romanische Kirche wie aus dem Musterbuch steht auf dem PETERSBERG im Landkreis Dachau. Drei Schiffe, drei Apsiden, alle in fast byzantinischer Weise ausgemalt – und alt. Sie „gilt als ältester erhaltener Kirchenbau im Erzbistum München-Freising“, berichtet dpa, wurde doch „das 900. Weihejubiläum einer der ältesten Kirchen Bayerns, der Basilika auf dem Petersberg bei Dachau gefeiert“.

Die Einweihung fand also im Jahr 1107 statt. Aufmerksame Zeitgenosse können hier herauslesen, dass die ganz alten Kirchen Bayerns aus der Karolinger- und Agilolfingerzeit stillschweigend verjüngt worden sein müssen. Denn 300 Jahre nach Karls Europaherrschaft immer noch eine der ältesten Kirchen Bayerns? Werden C14-Entgleisungen wie die vollständig erhaltene Kapelle auf Schloss Sulzbach mit ihren korrekten Baudaten (kurz vor 1000) und nicht mehr phantomzeitlich (kurz nach 800) angesetzt [vgl. I/A 356]?

Zu vermuten ist, dass die Erzdiözese die überhöhten Datierungen nicht kassiert, sondern noch gar nicht zur Kenntnis genommen hat.

dpa (2007): Eine der ältesten Kirchen Bayerns; in SZ, 2. 7. 07

Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit: Gräfelting

In memoriam Arno Borst (1925–2007)

Es erübrigte sich leider, ein Belegexemplar meiner langen Rezension über BORSTS Riesenausgabe (*Schriften zur Komputistik im Frankenreich von 721 bis 818*) an den Bodensee zu schicken [1/2007]. Dieser große Mediävist unserer Zeit hatte früh den Umfang seines Lebenswerkes abgezirkelt; nun starb er, als die Aufgabe endlich erfüllt war. Der ungeheuer fleißige Mann hatte sich seit langer Zeit dem Studium frühmittelalterlicher Kalender verschrieben und wirkte wie ein abgeschiedener Mönch, ohne Tagungen, ohne Gutachten, ohne Hilfskräfte, doch mit Mikrofilm und Computer. „Wenn die Werke dieser letzten Jahre endlich rezipiert werden, dann wird der alte Borst zu einer Legende werden, zu einem Ruhmestitel unserer Epoche“, so mahnt Gustav SEIBT die Kollegen, denen er auch ins Stammbuch schrieb: „Was Zeit, was Geschichte ist, im Allgemeinen und im Besonderen, lernt man bei keinem Historiker unserer Epoche tiefergründiger als bei Arno Borst.“

Bahners, Patrick (2007): Lebenshilfswissenschaft. Zum Tode des Historikers Arno Borst; in *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 28. 4. 07

Illig, Heribert (2007): Karolingische Komputistik? Zu Beda und Borst, Bischoff, Theophanes und Isidor; in *Zeitensprünge* 19 (1) 156-184

Seibt, Gustav (2007): Zarte und saftige Humanität. Zum Tod des großen Historikers Arno Borst; in *Süddeutsche Zeitung*, 28. 4. 07

Alexander Demandt siebzig

DEMANDTS Werk ist zu umfangreich, als dass es hier auch nur annähernd gewürdigt werden könnte, reicht es doch von knappen Zusammenfassungen wie der *Kleinen Weltgeschichte* bis zum inhaltsschweren Handbuch zur *Geschichte der Spätantike* oder zum Begleitband der gegenwärtigen Konstantin-Ausstellung in Trier. Und er hat auch über die schlecht tradierten Finsternisse des Altertums geschrieben.

Wir wollen ihm danken für seine *Ungeschehene Geschichte*, in der er Rom auch einmal wegdenkt, „um mehr über die Konstellationen zu erfahren, in denen es Wirklichkeit wurde“ [Walter]. Ähnlich hat er es auch bei den Hitler-Attentaten von Georg ELSER und Graf Schenk v. STAUFFENBERG gemacht. So ließe sich in Simulationen denken, was Mediävisten völlig fremd ist.

Demandt, Alexander (1971): *Verformungstendenzen in der Überlieferung antiker Sonnen- und Mondfinsternisse*: Mainz

- (1984): *Ungeschehene Geschichte. Ein Traktat über die Frage: Was wäre geschehen, wenn...?* Göttingen (1984)

Seibt, Gustav (2007): Augustinus und die Osterinseln. Der Universalhistoriker Alexan-

der Demant wird siebzig; in *SZ*, 6. 6. 07
Walter, Uwe (2007): Rom muss man auch einmal wegdenken; in *FAZ*, 6. 6. 07

Rudolf Schieffer ein Sechziger

Mit 32 habilitiert, mit 33 auf dem mediävistischen Lehrstuhl von Bonn (als Nachfolger von Eugen Ewig), mit 37 Mitglied im Wissenschaftsrat und mit 47 Präsident der *Monumenta Germaniae Historica* (MGH) – ein „karolingischer Renaissancemensch: Die Themen Rudolf Schieffers sind so vielfältig wie das Abendland“, so charakterisiert ihn P. BAHNERS zum Wiegenfest. Er war der erste Professor, der sich mit dem Autor an einen Tisch setzte, um die Phantomzeitthese zu diskutieren [vgl. Illig 1996, 113-119]. Er war nicht der letzte, dem die Argumente ausgingen.

Bahn timers, Patrick (2007): Der Jüngling an der Quelle. Dem Historiker Rudolf Schieffer zum Sechzigsten; in *Süddeutsche Zeitung*, 29. 1. 07

Illig, Heribert (1996): Streit ums zu lange Frühmittelalter. Mediävisten stolpern über hohe Ansprüche und leere Zeiten; in *Zeitensprünge* 7 (1) 107-120

Archäologe nach vorn

Die Stiftung Preußischer Kulturbesitz bekommt einen neuen Präsidenten: Auf Klaus-Dieter Lehmann folgt Hermann PARZINGER. Der 48-Jährige ist Prähistoriker und Archäologe, der Grabungserfahrungen in Iran und Kasachstan, in der Türkei und Spanien besitzt und sich mit dem ganzen Zeitraum der Völker Eurasiens zwischen Neolithikum und Mittelalter beschäftigt hat. Aus unserer Sicht kann es wirklich nicht schaden, dass endlich einmal ein Archäologe präferiert wird. (Er war seit 2003 Präsident des *Deutschen Archäologischen Instituts*, DAI, in Berlin). Hier folgt ihm Hans-Joachim GEHRKE).

Müller, Lothar (2007): Enthüllung eines Nachfolgers. Hermann Parzinger neuer Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz; in *Süddeutsche Zeitung*, 26. 4. 07

Klimahysterie

Ungefähr seit Jahresbeginn hat die Klimakatastrophe Einzug in die Agenden der Politik gehalten. Wenn die Stimmung weiter aufgeheizt wird, dann wird es in absehbarer Zeit Gefängnisstrafen ohne Bewährung für Klimasünder geben, gleichgültig ob sie leichtfertig Glimmbrände in Gang halten (Raucher), Treibstoff vergeuden oder Fenster nicht isolieren (nur Politiker sind außen vor, weil sie seit 2007 ununterbrochen handeln). Manchmal lohnt der Blick zurück, wie der in das Buch von Heinz HABER (vgl. S. 506). Dieser Professor diskutierte 1965 drei mögliche Ursachen für Eiszeiten/Erderwärmungen: Schwankungen der Sonnenstrahlung, des Kohlendioxidgehalts der Erdatmosphäre und der Erdrotation. Fürs Kohlendioxid gab es eine Graphik:

„Oben: Zunahme des Kohlendioxid-gehaltes der irdischen Atmosphäre in Millionstel während des letzten Jahrhunderts, die vermutlich durch die industrielle Verbrennung von Kohle und Öl verursacht worden ist. Unten: Zunahme der mittleren Jahrestemperatur an 6 europäischen Beobachtungsstationen [Greenwich, Wien, Aberdeen, Uppsala, Trondheim, Stykkishoimur]. Der auffallend parallele Gang der Zunahme der Konzentration von Kohlendioxid in der Erdatmosphäre und der mittleren Temperaturen an diesen Stationen läßt einen kausalen Zusammenhang vermuten“ [Haber 1965, 118].

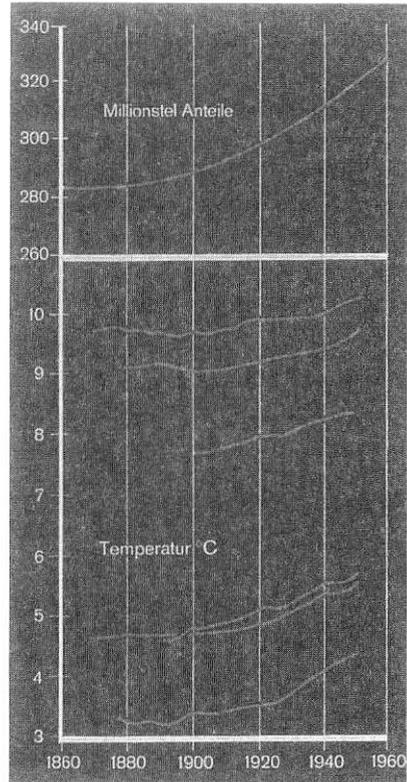
Weiter sind wir heute auch nicht. Aber wir wissen, dass der Treibhauseffekt von der Venus stammt, der 11-jährige Sonneneruptionszyklus besser mit der Erwärmungskurve korreliert als die Kohlendioxidkurve und die Erdrotation Schwankungen unterworfen ist (7 Jahre keine Schaltsekunde; vgl. S. 490). Aber das CO_2 , nicht etwa die Wolkenbildung, muss der Sündenbock sein.

Natürlich soll der Mensch nicht leichtfertig, aus Dummheit, Bequemlichkeit und Habgier, seine Atemluft vergiften und belasten, aber es dürfte Schlimmeres geben als CO_2 , das z.B. Vulkane unerlaubt ausstoßen.

Haber, Heinz (1965): *Unser blauer Planet. Die Entwicklungsgeschichte der Erde*: Stuttgart

Heinsohn, Gunnar (1996): Venushitze und Erderwärmung; in *ZS* 8 (2) 223-233

Illig, Heribert (1997): Verdichtete Treibhaus-Psychose (mit W. Thüne; Rezension N. Calder); in *ZS* 9 (4) 698 f.



Meteoritenkunde

Erst seit 213 Jahren wird nicht mehr als Märchenerzähler verlacht, wer Steine vom Himmel fallen sah. Als 1790 der Gemeinderat von Barbotan (F) ein Protokoll erstellt, in dem 300 Augenzeugen eines Steinschauers genannt werden, empört sich ein Wissenschaftler, dass man einen „physikalisch unmöglichen“ Vorgang auch noch amtlich beglaubigt habe. 1794 löste sich der vor 250 Jah-

ren geborene Ernst Florens CHLADNI (1756–1827) von Ursachen wie Elektrizität, Irrlichtern, entflammtem Wasserstoff oder öligen Dünsten und fand die uns vertraute Lösung: Objekte mit dem Tempo von Himmelskörpern dringen in die Erdatmosphäre ein. Berühmt wurde er aber nicht durch diese naturwissenschaftliche Aufklärung eines Rätsels, sondern durch die Chladnischen Klangfiguren.

Pinter, Christian (2006): Vater der Meteoritenkunde: in *Wiener Zeitung*, 25. 11. 06

Wann schlägt Apophis zu?

Nach verbesserten Berechnungen wird der 250 m messende Asteroid Apophis am 13. 4. 2029 die Erde um lächerliche 30.000 km verfehlen (mittlere Mondentfernung 384.000 km). 2036 kann es noch schlimmer kommen, doch das hängt von der Passage 2029 ab. Derzeit werden Hilfspläne diskutiert – Zertrümmerung höchst problematisch, Andockung eines schweren Raumschiffs zur langsamen Bahnveränderung günstiger – und vor allem das Problem, ob die Menschheit überhaupt entscheidungsfähig wäre, wenn nur ein Teil der Erdoberfläche betroffen sein dürfte.

Illinger, Patrick (2007): Schüsse aus der Finsternis. Das Beispiel des Asteroiden Apophis zeigt, wie schlecht die Menschheit auf eine kosmische Kollision vorbereitet ist; in *Süddeutsche Zeitung*, 28. 2. 07

*

Neue Bücher unserer Autoren:

Stefan Diebitz: *Glanz und Elend der Philosophie*. 352 S., gebunden, 27,90 €, erschienen im Omega Verlag S. Rauch, Stuttgart

Franz Siepe: *Die Farben des Eros*. Schönheitsideale im Wandel der Zeit. Ca. 140 S., gebunden, 16 €, ab September im wjsverlag, Berlin

Mantis Verlag:

Endlich wieder greifbar: Gunnar Heinsohns kühner Alleingang von 1988, der die rätselhaften, nie tradierten Kulturen im Nahen Osten auf das Format zurückführt, das uns von der antiken Schriftkultur überliefert worden ist:

Gunnar Heinsohn: *Die Sumerer gab es nicht. Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in der »Zivilisationswiege« Südmesopotamien*; erweitert von 213 auf 312 Seiten, 19,90 €, für *Zeitensprünge*-Abonnenten 18,50 € (für ausländische Abonnenten Portozuschlag).

Martin Kerner: *Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendarik*. 197 Seiten, über 55 Abbildungen, gebunden. Erstauflage, 18,90 €, für Abonnenten 17,50 € (für ausländische Abonnenten Portozuschlag).

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

Heinsohn, Gunnar (²2007): Die Sumerer gab es nicht. Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in Südmesopotamien. 311 S., Pb.; 19,90 €, für ZS-Abonnenten (= für Abo.) 18,50 €

Kerner, Martin (2007): Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendarik. 197 S., ca. 55 Abb., gebunden; 18,90 €, für Abo. 17,50 €

Kerner, Martin (2006): Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra. 368 S., ca. 85 Abb., gebunden; 24,90 €, für Abo. 22,- €

Heinsohn, Gunnar (⁵2006): Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit
158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €

Illig, Heribert (²2005): Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie. 240 S., zahlreiche Abb., Pb.; 17,90 €, für Abo. 15,- €

Thiel, Werner (2005): Schwert aus Pergament, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €

Birken, Andreas (2004): Neuer Atlas zur Geschichte des alten Orients
Karten und Regentenlisten. CD, für ZS-Abonnenten (= für Abo.) 17,50 €

Heidrich, Specht K. (2004): Mykenische Geschichten: Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. 416 S., 24,50 €, für Abo. 21,50 €

Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert (⁵2003): Wann lebten die Pharaonen?
503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €

Illig, Heribert · Löhner, Franz (⁶2003): Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit. 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €

Weissgerber, Klaus (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte
325 S., 35 Abb.seiten, Pb. 19,80 €, für Abo. 17,50 €

Illig, Heribert · Anwander, Gerhard (2002): Bayern in der Phantomzeit
Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Zwei Bände
958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, für Abo. 25,- €

Menting, Georg (2002): Die kurze Geschichte des Waldes. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte 170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, für Abo. 13,-

Siepe, Franz (2002): Fragen der Marienverehrung. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 Seiten, 16 Abb., Pb.; 17,90 €, für Abo. 15,- €

Tamerl, Alfred (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung
327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €

Heinsohn, Gunnar (²1997): Wer herrschte im Indus? Die wiedergefundenen Imperien der Meder/Perser. 102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, für Abo. 5,-

Illig, Heribert (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?
405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abo. 5,- €

Sonnenschmidt, Reinhard (1994): Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, f. Abo. 5,- €

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 19, Heft 2, August 2007

- 243 Editorial
- 245 Fabian Fritzsche: Eine 'Geburtstagsapotheose'
- 247 Heribert Illig: Istrianisches als Jahrestreffensurrogat
- 272 Gunnar Heinsohn: Gleichsetzungen aus der stratigraphischen Wiederherstellung der Alten Geschichte
- 276 Martin Kerner: Das Steinbeil von Günserode
- 279 Klaus Weissgerber: Zwischen Echnaton und Kambyses (III) (Aegyptiaca VII/3)
- 300 K. Weissgerber: Bemerkungen zur Amarna-Problematik (Aegyptiaca VIII)
- 315 Werner Frank: Konstantin der Große in Trier. Eindrücke bei Rundgang und Katalogstudium
- 317 Jan Beaufort: Wer erfindet historische Zeit? Überlegungen zum Motiv der mittelalterlichen Zeitfälschung
- 333 Andreas Otte: Zoltán Hunnivári: *The Hungarian Calendar*
- 341 H. Illig: St. Pantaleon – vier Rekorde fürs Guinness. Sven Schütte als karolingischer Lückenbüßer
- 369 Georg Dattenböck: Die Kroaten: Volk mit sagenhafter Herkunft!
- 378 Renate Laszlo: Das St. Severusstift in Gemünden im Westerwald. Vom Schweigen zwischen erster und zweiter Urkundennennung
- 389 Marianne Koch: Originales vom Erzfälscher Wibald von Stablo
- 407 H. Illig: Arbeitsentlastung für Wibald. Eine Wandlung der These von Hans Constantin Faußner
- 413 Gerhard Anwander: Auf den Spuren der *Germania* und anderer Fälschungen
- 443 Günter Lüling: Preußen von gestern und der Islam von morgen
- 467 Robert Zuberbühler: „Wirklichkeit“
- 487 R. Schumacher: Der Hund, der Eier legt. Über den tatsächlichen Wert von Statistiken
- 489 Werner Benecken: Die zwei Variablen bei einer Eklipse. Der Mond und die falschen Terminierungen der Finsternisse
- 502 Christian Blöss: Brief [wegen Konstantin Meyl]
- 506 H. Illig: Antwort auf den Brief von Chr. Blöss
- 508 Wulf Dettmer: Diskrepanzen beim Rezensieren
- 511 H. Illig: Ein Verfälscher am Werk. Replik auf Molkenhins Kritik
- 527 Kaleidoskop

ISSN: 0947-7233